



Aug. F. Ammann

Dieser Band

gehört in's

Fach ~~39~~. 65



ART. INSTITUT ORELL FÜSSLI ZÜRICH

Bild Walters von Eschenbach.

Nach einem Glasgemälde in der Kirche von Kappel a./A.

er



inem Glasgemälde in der Kirche von Kappel a./A.

Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1894

Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde.

Neue Folge:
Siebzehnter Jahrgang.

Zürich.
Fäsi & Beer.
1894.

Inhalts-Verzeichniß.

Briefe von Joh. Georg Schultheß an Bodmer.

Herausgegeben von Jakob Bächtold[1])

Die folgenden für die Geschichte der deutschen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts willkommenen Briefe, ursprünglich zum Bodmer-Nachlaße gehörig, jetzt aber in Züricher Privatbesitz befindlich, führen in die Jahre 1749 und 1750 zurück und sind von einem jungen Züricher, einem Schüler und Verwandten Bodmers, auf einer litterarischen, von diesem veranlaßten Missionsreise nach Berlin an Bodmer geschrieben worden. Auf der Heimkehr im Sommer jenes Jahres führte der Züricher Sendbote vielleicht nicht ohne allerlei Bedenken den jugendlichen Messiasdichter in die Arme Vater Bodmers.

Dieser, der seit der Fehde mit Gottsched seinen persönlichen Einfluß auch über Norddeutschland zu verbreiten suchte, besaß in

[1]) Die Abschriften besorgten eine Anzahl Mitglieder des deutschen Seminars der Hochschule. Die Kenntniß der Originale verdanke ich Herrn Nationalrath Oberst Meister in Zürich.

Berlin seit 1747 an seinem Schüler und Freunde Johann Georg Sulzer aus Winterthur einen einflußreichen Parteigänger. Schon das Jahr zuvor hatte er den originellen Winterthurer Diakon Johann Heinrich Waser, den Übersetzer Lucians und Swifts, als Emissär dorthin absenden wollen. Für Bodmers Zwecke war um die nämliche Zeit Johann Kaspar Hirzel, der nachmalige Stadtarzt und gemeinnützige Schriftsteller, 1746 zu seiner praktischen Ausbildung in Potsdam weilend, thätig.

Im Sommer 1749 trat der junge Züricher Theologe, Johann Georg Schultheß, der Herausgeber der Bodmer'schen Gedichte und der Epigramme des Wernicke, eine Bildungsreise nach Berlin an. Er sollte unterwegs in Leipzig, in Halle, in Göttingen und Hamburg den berühmtesten Dichtern und Schriftstellern seine Aufwartung machen.

Joh. Georg Schultheß[1]), geboren 23. November 1724 in Zürich, hatte im April 1747 sein theologisches Examen absolviert. Er war Mitglied eines schönwissenschaftlichen Vereins, der unter Bodmers Leitung stehenden „Wachsenden Gesellschaft" gewesen. Bodmer empfahl ihn an Sulzer, der Theolog Zimmermann an Hofprediger Sack in Berlin und an Formey, den Sekretär der Akademie. Auf der Hinreise besuchte Schultheß Meister in Erlangen; in Leipzig sah er Gellert, Rabener, Kästner (Gottsched war abwesend), Ernesti, den Freund Breitingers. Dann begab er sich nach Halle zu Professor G. F. Meier; von da aus reiste er nach Crellwitz zu J. A. Cramer, der eben seinen Freund J. Adolf Schlegel bei sich hatte; ebenso ging er zu Pastor Samuel Lange nach Laublingen. In Berlin verkehrte er meistens mit

---

[1]) Vgl. O. Hunziker in der Allg. Deutschen Biographie 32, 696 ff.; sowie meine Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz S. 591 und Anmerkungen S. 182 ff.

Sulzer, dann mit Ramler und Sack. Mit Sulzer zusammen besorgte er den Druck der ersten Gesänge des Bodmer'schen „Noah". Er unterrichtete in Berlin eine Cousine des Marquis d'Argens im Griechischen und betrieb eifrig Englisch. Zu gleicher Zeit befand sich Salomon Geßner als Buchhändler-Gehilfe daselbst. Mit diesem war er oft bei Ewald von Kleist in Potsdam; zweimal reiste er zu Gleim, bei dem er Klopstock kennen lernte. Im Mai 1750 ging er mit Georg Steiner von Winterthur, der bei Sulzer studierte, zu Hagedorn nach Hamburg und wurde durch ihn mit Samuel Reimarus, dann mit den dortigen Poeten Richey und Beermann bekannt. In Braunschweig sah er Klopstock zum zweiten Male, ferner Ebert und den Abt Jerusalem, in Göttingen Albrecht Haller. Ende Juni traf er in Magdeburg mit Sulzer, der einen Besuch in der Schweiz vor hatte, zusammen und unternahm es nun, gemeinschaftlich mit diesem und mit Steiner, den Messiasdichter in Quedlinburg abzuholen, um denselben Bodmern zuzuführen. Ende Juli brach man auf. Klopstock konnte sich kaum zur Reise nach Zürich entschließen, war aber zurückhaltend, „mir die Schwierigkeit merken zu lassen, und es that mir nachher leid genug, sie zu spät errathen zu haben". So bemerkt Schultheß in einer vorhandenen autobiographischen Skizze. In dem bekannten Zwiste Bodmers und Klopstocks nahm er Partei für den letztern und verscherzte dadurch auf eine Zeit die Gunst Bodmers. Im Februar 1752 wurde er Pfarrer zu Stettfurt im Thurgau und vermählte sich in diesem Jahre mit einer Tochter des Pfarrers Goßweiler von Marthalen. Klopstock urtheilte von ihr: „Sie ist schön, recht schön, nach meinem Geschmacke, auf die feinste Art witzig, satirisch und hat ein edles Herz". Von Stettfurt aus redigierte Schultheß die Zeitschrift „das Nützliche mit dem Angenehmen" (1756—1757). Im August 1769 siedelte er als Pfarrer nach Mönchaltorf über und ist am 7. Mai 1804 dort gestorben.

Seine Hauptthätigkeit galt der Übersetzung griechischer Philosophen. Außer Platos „Gorgias“ und den Unterredungen über die Gesetze veröffentlichte er die Bibliothek der griechischen Philosophen, 4 Bde. (1778—1782). Die letzte Übersetzung darin ist die Arbeit seines gleichnamigen Sohnes, geb. 1758 (Diakon am St. Peter, fruchtbarer Schriftsteller, Dichter), welcher infolge einer Kopfwunde, die er am 13. September 1802 durch eine zersprungene Granate erhalten, am 20. September starb. Ein anderer Sohn, Johann, Professor der alten Sprachen in Zürich, ist der bekannte Mitherausgeber der Werke Zwinglis.

J. G. Schultheß regte bei seinem Aufenthalt in Berlin zusammen mit Sulzer und Ramler nach dem Muster ähnlicher litterarischer Vereinigungen in Zürich die Stiftung des Berliner Montagsklubs (ursprünglich Donnerstagsklubs) an, welchem 1754 auch Lessing beitrat. Sulzer und Ramler waren die ersten Senioren der Gesellschaft, und als Ramler wenige Tage vor der fünfzigjährigen Jubiläumsfeier des Klubs 1798 starb, wurde Schultheß aus der Ferne als nunmehriger Senior begrüßt und mit der goldenen Gedächtnißmünze, die zu diesem Anlaß geprägt worden war, beschenkt. Nicolais „Neue allgemeine deutsche Bibliothek“ brachte damals das Bild desselben. Vgl. auch Kalender des Montagsklubbs zu Berlin auf das Jahr 1789.

Mit Klopstock blieb er in freundschaftlichen Beziehungen. Briefe von Klopstock an ihn sind in der Briefsammlung von Lappenberg (1867) abgedruckt. 1762 versicherte ihn der Dichter seiner alten Anhänglichkeit und setzte hinzu:

„Klopstock bin ich, der Vorige,
Von Schweizer Treu und Blut.

(Nach der Melodie: Wilhelm bin ich, der Telle“ u. s. f.) Eine zutreffende Charakteristik des jungen Dichters gibt Schultheß 1750 in einem Briefe an Ramler: „Klopstock, der sich mit der größten

Leichtigkeit aus seinem epischen Ernst herunterlassen, mit Jünglingen und Mädchen auf die beste Art muthwillig sein kann und eine erstaunliche Biegsamkeit des Geistes besitzt, mit Leuten von allen Charakteren umzugehen: Klopstock ist in dieser Absicht die Bewunderung aller Klugen, wiewohl auch die Ärgerniß einiger allzu Ernsthafter, die seine jugendliche Liebe der Freuden mit seiner epischen Größe und messianischen Ernsthaftigkeit nicht reimen wollen". (Vgl. die Briefe von Schultheß an Ramler aus den Jahren 1750—1751, gedruckt in Seufferts Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 4, 64 ff. 1891.) Am innigsten war er mit Salomon Geßner befreundet. Eine Anzahl Briefe Geßners an ihn hat Heinrich Wölfflin in seinem Buche über Salomon Geßner S. 149 ff. mitgetheilt.

1.

Berlin, den 27. September 1749.

Geschätztester Gönner!

So stark bey mir die Neugierigkeit ist, Deutschlands witzige Geister zu besuchen, so groß ist auch die Willfertigkeit, Ihnen von Zeit zu Zeit ausführliche Nachricht zuerteilen von allem, was ich in dieser Sphäre merkwürdiges entdecke: ein Amt, das sich mir von selbst zur Pflicht machet, dazu ich weder aufgefodert werden noch mich selbst antreiben darf. Nürnberg und Dresden haben mir nichts sehen lassen, das in die schönere Gelehrsamkeit einschlüge. Es ärgert mich, daß meine Erzählung von einem Nichts anfangen muß. Herr Dilthey[1]) zeugte, daß in Nürnberg ein Schwarm Schmierer sey, daß diejenigen, die im Lesen Ge-

[1]) Leopold Friedr. August Dilthey (1725—1767), damals Adjunkt des reformirten Predigers in Nürnberg, seit 1760 reformirter Pastor in Petersburg, Herausgeber einer Wochenschrift „Der Christ".

schmack und Wahl zeigen, kaum eine Zahl ausmachen. Er behilft sich deßnahen mit abstrakten Freundschaften von Algebristen, Metaphysikern, Geographen, Chymisten. Was es für ein Unstern gewesen, der in Dresden gehindert, daß Rost[1]) und ich nicht zusammenkamen, ist mir verborgen. Erst am dritten Tage habe ich ihn ausfündig gemachet, nachdem man mich zuvor zu einem letzen[2]) gewiesen, der wol auch ein Rost und ein Secretair war, sonst aber mit unserm Mann nichts gemein hatte und ihn nur nicht einmal kannte. Ich erfuhr endlich im Buchladen, daß er Bibliothekar bei dem Graven von Brühl sey, und da ich bey ihm um Besuch fragen ließ, erbot er mir, er wolle zu mir kommen. Weil dies nicht geschah, suchte ich ihn auf der Bibliothek und in seiner Wohnung, und an beyden Orten umsonst. Durch ihn wollte ich mir den Zutritt zu Liscow[3]) bahnen: ich mußte also auch diesen verfehlen. Denn sonst wußte mir niemand, wen ich auch fragte, von Liscow Nachricht zugeben. Mr. le Maitre[4]) in Erlangen führte mich zu Herrn Prof. Roßmann[5]), von dem die Erlangischen gelehrten Anzeigen kommen. Dieser Mann hat ehmalen neben Pyra u. Lange[6]) in Halle studirt und stuhnd mit ihnen in einer critischen Gesellschaft.

---

[1]) Johann Christoph Rost (1717—1765), der undankbare Schüler Gottscheds, üppiger Dichter und Satiriker.

[2]) d. h. falschen.

[3]) Christian Ludwig Liscow (1701—1760), der bekannte satirische Prosaist, kurz darauf wegen freimüthiger Äußerungen über die Finanzwirthschaft des Grafen Brühl in einen Prozeß verwickelt und eingekerkert.

[4]) Johann Heinrich Meister von Zürich (1700—1781), 1721 Prediger der französ. Gemeinde in Bayreuth, 1733 Hofprediger in Bückeburg, seit 1757 Pfarrer zu Küßnach, Vater des bekannten Jakob Heinrich M.

[5]) Andreas Elias Roßmann, Jurist. Vgl. Zedler 32, 1030; schrieb auch über die ersten Gesänge des „Messias".

[6]) Immanuel Jakob Pyra, gest. 1744 als Korrektor in Berlin, der Freund des Pastors von Laublingen, Samuel Gotthold Lange. Ihre Gedichte hatte Bodmer 1745 herausgegeben als: „Thirsis u. Damons freundschaftliche Lieder."

Er soll unter allen Professoren in Erlangen den besten Geschmack haben, den ihm aber auch, so viel ich merke, niemand streitig zu machen bemühet ist, es wäre denn Dr. Huth[1]), der itzt ganz in der theologischen Gelehrsamkeit stecket und sich nur etwa bei gegebenem Anlaß in Discurse von Poesie oder Critik mischet. Ob man den Reim behalten soll oder nicht, ist ihm wichtigste Streitfrage. Roßmann ist wider den Reim, Huth schätzet ihn. Dieser letztere stuhnd ehmals in Jena, und war dort Vorsitzer der deutschen Gesellschaft; er benachrichtigte mich, daß Prof. Blaufus[2]) sein Eleve sey. Er hat mich mit einem Schock Gedichte, Reden u. theolog. Dissertationen beschenket, die er etwa eine halbe Stunde lang aus großen Haufen, die an den Wänden seines Musaei aufgethürmt stehen, ausgesucht hat. Er kam in den Schweiß, da er diese Lasten aufwühlte; es gerieth ihm, da er also im Feur war, eine Ode in die Hand, deren er sonderbar gut war. Die las er mir ganz vor; sie klang erhaben und pathetisch aus dem Munde des Hr. Doctors und Autors. Er wird einmal die besten von seinen Stücken aussuchen und der Welt einen Band oder zween liefern. Hr. Hofprediger Boller in Bareyth[3]), hat sich um Sie fleißig erkundiget. Der Mann seufzet nach dem Vaterland und klaget, daß er in Zürch so gar vergessen sey. Es ist ihm nicht zu verargen, denn in Bareyth sollen keine Leuthe für seinen Umgang seyn.

Erst in Leipzig fand ich endlich, wornach mich sehnte: zwar Klopstock meinen grösten Wunsch nicht, den muß ich erst in der Rückreise in Langensalz sehen oder bey Ihnen in der Schweiz an-

---

[1]) Caspar Jakob Huth, Professor der Theologie und Pastor in Erlangen.

[2]) Jak. Wilh. Blaufus in Jena, der mit Bodmer über Altdeutsches korrespondirte.

[3]) H. Boller, geb. 1708, seit 1732 Hofprediger in Bayreuth, 1749 als Pfarrer nach Küßnach berufen, gest. 1757.

treffen. Wenn er sein Versprechen zu Ihnen zukommen vorher nicht erfüllt, so will ich allen meinen Kräften aufbieten, ihn mit mir in die Schweiz zubringen. Hr. M. Gellert ist der erste, den ich gesehen, dieser Mann von sanftem und angenehmem Wesen. Wie ein Bach, der sittsam fortwallet und nur einigen Stellen kleine lieblich murmelnde Wellen wirft, so ist Gellerts stiller Umgang mit Scherz und Satire haushälterisch untermischt. Er hält in seinem Hause einigen Gymnasiasten Collegia über Poesie und Rhetorik. Der Roman: „Die schwedische Grävin" ist von ihm, er scheint nicht sonderlich damit zufrieden. Er hat unlängst eine Reise nach Braunschweig gethan zu seinen Freunden Hr. Prof. Gärtner, Hr. Ebert, Lector der engl. Sprache, und Hr. Zachariä, Hofmeister am Carolino [1]). Er gab mir, der erste, die bedauerliche Nachricht, daß Prof. Schlegel in Soroe gestorben sey[2]). Er will nichts hören, wenn man ihm vorschlägt, einen Versuch in der Tragödie zu tun und uns Schlegeln zu ersetzen. Von Fuchsen[3]) hat er mir den Bericht gegeben, daß er fleißig studire, lange nichts gedichtet; er vermuthet, daß derselbe durch einige Critiken von den Beyträgern etwas schüchtern gemachet worden sey. In der Sammlung vermischter Schriften von den N. Beyträgern sollen gleichwol einige Liedchen von ihm sich finden. Hr. Rabener war nicht in Leipzig wie ich ankam; ich übergab Hr. M. Gellert Ihr Schreiben an ihn zu bestellen. Doch zu allem Glücke kam er den anderletsten Tag vor meiner Abreise ab der Landschaft aus

[1]) K. Christian Gärtner (1712—1791), Professor in Braunschweig, der Herausgeber „der Bremer Beiträge"; Johann Arnold Ebert (1723 bis 1795), Professor in Braunschweig, Uebersetzer. Beide Leipziger Freunde Klopstocks. Friedr. Wilhelm Zachariae (1726—1777), Verfasser komischer Heldengedichte, wie „der Renommist".

[2]) Johann Elias Schlegel (1719—49), der Dramatiker.

[3]) Gemeint ist der „Bauernsohn" und Dichter Gottlieb Fuchs (1720 bis 1799), der seit 1745 in Leipzig Theologie studirte, Pfarrer in Taubenheim.

seinen Geschäften zurücke. Sein lebhafter heiterer und liebreicher Charakter ist so treu an seinem Auswendigen ausgedrückt, daß man bey ihm nicht fehlet, wenn man nach der Aufschrift, die seine Gesichtszüge, Stellung und Bildung vorweisen, auf seinen Geist und Herz wegschließet. Er bedauert, daß er ein Amt[1]) hat, wobey so wenig Menschenliebe statt findt, u. seine meiste Zeit bey geschmaklosen Verrichtungen draufgeht. Die Acciſe von den Gütern genau berechnen u. scharf eintreiben, die armen Bauren mit Weibern und Kindern thränend und kniend vor sich sehen, sich da gleichgültig oder strenge anstellen, wenn innwendig das Herz blutet, sie zu trösten wünschen und ohne Lüge keinen Trost geben können. Von M. Gellert habe mir zeugen lassen, daß Hr. Rabener diese Beschwerden alle dapfer trage, und sich in seinem Amt als einen so treuen Bürger erweise, daß seine Dienste an der Accisen-Cammer sehr hoch geschätzt werden. Gellert und Rabener halten dafür, daß Klopstoks „Messias" keinen Mäcen gewinnen werde: sie wenigstens wissen keinen deutschen Fürsten, von dem zuvermuthen wäre, daß er sich dieses Maro annehmen würde. Ihrem Bedünken nach ist „Messias" noch zu frühe aufgetretten, ehe der Geschmack der Deutschen genugsam zubereitet war, sich in solche Höhen nachzuschwingen. Von der bißherigen biß an Klopstoks Poesie sey ein solcher Sprung, da die meisten deutschen Leser den Zwischenraum nicht absehen mögen. Mich nimmt Wunder, wie viele Jahre man Klopstock noch hätte geben wollen für Wartzeit, oder dem deutschen Geschmake zur Reifungszeit: sind denn die Wege nicht schon angezeigt und geöfnet, die den Geschmack zu dem natürlich schönen und großen hinaufführen? An wem liegt die Schuld, wenn die Menge diese hellen Wege vorübergeht und sich lieber in seltsamen lichtdürftigen Gängen

---

[1]) Der Satiriker Rabener war Steuersekretär.

verläuft? Hr. Rabener hörte es gern, daß ich Hr. Prof. Kästnern[1]) besuchen wollte, und führte mich gleich zu ihm hin. Diesen Mann kränket es ordentlich, daß er sich bey den Schweizern noch nicht aus dem Verdacht eines Gottschedianers gehoben sieht. Es sollte ihm aber gleichgültig seyn, da er itzt von den schönen Wissenschaften zu den Insekten, Zifern und Luftpumpen hinübergegangen ist. Hr. Rabener sagte mir beim Weggehn, daß dieser einer von den ersten in Leipzig Gottscheds Schwäche eingesehen, daß man sich in Ansehung seiner u. andrer, die Gottscheds Schüler gewesen, irren könnte, wenn man sie alle mit Gottsched in einen Topf schmeißen wollte. Gottsched habe schon bey den ersten Stücken der „Belustigungen" seine Hand abgezogen, weil er in der Wahl der Arbeiten mit den Autoren nicht einig seyn konnte, daß man in dieser Monatschrift, wenn man die Geduld haben möchte, nachzusehen, noch so gute Stücke als in den Beyträgen antreffen würde. Er wollte mich auch zu M. Schwaben[2]) führen, dem er auch zum besten redte. Fürwahr Gottsched kann sagen: Siehe, nun haben mich alle verlassen, sogar Schwabe, et tu fili trittest hinter mir ab! Gottscheds ungehaltene Aufführung und beleidigender Stolz hat ihn in Leipzig in eben so große Verachtung gebracht, als die schweizerische Critiken seine falsche Höhe niedergerissen. Es ist ein verworfener Nahmen selbst bey Leuten, die von dem critischen Kriege nichts wissen. Hr. Rector Ernesti[3]) erholte sich von einem Fieber und ware darum raro et perpauca loquens. Wie ich's Hr. Gellerten wieder erzählte, daß dieser Mann den „Messias" von Klopstok rühme, hat er mir versichert, daß derselbe den besten

[1]) Abraham Gotthelf Kästner (1719—1800), später Professor der Mathematik in Göttingen, der Epigrammatiker.

[2]) Johann Joachim Schwabe (1724—84), der Herausgeber der „Belustigungen des Verstandes und Witzes."

[3]) Johann August Ernesti (1707—1781), Philolog und Theolog, Freund Breitingers.

Geschmack unter allen Professoren in Leipzig habe: er habe ihm bey seinen Fabeln u. Erzählungen solche Critiken gemachet, die ihm treffliche Dienste gethan haben. Hr. Prof. Christ[1]) hingegen ist ein geschworner Lateiner; wenn die Deutschen homerisch u. pindarisch sängen, er wird nicht hören, es wäre denn daß sie ihre Gesänge in ein solch gutes Latein übersetzen könnten, daß Christ sie für Überbleibsel des Altertums nehmen müßte. Da ich mit ihm über die deutsche Schriften von Geschmack zureden versuchte, ließ ich diese Seite bald wieder, da er sagte: Solche Dinger liest man einmal für die Langeweil u. legt sie dann in den Winkel; zur Erudition ist da nichts zu erholen. Gottsched habe nicht können sprechen; er ist in Carlsbade gewesen und soll von dannen nach Wien gereiset seyn. Vielleicht wendet er sich zu den Katholiken, ihren Geschmack zu reinigen, weil es ihm bei seinen Mitbürgern nicht gelingen wollen. Wie Kästner sagt, ist die eigentliche Ursach dieser Reise, daß er alte deutsche Poeten aufsuche u. sich in den Stand setze, eine vollständige Historie der alten deutschen Poesie zu verfassen. Er soll aber schlechte Proben seiner Scharfsichtigkeit gegeben haben, indem er nicht einmal die erdichtete Person Klinsor in dem Roman Gamuret u. Parceval von dem würklichen Poeten dieses Namens unterschied, sonder alles was Klinsor im Roman thut in das Leben Klinsors des Poeten eingetragen hat. M. Rothe u. Hr. Schmied[2]) haben mein Vergnügen in Leipzig auch vermehret; der erste in den Engländern u. Franzosen stark belesen, u. mißt, wie nahe die Deutschen in einigen Gattungen der Poesie ihnen beigekommen, wie fern sie noch in andern hinter ihnen seyen. Ich fragte Hrn. Schmied nach seinen Gesängen vom

[1]) Johann Friedrich Christ (1700—1756), der bekannte Archäolog.

[2]) H. Gottl. Rothe (gest. 1808) als Finanzsekretär und Archivar in Dresden; Konrad Arnold Schmied (1716—89), Professor in Braunschweig. Beide von Klopstock öfter gefeiert.

allgemeinen Weltgerichte. Seine Schultern seyen dieser Last nicht gewachsen, war seine Antwort, bey der ich ungewiß blieb, ob es Bescheidenheit des Autor, oder wahres Bekentniß sey. Wie ist meine Hochachtung für den jüngern Hr. Schlegel gestiegen, da mir gesagt war, die choriambische Ode[1]) sey sein Werk, u. für M. Cramer[2]), da ich hörte, er habe die Auferstehung besungen und etliche prosaische Stücke geschrieben, die wir Gärtnern u. Rabenern zuschrieben. Auch von Schlegel sind einige moralische und satyrische Stücke. Dieser hat unstreitig den geschmeidigsten und hurtigsten Geist. Von diesen zween will ich in meinem nächsten Schreiben weitläuftiger seyn u. auch noch meine Besuche bei Prof. Meyer u. Hr. Pastor Langen beschreiben. Die übergebenen Briefe u. imprimer sind an ihre Örter bestellt worden. Hr. D. Hirzels[3]) Brief ist nach seiner eigenen Ordre u. Gutdünken Hr. Wasers[4]), Küntzlins[5]) und Sulzers zurückbehalten worden. Den Brief von D. Gölbli[6]) habe erhalten. Ich habe mit Hr. Prof. Sulzer darüber geredet u. will noch oft mit ihm reden. Er meine durch Mr. Maupertuis wäre was auszurichten. Daß ich bewußte Schrift[7]) noch nicht zu einem Drucker getragen, ist Hr. Prof. Sulzer die Schuld. Er will sich zuerst seine Critiken von Ihnen beantworten lassen, eh man weiter was vornehme. Es kostet mich, meine Ungedult hieben zu verbergen. Ich muß endlich mein Zeitungs-

---

[1]) Schlegels choriambische Ode an Herrn Klopstock vom Jahr 1748. Vgl. dessen Vermischte Gedichte 1, 281.

[2]) Joh. Andreas Cramer (1723—88), seit 1748 Prediger zu Crellwitz bei Halle, Dichter geistlicher Oden und Lieder.

[3]) Johann Caspar Hirzel, der bekannte gemeinnützige Zürcher Stadtarzt.

[4]) Joh. Heinrich Waser (1714—77), Diacon in Winterthur, der Uebersetzer Swifts und Lucians.

[5]) Rektor Martin Künzli in Winterthur (1709—1765).

[6]) Vgl. Brief 6 u. S. 39.

[7]) Das Manuscript der „Noachide".

blatt enden, Sie sind müde zulesen u. ich zuschreiben. Leben Sie gesund u. vergnügt, u. denken Sie an mich als an Ihren

Verbundensten u. ergebensten

Diener u. Peter
Schulbheiß.

Wenn Sie an Hr. Past. Heß[1]) schreiben, bitte ich meinen herzl. Gruß an ihn zu vermelden, u. einen gleichen an Hr. Kirchenschr. u. seine Frau[2]).

2.

Berlin, den 10. Oktober 1749.

Theurester Gönner!

Von meinen Besuchen in Halle habe ich vornehmlich den bey Hr. Prof. Meyer[3]) zu erzehlen u. auch dieser wird wenig genug seyn. Den zweymals war ich bei ihm u. zweymals war er müd u. trocken, wozu er sich Recht u. Erlaubnus dadurch geschaffen hat, daß er mir gleich Anfangs sagte, daß er des Tages 7 Stunden Collegia lese. Ich fragte, ob er über seine Aesthetik, (von deren Hr. Kanzler von Wolf gar nichts hält,) auch ein Collegium halte. Es gienge nicht an, gestuhnd er, weil schon alles darinn so weitlaüftig ausgeführt sey, als nöthig, u. also wenig oder nichts übrig bliebe, darüber zu lesen. Er wolle aber ein Collegium über die Rede- u. hernach Dichtkunst, in

[1]) Johann Caspar Heß in Altstetten, später Pfarrer in Neftenbach (1709—68).

[2]) Kirchenschreiber Salomon Wolf (1716—79), Hausgenosse Bodmers, Herausgeber des „neuen Eidgenossen" (1750).

[3]) Georg Friedr. Meyer (1718—77), Professor in Halle, Schüler des Aesthetikers A. G. Baumgarten. Die unten erwähnte Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst erschien von 1747—49.

welchen er sich auf seine Aesthetik überall beruffen könne; u. diese beyde will er hernach publicieren. Gegen Hr. Pastor Heßen Schrift[1]) hat er die gelassenste Hochachtung: nicht das geringste von einiger Entrüstung war ihm anzumerken. Er wird gelegentlich in einer Zeitung Hr. Past. Heßen sein Compliment darüber machen. Und ich mache hier, da ich dieses allerliebsten Mannes erwehne, meinen Gruß an ihn, in Rechnung, daß er diesen Brief vielleicht zulesen kriegt, u. versichere ihn, daß das Andenken seiner Freündschaft bei mir so lebhaft und öftermalig sey, als es seyn soll. Hr. Prof. Meyer hat von Gottscheden noch nicht das geringste Merkzeichen, daß dieser seine Critik über die Dichtkunst zu Herzen nemme. Ich habe nicht recht klug werden können, wie Hr. Meyer dieses Stillschweigen aufnimmt: ob er sich daraus schmeichelt, ihn überzeugt u. gebeßert zuhaben, oder sich grämet, seine Müh von dem Mann verachtet zusehen. Wir kamen auf Comödien zu reden: er urteilt von Gellerts, daß ihnen das komische mangle, wie Terenzens, u. an Holberg tadelt er, daß er so viele Erfindungen von Thomas Corneille u. Regnard geborgt habe. Mit dem Publicum ist er wegen des häufigen Abganges des „Geselligen“[2]) sehr wol zufrieden.

Den 10. September reiste nach Laublingen, 4 Meilen von Halle, und ward von Hr. Past. Langen u. seiner Doris nach kurzer Bekantmachung sehr freündschaftlich aufgenommen. Die Oden Horazens hat er beinahe alle übersezt, er will aber noch den zweeten Fleiß darüber ergehen lassen. Hr. General von Stille ist bei diesem Werke sein Critikus. Der lateinische Text soll beigesetzt werden, auch sollen Anmerkungen über die einzelnen u. allgemeinen poetischen Schönheiten hinzukommen, darinnen er zu-

---

[1]) J. C. Heß, „Zufällige Gedanken über das Heldengedicht der Messias“ (1749).

[2]) „Der Gesellige“, moralische Wochenschrift, Halle 1748.

weilen mit Dacier u. Sanadon anbinden wird[1]). Jedem Buche mögen überdies ein par od. mehr critische Abhandlungen zuwachsen, über solche Kunstgriffe, die er in der Kürze der Anmerkungen nicht genugsam ausführen konnte. Er nimmt die Mühe, die verschiedenen Lesarten durchzuschauen, u. macht sich zur Regel seiner Auswahl nicht den Ausspruch eines Bentley u. Cuninghams, sonder die innere Schönheit, durch die sich eine Lesart vor den andern ausnimmt. Er sagte mir so vieles von der Mühe, die ihn dieses Werk koste, daß ich ihm selber schier ein wenig Überdruß anzuspüren vermeinte. Doch machte mir wieder Hoffnung, da ich wahrnahm, wie er allezeit mit einer vorzüglichen Liebe gegen dieses Werk redet, u. sich dereinst größer damit wissen will, als mit allem, was er sonst geschrieben. Es soll kein Gedanke, sagt er, keine Wendung, kein kleiner Zug zurükebleiben, den die Übersetzung nicht in seiner Stärke, Ebenmaß, Schwung u. Geschmeidigkeit wiedergebe. Nur wenn die deütsche Sprache ganz widerspennig ist, will er sich erlauben, einen Ersatz zubrauchen; wenn sich der lateinische Idiotismus im Deütschen nicht nachbilden läßt, so will er ihm zum Trotz einen deutschen gleichbedeutenden entgegensetzen, den das lateinische nicht nachbilden könnte. Er trauet sich aber zu, daß er sehr selten dahin seine Zuflucht nehmen müsse, u. sein Deutsch mit glücklicher Hand zu den horazischen Saiten bequemen wolle. Wo Horaz ungesittet ist u. den Wolstand ungescheüt verletzet, da weicht er von ihm ab, und scherzet fein u. schmakhaft. Ein zweeter Band horaz. Lieder u. ein Buch horazischer Briefe mögen mit der Zeit erscheinen. Der Vorrath dazu ist noch sehr klein u. unausgearbeitet. Er singt nur, wenn ihn die Lust ankömmt; sie kömmt ihn aber selten an, wie mich dünkt, oder kann vermuthlich nicht aufkommen vor dem „Geselligen“,

[1]) S. G. Lange, Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe 1, 139.

der seine Tage u. Treiber hat. Hr. Lange machte mich dasjenige Blatt, das eine eingesandte Critik über diese Monatschrift beantwortet, lesen. Ich ward um mein Urteil von der Beantwortung gefragt, u. zwar mit einer Mine, die mir nicht genug Freiheit ließ. Frey heraus reden wollte ich nicht u. zu loben schämte mich. Ich konnte endlich so viel herausstottern: Sie haben — — eine gute Art ergriffen — — Streitigkeit zuvermeiden. Er ließ mich zu allem Glück um dieses wenige quitt; wenn er mich länger gepresset hätte, so hätte ich müssen mit dem Worte heraus, daß mich die gemachte Critik cavalierisch beantwortet dünke. Die „Blätter critischen Inhalts" sind von Hr. Langen, er will in denselben nach u. nach das Wesen aller Arten von Gedichten erklären. Das Blatt von der Ode hat mir sehr gefallen; sonderheitlich sind gute Sachen, die er vom Unterscheid der pindarischen, horazischen u. anakreontischen Oden hat. Es langet weit, was er sagt, aber doch nicht durchgehnd. Ich habe gewünscht, daß Hr. Lange den Weg der Gedanken in mehrern Oden Pindars u. Horazens ausspähe u. uns von allen Abänderungen desselben ebenso deütliche Erklärung gebe, als er den Anfang gemacht. Jedoch er muß noch viel sagen, dann der „Gesellige" soll etliche Bände stark werden. Unser Hr. Pastor läßt eine Schrift drucken wider Hr. Prof. Meyers „Gedanken vom Zustande der Seele nach dem Tode", ohne Hr. Prof. M. Wissen. Seine Absicht ist, ein Muster einer wolgesitteten friedfertigen Streitschrift zugeben, mit deren er seinen Freünd angenehm zu überraschen gedenkt. Angefangene Gedichte, von denen er die Hand völlig abgezogen hat, liegen folgende bey ihm: Moses: Ein Heldengedicht. Die Kirchenmusik: ein comisches Heldengedicht. Das Gespenst: eine universal-Satire. Betrachtung der 7 Worte des sterbenden Heilandes". Swift nachgeahmt zuhaben in dem „hörnenen Siegfried"[1]), darauf

[1]) Eine Satire gegen die Herrenhuter.

thut er gänzlich Verzicht; aber G. Heideggern[1]) behauptet er nahe gekommen zuseyn. Die Frau Langin[2]) wollte nicht viel Hofnung machen, daß man so bald ihre Muse wieder hören werde; es sey so ein Raptus gewesen, sagte sie, daß sie einmal gesungen. Ich bat sie, daß sie sich diesem Raptus (das war ihr Wort) gelegenlich wieder überließe. Hr. Langen ist sehr leid, daß er dem Hr. von Hagedorn mit der „Reise nach Gaß"[3]) nicht aufwarten kann. Gleim ist Schuld, von dem er sie nicht wieder kriegen kann. Er klagt sich, daß der Briefwechsel von seinen Freunden so sparsam geht, da doch kein Zwist unter ihnen walte, welches dem Hr. Professor zuversichern u. Sie zuersuchen, daß Sie nichts von dergl. Nachrichten glauben, wenn sie nicht von ihm bestätigt werden, mir Hr. Lange angelegenst auftrug. Endlich wiederholt sein stetes Ersuchen, daß Hr. Canonicus Breitinger den Homer übersetzen u. daß die Ausgabe von Opitzen fortgesetzt werden möchte. Er verspricht einen Verleger an die Hand zugeben, wenn die Züricher nicht mehr fortsetzen wollen. Den 12 September reiste wieder ab. Er trieb über die besondere Gelegenheit, die sich gab zu meiner Rükreise, diesen schmeichelnden Scherz: Die Schweizer müssen dem Himmel auch fast gar zu lieb seyn. Damit einer von Laublingen nach Halle bequemlicher als mit dem ordinar-Postwagen reisen könne, muß ein ehrlicher Amtschreiber krank werden u. eine Chaise nach dem Doktor von Halle schicken, deren sich der Schweizer bedienen könne. Ohne dieses hätte ich erst den 13. Abends von 8 Uhr biß gegen Mitternacht reisen müssen. Den 13. reiste dann von Halle nach Cröllwitz zu Hr. M. Cramer,

---

[1]) Züricher Satiriker (1666—1711).

[2]) Die oben erwähnte Doris, Anna Dorothea, geb. Gnüge, gest. 1776.

[3]) Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe 1, 157 und 2, 55, 115. „Eines Schweizers Beschreibung der Appenzeller", gedr. a. a. O. 2, 87; vgl. auch Ludwig Hirzel, Wieland, Martin und Regula Künzli, S. 32. Gaß=Gais.

3 Meilen u. blieb da biß den 15. Diesen Besuch erzähle ich im folgenden Briefe. — Jch kan mich nicht darein finden, daß Damon der Athenienser[1]) sich selbst so übel gefangen hat. Dieser kluge Staatsmann läßt sich lediglich von der Schönheit blenden; dieses philosophische Gemüth, das den edelsten Entwurf zu lieben enthält, wirft seine Liebe blindlings einem schönen Angesicht zu, ohne zu erfahren, ob die Person dieser Schönen zu einer solchen Liebe, wie seine war, aufgelegt ist, ob sie für Großmuth u. Tugend Gefühl hat. Wie läßt sich mit so großer Weisheit u. Einsicht, als Damon besaß, eine so grobe Übereilung zusamenreimen? Man sagt mir: die Liebe macht es so; sie herrschet über den Weisen wie über den Naren. Diese Beobachtung mag was wahres haben, aber die übertriebene Unwahrscheinlichkeit, daß Damon eine Hekyra heyrathen könne, wird dadurch nicht gerechtfertiget. Jch muß den Amor nicht mehr als eine allegorische Person, sonder als einen wahren Gott ansehen, der bare Wunderwerke thut, wenn Damon in dem wichtigen Umstande, da er sich verehlichen will, die Regel der Klugheit, die ihm sonst ins Herz gepräget ist, aus dem Gesicht verliert: daß zu einer vergnügten Liebe nicht genug sey, wenn eine Person durch die edelsten und großmüthigsten Triebe die andere glücklich zu machen suchet, sonder daß die letstere für die Bemühungen der ersteren ein empfindliches u. erkantliches Herz haben müsse. Es sey, daß die Liebe gewaltsam bei Damon gewesen, nur daß ihre Macht sich nicht so weit erstrecke, u. ihn zu der leichtesten Behutsamkeit untüchtig mache, ihn, dessen Klugheit außerordentlich ist. Jst die philosophische Liebe so verzweifelt, daß sie es auf Gefahr hin waget, sich an einen Kloß zuverschwenden? Stirbt sie nicht in ihrer Geburt wieder, wenn die Unwürdigkeit des Gegenstandes

[1]) J. G. Sulzer's „Damon oder die platonische Liebe“ 1749; vgl. meine Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz S. 588.

erkennt wird: und ihn kennen zulernen versäumt sie nicht, sonst wäre sie Liebe von der niedersten sinnlichsten Art. Ich bitte mir hierüber unbeschwert Ihre Gedanken aus. Wie geht es Hrn. Kirchenschreiber mit Wernicken?[1]) Ich empfehle mich in des Hrn. Veter Professors geschätzteste Gunst u. bin mit voller Hochachtung

Ihr

Verbundener Diener

Schuldheiß. M.

3.

Geschätztester Gönner!

Sie werden aus meinen zwey Schreiben die süße Hofnung schon verloren haben, durch mich Nachricht von Hr. Klopstock zuerhalten. Wie will er vor Ihnen und vor Hr. Past. Heßen verantworten, daß ich in Leipzig die Versuchung, nach Langensalz zu gehen, überwunden habe? Aber denken Sie 12 Meilen hin u. so viel wieder zurücke: bey meiner Rükreise hingegen habe ich Langensalz in der Route, und weil ich schon gesinnet war, zwey kürzere Detours von Halle aus zu machen, so verschob ich Langensalz desto eher auf die Rükreise, damit meine Reise nach Berlin nicht allzu lange währe. Dazu kömmt noch, daß ich künftigen Frühling das Heldengedicht um vieles größer sehen werde, als ich es itzt gesehen hätte. Der Brief an Hr. Past. Lange ist zurükgehalten worden. Ich habe den Mann in solchen Gesinnungen angetroffen, daß mir leicht war zu erachten, wie ihn der Brief befremdet, gekränket, aufgebracht hätte. Freylich steht es ihm

---

[1]) Wolf corrigirte offenbar die von Schultheß herausgegebene, damals im Druck begriffene und 1749 erschienene Ausgabe des Epigrammatikers Wernicke.

nicht recht, daß „Siegfried“ u. der „Gesellige“ des Hr. Professors Beifall nicht erhalten. Doch ist er auch darüber nicht ungehalten, sonder redte von dieser Sache in einem so gelassenen Ton, der mich schier errathen ließ, er erkenne heimlich seine Schwäche. Aber so viel ist er über sich nicht Meister, daß er frei herausgewonnen gebe, oder für den Beifall des größern Haufens gleichgültig werde. Sein Odi profanum vulgus & arceo hört hier auf seine Maxime zu seyn. Hat Hr. Orell Klagen gegen ihn, so hat er eben so viel hinwieder. Das will ich sie gegeneinander ausmachen lassen, wenn sie Lust haben. Gegen Hr. D. Hirzel ist er nichts weniger als erkaltet[1]. Die Hälfte der Zeit, da ich bey ihm war, machte er mich von ihm, von seiner Frau, von seinem Bruder, von allem, was von ihm zu reden ist, reden: wie es doch zugienge, daß er mir keinen Brief an ihn gegeben habe. Ich glaube, daß mich diese Frage erröthen machte: denn wie hätte sich der gute Mann betrogen, wenn ich den Brief hervorgezogen hätte. Ich entschuldigte Hr. D. Hirzel bei ihm mit der Cur, die er in Trogen gebraucht hätte, da ich abgereiset sey. Ich wird mit dem „Noah“ zum Druck eilen, so viel mir Hr. Pr. Sulzers halbern möglich ist. Denn er hat mir ein starkes Halt gemachet, da er zuerst Ihre Antwort auf seine Critik erwarten will, eh das Gedicht unter die Presse kommen soll. Wenn ich keinen Beweggrund hätte, als daß ich mit Übersendung der zwey ersten Gesänge den dritten gewinne, so wäre ich schon genug angespornt. Wie sehnt mich zu lesen, wie natürlich, wie antidiluvianisch die Töchter Sipha lieben! Die Veränderungen in den zwey ersten Gesängen sind noch früh genug gekommen. Von dem Bautzner[2])

[1]) Dr. Hirzel hatte 1746 Lange von Potsdam aus besucht und war seitdem mit ihm befreundet.

[2]) Chr. Niklaus Naumann aus Bautzen (1720—97), Kritiker, trat später mit Bodmer in Verbindung; berüchtigter Autor des Heldengedichtes

und seinem Anhange will ich genug erfahren, wenn ich nach Jena komme. Ich werde so viel Duncen[1]) ausgekundschaftet haben, als ich Bautzners Mitarbeiter entdeken werde. Der hiesige Zeitungsschreiber Krause und Simonetti[2]) in Frankfurt a. d. Oder, der zuweilen sein Echo ist, gehören in die Zunft. Jener sagte zuerst, und dieser pfiff ihm nach, daß der „Pygmalion"[3]), der hier neu aufgelegt worden, eine so schöne Übersetzung sey, und so wol gerathene Zusätze habe, daß er für Original passieren könne. Über Hallers Vorrede zu Werlhofs Gedichten[4]) macht Krause die erbauliche Anmerkung, daß ein Schweizer den Deütschen auch Recht wiederfahren lassen könne, wenn er nur wölle. Frau Gotschedinn hat vor Ihr. Maj. der Kayserinn in Versen geredet, und Höchstderoselben allergnädigsten Beyfall erhalten. Ihr Mann wirbt in Östereich neue Mitglieder in die deutsche Gesellschaft, und sucht auch in diesem Theil von Deutschland, der noch in großer grammaticalischer Finsternuß stekt, sein Licht aufzusteken.

Ich bin Ihnen noch die Erzählung meines Besuches in Cröllwitz schuldig. M. Cramer, Pastor daselbst, ist derjenige, der unter allen Beyträgern die fruchtbarste Feder hat. Er rennt auf dem großen Feld der Gelehrsamkeit nach mehr als einem Lorbeer. Die pindarische Ode, die Moral im philosophischen, im satirischen und Kanzel-Habit, die Welt- und Kirchenhistorie, und was weiß ich noch mehr? sind seine Laufbahnen. Sein Umgang hat bey dem streng-

---

„Nimrod". Vgl. in den Briefen von Bodmer, Sulzer ... an Gleim denjenigen vom 12. Sept. 1747.

1) Dummköpfe.

2) Victor Krause, Schüler Gottscheds, Kritiker; Christian Ernst Simonetti (1700—1782), Prof. der Theologie in Frankfurt a. d. Oder, Herausgeber der Sammlung vermischter Beiträge zum Dienst der Wahrheit, 1749. Vgl. Briefe von Bodmer, Sulzer 2c., S. 107.

3) Von Bodmer. Vgl. meine Literaturgeschichte S. 584.

4) Die Gedichte von Paul Gottlieb Werlhof, dem hanoveranischen Leibarzte, gab Haller 1749 heraus.

sten Fleiß an angenehmem aufgewecktem und gesittetem Wesen nicht viel Abbruch gelitten. Er war der Liebling der Irene mit den blauen Augen, welche im „Jüngling“ und im „Schutzgeist“ die herrschende Schöne ist; diese war eine Radikinn aus Leipzig [1]). Sie starb zu großem Leidwesen aller Beyträger und Cramers größtem; denn in der That war sie ein außerordentliches Frauenzimmer, wenn ich zu dem Lobe, das sie in den zwo gemeldten Wochenschriften hat, noch die Anecdotes betrachte, mit denen mich Cramer und Schlegel wechselweise in Erstaunung setzten. Der Hr. M. heyratete hernach die jüngere Schwöster von der Seligen. Nach einem kurzen Umgang muß man diese durch das Extérieur niais hindurch, das sie ein wenig verstellt, für ein verständiges und witziges Frauenzimmer verehren. Schlegel [2]) hat mich noch mehr als diese beyde, eingenohmen. Der ist der Poesie eigen, ein Poet von ganzem Herzen, von ganzer Seele. Der Reiz dieser Kunst hat sich in seinen ganzen Charakter ausgegossen. Das edle, das einnehmende in seinem Umgang sind Früchte der Poesie, er beschäftigt auf die leichteste und angenehmste Art die Imagination und die Affecten seiner Gesellschafter. Es that mir wahrhaftig wehe, von dem liebenswürdigen Schlegel zu scheiden, ein solches Herz nur 2 Tage in meinem Leben erfahren zu haben! Er ist bey Cramer an der Kost; glücklicher Pastor! Das gefallende, das lachende, das zärtliche in der Freude und im Schmerzen sind seine Sphäre. Anacreon, Tibull, Ovid, Racine, Lafontaine sind seine Meister. Er hat eine scharfe Kenntniß der Gränzen, innert denen der feine Scherz zwüschen dem frostigen, kindischen und dem plumpen, ausgelassenen liegt. Sein eigenes zum Vergnügen ge-

---

[1]) Johanna Elisabetha Radike, die auch von Klopstock gefeierte Braut Cramers, war 1747 in Leipzig gestorben.

[2]) Johann Adolf Schlegel (1721—1793), Bruder des Johann Elias, Vater der Romantiker, wohnte damals bei seinem Freunde in Crellwitz.

schaffenes Herz sucht durch seine Poesie einige andere zu vergnügen. Wenn er euch anspürt, daß er euch vergnügt, so breitet sich eine Freude über sein Angesicht, eine Wollust durch sein Herz aus, die keine Autorfreude ist, die man deutlich für die Bewegung der Menschenliebe erkennt. Wie liest er die Gedichte so schön! er agirt sie. Cramer las selten selbst, er überließ es billig dem lebhaften Schlegel, sogar seine eigenen Gedichte, die gewiß aus Schlegels Munde nichts verloren. Dem verstorbenen Prof. Schlegel habe erst itzt die Schuld der Trauer bezahlt, nachdem ich mich durch seinen zärtlichen Bruder habe in Trauer setzen lassen. Er lase mir die Trauer-Ode um ihn vor; sie wird bald in den Druck kommen, und auch Sie rühren. Er machte mir einen Krüger bekannt u. bat mich Ihnen zu berichten, daß dieser wol verdiene, von dem andern Krüger, der „Elisien" u. „Atalanten" schreibt, unterschieden zu werden, einen Komödianten aus der Schönemannischen Bande[1]), der in der Sammlung vermischter Schriften zum Zeitvertreibe des Geschmakes 1. B. 4. St. eine schöne Erzählung hat: „Apollo und Minerva". Wegen der Kritik, die in Zürich über den „Schutzgeist" gemachet ward, hatte ich eine attaque. Cramer u. Schlegel stellten sich, als ob sie den Autor derselben nicht wissen und ich ignorierte den Autor des „Schutzgeistes". Das ist nicht zu läugnen, sagte Schlegel, die Recension muß von einem Mann herkommen, der critische Einsichten besitzt, und sie ist mit großem Schein abgefaßet. Es werden soliche Sachen getadelt, die Fehler sind, und eine Schrift der Dunkelheit elender Scribenten würdig machen. Aber ich bezeuge, daß ich diese Fehler in dem „Schutzgeiste" nicht sehen kann, obgleich ich ihn expreß noch einmal gelesen habe. Nein, sagte Cramer, mit einer Mine, auf welcher Gleichgültigkeit mit Unmuth rang, die Recension schüttet auch gar

[1]) Johann Christian Krüger, der Schauspieler, gest. 1750, namentlich bekannt durch seinen „Herzog Michel".

das Kind mit dem Bade aus, u. endet mit einem so beißenden Epilogo, der den Autor ohne Hofnung zu den elenden Scribenten hinschikt u. ihm alle Lust nehmen mußte, ein Wort zu seiner Vertheidigung zu sagen. Man giebt ihm nach kurzem Prozeß den Stäupbesen. Schlegel flog, den „Schutzgeist“ selbst herzuholen, und las mit der besten Art ein par der besten Stücke vor. Sehen Sie, sagte er, sind das nicht Stücke, dergleichen der beliebte „Jüngling“ sich eine Ehr gemachet hat, zu haben? Es ist nur die Frage, meine Herren, sagte ich endlich, nachdem ihre erste Hitze ein wenig verdünstet: ob die Erfindung des „Schutzgeistes“ nicht verschwendet u. unwahrscheinlich sey, wenn man vermittelst desselben keine andere Dinge entdeket, als die man schon überall weiß, oder die man ohne einen solchen Führer leicht findet. Freylich, sagte Schlegel, ist der Verfasser der erste nicht, der einen Schutzgeist annihmt, aber er macht sich die Erfindung dadurch neu u. eigen, weil er sich durch seinen Schutzgeist in solche Gegenden führen läßt, die seine Vorgänger unbesucht gelassen. Die Erfindung ist nicht verschwendet, wenn schon darunter nur über bekannte Charakter moralisirt wird. Denn was will man in der Morale mehr neues erfinden: die Kunst ist nur die alten moralischen Wahrheiten in einem neuen Kleide, das die Aufmerksamkeit reizet, wieder aufzuführen. Ein Schutzgeist, eine solche Maschine aus der Feen-Welt, ist in Deutschland noch ein neues Phänomen. Es hat Wahrscheinlichkeit genug. Oder wie wollte man sonst begreiffen, daß der Autor an verschiedenen Orten unsichtbar vorhanden ist, Reden und Handlungen belauschet, aus denen Charakter erhellen: daß er in Seelen fährt, u. die Gedanken der Leidenschaften sich besprachen sieht, daß er plötzlich von einem Orte zu einem andern kömmt. So hat Moncrif den Moralen durch Dichtungen aus der Feen-Welt einen neuen Aufzug gegeben, in welchem sie mehr in's Auge fallen. Das System seiner Dichtung giebt ihm, wie unserm Verfasser das Band, solche Begebenheiten

und Umstände bequem nach seinen Absichten zusammenzuhängen, die sonst mit keiner Wahrscheinlichkeit zusammenhängen würden. Ich erwiederte, der Schutzgeist zeige uns mit dem allen zuletzt Menschen: nun wisse ein jeder, daß es ohne Hexerey zugehe, diese kennen zu lernen, u. werde des Autors lachen, der sich Erscheinungen, Offenbarungen, Luftreisen, Seelendurchwanderungen rühmt, u. uns ab diesem kostbaren u. mühsamen Weg nichts anderes kramet, als was so mancher andere durch aufmerksame Erfahrung entdeken könne; man werde einen Theophrast, einen Rochefoucault, einen la Bruyère noch allezeit mit Vergnügen lesen, ob gleich sie sich nicht für Geheimschreiber eines Esprit familier ausgeben, sondern nur die Beobachtungen u. Gemählde, die sie mit eignen Augen, von der Natur von der ersten Hand empfingen, bestimmt und richtig aufgezeichnet hatten. Sie fingen an, was sie schon gesagt, in anderen Tours zu wiederholen: es war also Zeit dem Discurs ein Ende zu machen. Ich gab ihnen so viel gewonnen: es sey hin und wieder was schönes in dem „Schutzgeiste", u. die Dichtung desselben möge bei einigen Leuthen den Effect thun, den der Autor erzielet habe. Cramer nahm endlich die Larve weg, u. vertraute mir, daß er der Autor sey. Dieses Geheimnis mußte ihm mit einem andern bezahlen, und ihm den Autor der Recension entdecken. Sie hatten es vermuthet, Cramer und Schlegel, daß Sie derselbe seyen, aber sich doch befremdet, daß Sie so streng mit diesem Buch verführen. Es ist fatal, sagte Cramer, daß diese Wochenschrift besonderer Umstände wegen eher sich beschloß, als ich mir vorgenohmen hatte. Wenn ich meinen Plan ausgeführt hätte, so wäre ein ganzer Roman daraus worden u. dann hätte man erst gesehen, wie ich meine Dichtung angewendet hätte. Mit diesem habe die Ehre mich Ihnen in fortwährende geschätzte Gunst zu empfehlen, Ihnen alles Vergnügen zu wünschen, der ich bin

Ihr

Verbundenster Diener u. Freund:

Schuldheiß.

Berlin, den 29. Oktober 1749.

4.

Theurester Gönner!

Heute verreist „Noah“ nacher Leipzig unter die Presse, wo er durch die Weidenmannische Handlung seinen ersten Ausflug auf die Neujahrs Messe nehmen wird. Von da aus kann Ihnen eine Anzahl Exemplare zugeschickt werden: wie aber dieses zugehen soll, ohne etwas von dem Geheimniß blicken zu laßen, das werden Sie angeben.[1]) Hr. Prof. Sulzer hat mit dieser Handlung Bekanntschaft u. Korrespondenz; der Verleger empfängt das Mscr. durch ihn, u. weiß also niemand, daß ich es in Deutschland gebracht, als Hr. Prof. S. Die 3 Zusätze, die Sie mir in Ihrem Gef. vom 12 Novemb. communicirt, haben noch können an ihren Ort gefügt werden. Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie meiner Ungeduld, mit der ich den folgenden Gesängen entgegensehe durch Mitteilung der Inhalte um etwas trösten gewollt haben. Die Messiade Ihres Sipha[2]) wird auf die Neujahrsmesse in Halle bei Hemmerde herauskommen, mit dem 4. u. 5. Gesange. Es ist mir sehr lieb, daß Klopstock Ihnen sicher zugesagt, auf den Frühling nach der Schweiz zukommen. Ich will nichts versäumen, meine Rückkunft in seine Reisegesellschaft einzurichten. Ich habe Mühe, mir die Verwirrung des Mirza[3]) so groß vorzustellen, daß er darin sollte vergessen haben, seine geliebte um ihn höchstverdiente Michal aus der grösten Lebensgefahr mit sich fortzureißen. Sie scheint ihn in ihrer Rede daran zu mahnen, aber er versteht es nicht und sorgt nur für sein Leben. Er liebt Michal nicht halb so zärtlich, als sie ihn. Daß er tags darauf aus Ohnmacht ins Wasser fällt, sehe ich für eine verdiente Strafe seiner Unbedachtsamkeit u.

---

[1]) Ueber die Geheimthuerei bei der Herausgabe des „Noah“ vgl. meine Literaturgeschichte S. 600 ff.

[2]) D. h. Klopstocks.

[3]) Erster Gesang des „Noah“, a. a. O. S. 603 f.

Kaltsinns an, die ihn gehindert Michal zu erretten. Hr. Prof. S. wird Ihnen vermuthlich von einer neuen Gelehrten Zeitung Nachricht geben, die er u. etliche seiner Freunde, darunter auch Ramler, schreiben will.[1]) Der „Noah" wird wol die erste Poesie seyn, die darin wird recensirt werden. Voltaire in seinen Visions de Baboue, ou le monde comme il va ist gleicher Meinung mit Hr. Prof. S., daß die Welt um lächerlicher Thorheiten willen keine Sündflut verdiene. Allein das Principium, darauf sich dieses Urteil gründet, taugt nichts, weil man aus demselben allen Lastern das Wort reden könnte. Ein jedes Laster hat in Irrtum u. Thorheit seinen Ursprung; allein es wird strafbar, wenn es aus diesem Ursprung zu schädlichen u. bösen Handlungen fortgeht. Die Nachricht, daß sich Landpfarrherren an der Messiade reiben, ist mir recht lustig; was wird das für Zeug seyn![2]) Ich wünsche, daß ich Ihnen den Msc. Anno[3]) zuhalten könne. Ich habe Potelwitzen[4]) umsonst nachgefragt, man ignorirte ihn standhaft: wenigstens in Leipzig; ob ich in Cröllwitz hiervon geredt, besinne mich nicht mehr. Gärtner macht zuviel Gelegenheitsgedichte an den Hof in Braunschweig. Hrn. von Kleist habe erst einen Augenblick gesehen, da er hier durch nach Pommern, seinem Vaterlande, reiste; er wird nächstens zurück kommen. Sein „Frühling" ist in Ramlers Händen, er putzt u. vermehrt schon lang daran, u. macht noch keine Hofnung, daß er ihn vor einem Jahr herausgeben wolle. Die Verse können ihm kaum musicalisch u. symphonisch genug seyn. Er ist Kleists u. Gleims bevollmächtigter Criticus. Die 2te

---

[1]) Critische Nachrichten 1750.

[2]) J. H. Wasers Briefe zweier Landpfarrer die Messiade betreffend 1749, erst 1793 gedruckt.

[3]) Die Handschrift des alten Annoliedes.

[4]) Eine von Bodmer 1746 herausgeg. Satire, deren Verfasser, der sich Pottelwitz nannte, Johann Adolf Schlegel war. Meine Literaturgeschichte S. 582.

Edition von Gleims Liedern ist auch ihm übergeben. Er hat den ersten Theil durchgesehen, einige Stücke weggeschmissen u. in den übrigen sehr vieles zu ändern gefunden, daß sie fein, fließend und sittsam genug herauskommen. Er selbst hat nichts in der Arbeit u. ich merke auch nicht, was er etwa in Arbeit nehmen möchte. Weil ich keine Hofnung habe, Gleim hier zu sehen, u. ihn auf der Retour nur im Durchreisen sprechen werde, so will ihm nächstens schreiben. Ich höre zuweilen von moralischen Liedern reden, die er soll gemacht haben; es sollen aber noch sehr wenige seyn. Lange hat mir leider die neuen Fabeln auch gerühmt, ich wollte es gern seiner Ehr wegen verschweigen; er meint die elenden Dinger, die in Hamburg herausgekommen.[1]) Eben er hat mir auch dörfen diejenigen anpreisen, die in Leipzig bey Derr herauskommen sind, von einem Lichtwehr aus Halberstadt.[2]) Zunkel in Regenspurg[3]) hat etliche neue Gedichte Gottscheds gedruckt, die er auf seiner Reise nach Wien verfertiget. Sie sind eine Fortsetzung des Beweises, der schon lange heiter am Tage gelegen, daß G. ein unverbesserlicher Schmierer sey. Mylius,[4]) der Rüdigers allhier gemieteter Zeitungsschreiber ist, hat ihnen noch schier zuviel Ehr angethan, daß er eine muthwillige Critik darüber in dem Zeitungsblatt herausgegeben. Gottsched soll Leipzig ganz verlassen u. in Wien seine Wohnung aufgeschlagen haben, allwo er bei der Ritter-Akademie, die daselbst angelegt werden soll, eine ansehnliche Stelle verhoffet. Er machet ohne Zweifel die Rechnung, daß es ihm an diesem Ort leichter seyn müsse, seinen Glanz auszubreiten, als in Leipzig, wo ihm soviele Nebenlichter u. soviele Wolken in den Weg kommen. Man er-

---

1) Gemeint sind die Neuen äsopischen und moralischen Fabeln von Triller, einem Feinde der Züricher, Hamburg 1740.

2) Die Fabeln von Lichtwer erschienen 1758.

3) Der Drucker der Triller'schen Opitz-Ausgabe.

4) Der bekannte Publizist und Jugendgenosse Lessings.

zählt dieses Histörgen auf ihn: Er bekam nicht lange nach seiner Recension von den Memoires pour servir à l'Histoire de Brandebourg [1]) in seinem Museo einen Besuch von einem Unbekannten, der nach einem schmeichelhaften Eingang von seiner starken Begierd, den Mann zu kennen, dessen Schriften er schon so lang bewundert, ihn endlich fragte, ob er nicht auch den Büchersaal schrieb, u. ob die gedachte Recension nicht auch seine Arbeit wäre? Gottsched, der sich auf ein neues Compliment schon gefaßt hielt, war gleich fertig, dem Fremden in gütigem Vertrauen zu sagen, daß er sich in seiner Muthmaßung nicht betröge. Der vermeinte Anbeter erhub seinen Stock, u. kündte Gottsched an, daß er fein geduldig u. ohne Geräusch 50 Prügel von einem preußischen Offizier zur Récompense seiner tollen Recension annehmen solle. Nachdem er ihm diese auch hurtig nacheinander ausgezahlet, machte er ihm sein Compliment u. verreiste. Hr. Schinz läßt gegen Hrn. Professor sein höfliches Compliment machen. Es ist wahr, er liest gute Bücher. Ich denke, er hat in Frankreich beobachtet, daß das Lesen u. Urteilen von Büchern eines von denen Stücken ist, die den jungen Herrn ausmachen. Sie glauben es nicht, unsre Politici, biß sie dem ihnen unwiderstreblichen Beweiß der französ. Mode weichen müssen. Indessen wenn sie nur auf eine Weise dazu gebracht werden, u. nicht wieder davon ablassen. Von den Schriften des St. Mard [2]) ist eine neue édition in 5 Theilen, 12 herauskommen, die neben den bekannten Werken, auch 2 tomes Lettres philosophiques, galantes & critiques enthält; sie haben für mich neues, lehrreiches u. ergötzendes gehabt. Ich empfehle mich in Ihre fortwährende Gunst u. Freundschaft und bin

Ihr

Verbundenster Diener u. Beier

Schulheiß. M.

---

[1]) Von Friedrich dem Großen.

[2]) St. Mard (1682—1757) philos. Schriftsteller, namentlich bekannt durch seine réflexions sur la poésie.

5.

Berlin, den 7. Februar 1750.

Hochgeehrter Herr, theurester Freund.

„Noah“ ist allhier in vielen Händen u. der Verleger schreibt, daß er in Leipzig stark gehe, u. Hr. M. Gellert ihm den ersten Schwung durch seine Lobsprüche gegeben habe. Dieser konnte das Gedicht früher als andere kennen, weil der Verleger ihm die Correktur auftrug. Weil sie von dem 3ten Gesang nur wenige Exemplare haben drucken lassen, so wird gut seyn, wenn derselbe in Leipzig gleich nachgedruckt wird; dem Verleger wird es nicht an Lust fehlen, wenn man ihm sagen darf, daß die Auflage davon so klein sey. Die Zusätze zu den beyden ersten Gesängen können mit Verweisungen dem dritten angehängt werden. Wir erwarten ihn mit Schmerzen, diesen 3ten Gesang. Weil man dem Verleger den Druck des ganzen Gedichtes nicht versprechen wollte, so zahlte er für den Bogen nicht mehr als Rth. 2. Ich solle also Rth. 16 seinetwegen von einem hiesigen Kaufmann, den er mir noch nicht genennt hat, Bezahlung ziehen. Es gehet aber alles unter Hr. Prof. Sulzers Nahmen. Befehlen Sie, auf was Art diese Rth. 16 ihrem Eigentümer überliefert oder hier zu seinen Diensten angewendet werden können. Der erste u. so viel ich noch weiß der einige, der dem Publico vom „Noah“ sagt, ist der „Hamburger Correspondent“: er redet davon wie ein anderer Dunc. Ramler wird bald in den hiesigen „critischen Nachrichten“ was Verständigeres sagen. Herr Prof. Sulzer wird Ihnen Hr. von Kleist Urteil geschrieben haben. Von Hr. Gleim erwarten wir alle Tage Briefe. An den Urteilen des Pöbels unter den Wizlingen ist Ihnen nichts gelegen, es sey denn, daß Sie dieselben ihres Lachens würdigen wollen. Jüngst fragte einer: haben Sie das neue Heldengedicht gelesen darin Eyer-Kuchen sind?

Ein anderer sagt: haben Sie gewahret, daß er die Ligue in die Zeit Noah versetzt hat? und Mohammed, sagt ein dritter muß in der Sündfluth ersaufen?[1]) In unserer Club, die aus Hr. Prof. Sulzer, Hr. Ramler, Hr. Sucro, Hr. Langemack, Hr. Bergius, Hr. Hempel, Hr. Krause (nicht der Zeitungsschreiber)[2]) bestehet, ward geurteilt: „Messias“ sey die Iliade u. „Noah“ die Odyssee; wenn jener sich an Erhabenem ausnehme, so falle in diesem das natürliche vorzüglich in's Aug. Es wollte jemand in den erzählenden Versen prosaische Mattigkeit aussetzen, begriff aber bald, daß er die Sache mit dem unrechten Nahmen nennt, u. daß Schmuck u. Erhebung zur Unzeit angebracht werden kann. Es war jemandem anstößig, daß Siphas Wohnung so kostbar und künstlich meublirt wäre: das war leicht beantwortet; daß das Wort „Geburtsglieder“ vorkäme, daß sich mit Sichars sybaritischen Sitten die Grausamkeit, einen Menschen zu morden u. zu kochen, nicht vertrage, daß noch Verse auf 5 Füßen u. einer auf 7 gehen ꝛc. Man gab zwar diese Kritiken für nichts anders als was sie in der That sind, für Kleinigkeiten, u. war überhaupt von der Schönheit des Werks gerührt. Die Beobachtung entfloh nicht einen, daß der Dichter ein feiner und verständiger Nachahmer der Natur sey, u. durch Aufhebung kleiner Umstände seine Bilder in das vortheilhafteste Licht setzet. Ich habe schon etliche Male die Versuchung gehabt, die Schönheiten eines jeden Gesanges von

---

[1]) Vgl. meine Lit.-Gesch. S. 599.

[2]) Johann Georg Sucro, wurde 1750 als Domprediger nach Halberstadt berufen und starb in Magdeburg; oder dann einer seiner Brüder, Johann Josias, Kadettenprediger in Berlin und Lehrdichter, oder Professor Christian Joseph, der Herausgeber der Wochenschrift „Der Druide“ (1749). — Lukas Friedrich Langemack, Polizeisekretär in Berlin, Freund Ramlers, gest. 1761. — Johann Wilhelm Bergius (1713—65), Registrator beim Landhypothekenbuch. — W. Hempel, der nachmalige Hofmaler, der Berliner Lehrer unseres Salomon Geßner in der Malerei, gest. 1758. — Christian Gottfr. Krause (1729—70), Jurist und Tonkünstler.

„Noah" in verschiedenen Discursen zu erklären, wie Addison die des „verlornen Paradies" Allein mich deucht, man muß diesmal die Deutschen reden lassen: ich erwarte nach aller Billigkeit, daß „Noah" seinen Heßen[1]) in Deutschland finde, wie „Messias" seinen in der Schweiz gefunden. Sollte mich diese Hoffnung betriegen, so hinterhält dann nicht das geringste mehr meinen Trieb zu loben. Was Sie in Ihrem letsten auf meinen Einwurf des Mirza wegen geantwortet, thut mir völliges Genügen. Ich ersuche Sie, ein Exemplar von „Noah" meiner Fr. Muter zu schicken. Sie ist durch mich mit der erforderlichen Behutsamkeit von diesem Werke berichtet. Ich habe für sie, heißt es, allhier ein Exemplar gekauft u. in einem Päkgen eingeschlossen das an Hr. Prof. abging. Was sagt Klopstock zu dem „Noah"? darüber bin ich alle Tage wundergierig: diesem hätte ich unsichtbar zur Seiten stehen mögen, da er das Gedicht die ersten male las. Diese Scene wünsche ich unterdessen vergebens; aber verhoffentlich eine andere ebenso merkwürdige nicht, nemlich Klopstock in dem Augenblicke zu sehen, wann ihm der Sänger des „Noah" sich als dieser vor seinen Augen offenbart. Er muß weinen! Ich wird das Original seiner erhabenen eignen Thränen sehen, die er so oft in seinen Gedichten weinet. Ich habe noch keine Antwort von ihm, ob er meine Gesellschaft zur Reise nach der Schweiz annehmen wolle; ich sehe aber aus Ihrem Schreiben, daß er dessen zufrieden ist!

Ich bin entschlossen mit Anfang des Aprills meine Abreise anzutretten u. sehe mit Vergnügen den Februar schon fließen. Einsmahls erscheint uns Hrn. von Kleists „Frühling" im Druck. Die Auflage soll nicht stark sein. Er wollte nur, daß sein Werk darum in einigen Händen sey, daß, wenn hernach die Ramlersche Ausgabe kömmt, man des Verfassers eigene Arbeit u. des critischen Herausgebers Veränderungen unterscheiden könne. Denn

[1]) S. o. S. 14 Anm. 1.

Ramler wollte die Bescheidenheit brauchen u. nichts sagen, daß er das Gedicht anders liefere, als es aus des Verfassers Händen gekommen. Dieser aber wollte nicht haben, daß ihm jemand ein Geschenk von Verbesserungen u. Zusätzen mache; seine Eigenliebe murrte ein wenig, und die hat er nun befriediget, da er seinem Aristarch vorlöff u. sich in seiner eigenen ersten Gestalt, die ihm Ehre genug machet, zu zeigen waget[1]). Wenn Sie Hr. Ramlers Anmerkung zu der Ode auf den „Granat Apfel" in den „critischen Nachrichten" [sehen], so werden Sie sich in dem Verdacht befestnen, daß er der Verfasser dieser Ode ist, welches er zwar durchaus nicht gestehet. Er treibt in diesen Blättern die Regeln des Wohlklanges schier bis aufs lächerliche. Man möchte bald sagen: der Reim hat mit Geißlen gezüchtiget, aber der Wohlklang züchtiget mit Skorpionen. Jenner von Bern hat mir aus Göttingen 2 Oden v. Jkr. Tscharner[2]) geschickt, eine auf die Reconvalescance des Hr. von Haller, die andere an die Musen. Diese letstere hat einen horazischen Tour und ist stark im Ausdruck:

„Also hub dich aus belorberten Flammen,
Seele, Cäsar, auf vergötterten Schwingen,
Prächtig dein Zeus zum verwandten Himmel.

Ich will nicht vergessen den Suppius[3]) auf meiner Rükkehr zu sehen. Befehlen Sie, was ich sonst auf dieser Route Ihnen bedient seyn könne.

Ich verbleibe mit größter Hochachtung

Ihr

Verbundenster u. ergebenster
J. G. Schuldheiß. M.

[1]) „O die du dich zur Königin der Früchte". Vgl. hiezu Seufferts Vierteljahrschrift 4, 49.

[2]) Vinzenz Bernhard Tscharner (1728—78), Uebersetzer der drei ersten Gesänge der Messiade und der Haller'schen Gedichte; vgl. meine Literaturgesch. S. 515.

[3]) Christoph Euseb. Suppius in Gotha, der Verfasser des idyllischen Gedichtes „der Inselsberg".

An Hr. Kirchenschr. u. seine Frau meinen Gruß. Er mag meinen Freunden sagen, daß sie mich nicht mit Antworten zu sehr bemühen.

6.

Berlin, den 10. März 1750.

Hochgeehrter Herr, theurester Gönner!

Meine Zurückkonft nach Zürich hat an sich viel angenehmes für mich; sie wird mir aber zu einer ganz entzückenden Aussicht, wenn ich mir vorstelle, daß ich etliche Wochen mit Klopstocken zubringen werde, daß seine Gegenwart mir festliche Tage machen werde. Wir jüngern Freunde würden nicht werth seyn ihn zu sehen, wenn wir uns nicht zur Pflicht machten, ihm den kleinen Rest des Vergnügens zu verschaffen, den Sie uns überlaßen. Wir wollen ihm Fannys zeigen, so gut wir sie haben[1]). Es soll einer auf den andern eifern, daß er ihm diejenige bekannt mache, an deren der Poet am wenigsten zu erschaffen übrig findet, die für sich selbst der Debora oder einer der zwo andern antediluvianischen Gratien[2]) am nähesten kömmt. Wir sind den witzigen Köpfen Deutschlands für ihre Radickin, Schmiedin u. Schelin[3]) drey Schweizerische Mädchen, die auch edel seyen, noch schuldig. Welche Nachläßigkeit!

---

[1]) Bezieht sich auf die bekannte Frage Klopstocks vom 28. Nov. 1749, ob in Bodmers Nähe auch geistvolle und anmuthige Mädchen wohnten.

[2]) Aus der Noachide.

[3]) Ueber die Radike s. o. S. 22. Die Schmiedin ist Klopstocks erste, unter dem Namen Fanny gefeierte Geliebte Maria Sophia Schmidt aus Langensalza, vermählt mit dem Kaufmann Streiber in Eisenach, gest. 1799. Die Schelin, wohl eine der Töchter des Bürgermeisters Martin Lukas Schele (gest. 1751); (vgl. Lappenberg, Briefe von und an Klopstock S. 475); welcher Dichter sie angesungen, weiß ich nicht.

Der Verleger des „Noah" hat nicht die eigene Handschrift des Dichters, sonder meine Abschrift bekommen. Gellert steht also in einem Irrtum, darin er sich noch mehr verwirren wird, wenn er die Druckerfehler sieht, die dem Verleger wieder durch eine andere Hand, ich glaube durch Hr. Prof. Sulzer geschrieben, zugeschickt werden. Wir warten mit Schmerzen auf den 3. Gesang u. würden den Kaufmann, an den er kommen soll, mit nachfragen bestürmen, wenn wir seinen Nahmen wüßten. Ihre kurzen Erinnerungen u. Vertheidigungen habe ich mit Lust gelesen. Ich darf sie aber nicht frey anwenden wider die Urheber der Einwürfe, damit sie mich nicht in besonderm Verständnis mit dem Verfasser glauben u. Grund nehmen, denselben zu errathen. Für die Inhalte u. Stellen aus den künftigen Gesängen danke Ihnen höchstens, desgleichen für das „Gelübde". Ich wünschte, daß Sie mit Gelegenheit von jedem Gesange den Inhalt in Versen schrieben. Das „Gelübde" hat Hrn. Prof. u. mich sehr ergötzt, wir kennen das Revier u. konnten in der Phantasie von einem Berge auf den andern springen, das große Opfer-Feuer zu sehen! Wir lasen es mit desto größerer Freude, weil Sie schon beinahe am Ende Ihrer Laufbahn, beinahe erhört sind und nächster Tage die Fackeln in den Stoß werfen können.

Laßen Sie doch einen Dunce in der Sündfluth ertrinken. Er hat den Witz und Verstand verwahrloset. Ist das nicht eine Sünde? Sein Exempel war verführend und seine Ausschweifungen streuten böse Folgen auch auf das Herz, Thorheiten u. Unordnungen in den Wandel. Das mag ihn wohl in die Wellen stürzen. Ob es Dunsen zu denselben Zeiten gehabt habe, kann niemandem eine Frage seyn, als denen, die sich an der Ähnlichkeit des Putniel mit dem Mahomed stoßen. Die Nachricht von meinem von Salis freut mich sehr. Das ist ja sehr artig Lettres galantes d'un Grison[1]). Von Jenner hatte ich

[1]) Wohl Ulysses Salis-Marschlins (1728—1800).

neulich einen Brief, daß er nach der Schweiz verreise, daß Haller den „Noah" noch nicht gesehen habe: er wird nicht bernerisch davon urteilen. Herr Ramler studiert den „Noah" mit ungemeinem Fleiße u. nimmt die Recension davon wichtig auf sich. Es ist umsonst, daß ihn Hr. Prof. Sulzer treibt, dieselbe zu beschleunigen: es wird wohl noch einen Monat währen, ehe er sie giebt. Er hat mir einen Brief gelesen, den ihm Gleim darüber geschrieben und mich däucht, er wartet auf mehrere Urteile von Gleim, von dessen Critik er sehr viel hält. Was er ihm über „Noah" schreibet, betrift einige Stellen im ersten Gesang: Bl. 6. „schön wie der Himmel" — dünkt ihn genug gesagt u. der folgende Vers deßwegen entbehrlich. Bl. 7. „wie ein fröhlicher" ꝛc. — dieses Gleichniß ist ihm anstößig. Er ist ungeduldig, gleich zu hören, was unter Japhet u. den gefundenen Mädchen vorgeht u. kann es nicht ausstehen, daß man ihn durch ein so langes Gleichniß führt. „Als er — erblickte". Warum ihm die Wiederholung dieses Wortes mißfällt, habe die Ursache vergeßen, oder er sagt wol keine. „An den Boden die Füße, die Augen auf Japhet gerichtet". Die Füße richten, dünkt ihn unrichtig u. frägt er: wie steht man anders, als die Füße auf dem Boden; dieser Ausdruck sollte stärker seyn, wenn er mehr als dieses sagen soll. Es dünkt ihn unwahrscheinlich, daß Japhet auf die Muthmaßung falle, die paradiesischen Mädchen seyen Töchter der Sonne. Seine Anrede an dieselbe nennt er halb romantisch, er rühmt zu viel Glanz an den Schönen; das blendet den Leser, sagt er, daß man das Feine der Blicke u. Züge, das Wesentliche der Schönheit nicht betrachten kann: wer will aushalten in die Sonne zu schauen. Die Worte des Mädchens: „Wir sind zart an Gefühl u. schwach an dem zärtlich gebaueten Körper. Unterworfen dem Raub der Beleidigung u. der Zerstörung, die uns vornehmlich" ꝛc. dünken ihm so significant, daß sie ihn aus dem Munde dieser Unschuldigen befremden. Deßgleichen Japhets Antwort: „anstatt dich verletzen zu wollen,

bin ich bereit mein Leben mit deinem Blut zu verweben" — machen ihm Gedanken, die er sich nicht getraute einer Kerenhapuch zu entdecken. Weiter gehen seine Critiken dermalen nicht; er ist zuerst auf eine Scene gewischt, darüber er ein gewißes Recht erworben hat zu urtheilen. Er beschwert sich in einem Brief an mich, daß Sie ihm mehr zutrauen, als er vermöge, wenn Sie etwas beßeres von ihm erwarten, als anakreontische Lieder. Er sagt, Sie haben ihn aufgebracht ein Petrarch zu werden; er studire ihn mit viel Lust u. so verliebt in ihn, als er in seine Laura war; er habe einiche der neuen Lieder nach deßselben System zu machen versucht; er würde sich recht sehr freuen, wenn er einige Petrarchische Gedichte machen könnte, die Ihren Beyfall erwürben; er wollte sie anwenden, Sie wegen seines bisherigen Stillschweigens mit sich zu versöhnen; dieses habe solange gedauert, daß er sich schäme es zu unterbrechen. Hr. Prof. Sulzer sagt, es sey mühsam eine Mappe zu „Noah" zu machen, doch wolle er einen Versuch machen. Schon vor Empfang Ihres letzten, darin über die Thlr 10. von „Noah" disponirt wird, hat er dieselben mir zugestellt. Auf Ihre Ordres habe sie ihm wieder geben wollen, er befahl mir aber sie zu behalten. Ich bin demnach Ihnen und ihm verbunden. Die Nachricht von Liscow hat uns hier auch erschreckt, itzt sagt man, er übersetzt L'Esprit des lois; er übersetzt, ergo ist er. Mancher Deutsche hat keinen nähern Beweis seiner Existenz; ich will aber Liscow dadurch nicht zu diesem Haufen zählen. Mylius hat den „Noah" recensirt, er findet zwar hohes, aber auch prosaisches darin u. ärgert sich an der Verwerfung des Reims u. an dem Hexameter. Das ist alles, was er sagen kann. Ich habe eine allegorische Nachricht ab dem Parnaß gemacht, die ihm u. dem Hamburger Recensenten gilt. Es klagt ein Dunce dem Apoll, daß man nicht mehr reime, Apoll beschenkt seinen Eifer mit einem Instrument, darauf man Reimen herausbringt, mit einem Rythmotonio, er darf nur eine

Hälfte herumtreiben, so wird sein Ohr mit den schönsten und reinsten Reimen erfreut. Mr. Pelloutier verspricht mir bald Nachricht zu geben wegen des Manuscr. der Rythmi in S. Annonem zu Danzig; ich hatte letzthin nur unrecht geschrieben Breßlau[1]). Das Chronicon Episcop. verhoffe hier zu entdecken. Ich wünschte, daß es vernünftiger von Klinsor redete, als die andern, die ihn für einen Necromanten geben. Heil mit Tscharner! Mit dem Musäus bin ich fertig bis aus poliren[2]). Ramler hat zu viel zu thun, sonst wollte ich ihm gern dieses Fegen auftragen. Ich will selbst das gröbste wegnehmen. Ich bin nicht gesinnt, diese Übersetzung weder in Deuschland noch in der Schweiz drucken zu laßen. Ich kenne den Jkr. Escher, daß er (mit einichen Restrictionen) Bonsens hat u. befrembet mich darum nicht so sehr, daß er den „Messias" goutirt; es würde mich vielleicht mehr befremden, wenn seine Tochter Anna im stand wäre zu sagen, daß Klopstock ein größrer Geist wäre als S. Luz. Ich wollte lieber, daß es im Ernst 2 Landpfarrherren wären, die den Brief wider die Messiade geschrieben hätten. Das wäre doch schon ein Schritt des Geschmackes unter die Barbarey; solche Sachen lesen, etwas darüber denken, sie würdigen darüber zu schreiben, Anlaß geben, sich belehren zu lassen, das thut der hundertste Pfarrherr nicht. Es ist wol möglich, die „crit. Nachrichten" alle Monate in Zürich zu haben. Hr. Prof. Sulzer wird Anstalt machen. Expreß wird der Messiade soviel ich höre nicht mehr in diesen Blättern, aber beyläufig wol gedacht werden. Die Triumviri Sulzer, Ramler, Langemack arbeiten fleißig genug, so daß ihnen der Drucker einmal ungelegen kommt.

---

[1]) S. o. S. 27.

[2]) Diese Musäus-Uebersetzung, von der z. B. in Sulzers Brief an Bodmer vom 26. Jan. 1750 die Rede ist, erschien nicht im Drucke.

Obereit[1]) will ich suchen, wenn ich bald verreisen will, damit seine Bekanntschaft nicht lange währe. Von den erwarteten Gesängen der Messiade hat man hier gar keine Nachricht. Ich weiß nicht, ob der Druck so langsam geht oder gar noch nicht angefangen ist. Ramler dünkt es ein mahlendes Beiwort: „gesunkenen Ähren. Die du dich krönen mußt." „Die du dich" könne man nicht bequemer sagen, mußt habe hier seinen guten Sinn, die du von der Natur so gebauet u. bestimmt bist, daß du dich in d. v. L. krönen mußt, so könne man einen Baum anreden: Der du deinen kühlenden Schatten über diesen bequemen Rasensitz ausbreiten mußt. Ich zweifle, daß ihm selber diese Vertheidigung genugthue. Ich werde nicht über Bareyth u. Anspach reisen. Bald wird ich aber Kleist, Gleim, Gärtner, Ebert, Zachariae, Hagedorn, vielleicht auch Suppius von Angesicht sehen. Der letste hat elendes Zeug jüngst herausgegeben: er scheint Günther II.[2]) zu seyn. Ich bin mit M. d'Argens bekannt, so viel ich von ihm von den Umständen der halbgebauten cathol. Kirche u. eines künftigen Priesters ausgeforscht, währt das noch Jahre u. ist dennoch für Göldli[3]) der Zutritt schon eingenohmen oder doch sehr schwierig.

Ich bin mit größter Hochachtung

Ihr dienstergebenster
Schuldtheiß M.

---

[1]) Jakob Hermann Obereit aus Arbon (1725—98), der bekannte Mystiker, der Bodmer die erste Kunde von der Nibelungenhandschrift C in Hohenems gab, später durch seine Händel mit Zimmermann berüchtigt.

[2]) Anspielung auf den zügellosen schlesischen Dichter Johann Christian Günther.

[3]) Bernhard Ludwig Göldli (1723—85), gelehrter Luzerner Geistlicher, Bekannter Bodmers, dem dieser in Berlin eine Stelle verschaffen wollte.

7.

Berlin, den 1. Tag Maj. 1750.

Mein Herr u. Freund.

Eh ich nachsehe, was ich auf Ihre zween grossen Briefe vom December und Martius antworten muß, melde, daß ich mit Hrn. Klopstok von Quedlinburg seiner Vaterstadt aus die Reise machen werde. Ich habe von ihm einen Brief[1]), darin er mir zusagt, mich auf Anfang des Julius daselbst gewärtig zuseyn. In der dritten Wochen des Majus verreise von hier nach Hamburg, über Braunschweig. Was Sie mir in Ansehung Hrn. von Hagedorn schreiben, will ich beobachten.

Was Sie zur Vertheidigung Ihrer Charakter aus den späthern Zeiten schreiben, habe mit großem Beyfall gelesen: gewiß darum, weil es dasselbe ist, wiewol stärker und deutlicher gesagt, was ich mir gleich anfangs, da mir über diese Sach eine Frag entstuhnde, geantwortet habe. Ich danke für den 3ten Gesang, ja vielmehr für die ganze Rhapsodie, wenn ich nicht sagen darf Heldengedicht. Wenige Stellen sind es, da mein Beyfall zurückblieb, u. bey mehrerm Nachdenken war die Schuld bey mir: u. weil ich glaube, daß ich diese unreifen Critiken mir selber genug beantwortet, so sollen sie in diesem Briefe nicht erscheinen. Ramler sagt, daß Uz ein sehr feiner Criticus sey u. seine Lieder weit schöner seyn würden, wenn Gleim ihm Zeit gelassen, sie selbst mit Weile zu putzen. Aus dem Inhalt der Briefe zweyer Landpfarrer an Hr. Past. Heß hätte ich einen wenigstens errathen können, wenn Sie ihn schon nicht genannt; denn es sind dieselben Worte, die ich von dem guten Freund einmal in mündlicher Unterredung hörte: Hr. Künzli hat diese Gedanken gewiß nicht mir allein entdeckt,

---

[1]) Gedruckt bei Lappenberg S. 31.

und also die Vermuthung auf ihn leicht gemachet. Es soll aber bey mir bleiben.

Diese Herren machen ordentlich einen Casum conscientiæ daraus, ob ein Christ ein Poet sein dörfe. Ich traue Hrn. Heß zu, daß er ihnen gewachsen sey. Meine Coætanei treten als autores auf: ich kan bey diesem nicht gleichgültig seyn. Hirzel hat Empfindungen des Frühlings; von Salis unterhält den Wiz u. die Liebe einer Schönen; Iselin bessert die Sitten[1]); von Tscharner übersetzt schön, criticirt jämmerlich. Bald faß ich ein Decretum absolutum, auch ein Autor zuwerden. Spreng[2]) fahrt dapfer fort sich in der gelehrten Welt so verächtlich zumachen, als er in der bürgerlichen schon ist. Ich wünschte, daß mir die Müh an Musäus eine Zubereitung wäre, den Homer zu übersetzen. „Sing den verheerenden Zorn des Peliden Achilles, o Göttinn" würde mir mehr Ehre machen, als: „Sage mir Musa die Fackel, die Zeugin heimlicher Buhlschaft".

Diese Meß ist die zweyte, die meiner Erwartung gelogen hat in Ansehung der folgenden Gesänge der Messiade. Doch ich tröste mich, sie bald aus dem Munde des göttlichen Sängers selbst zu hören. Hr. Sulzer u. ich haben neulich unser Namensfest in den Vorstellungen gefeyert, daß wir in den Zeiten leben, da zween Heldendichter, beyde unsre Freunde, den Geschmack beglückseligen. Hr. Schinz, der hier gewesen ist. und auch Hr. Landolt haben natürliche Gaben, aber ihre Lebensart hilft denselben nicht auf. Es ist entsetzlich, was Frankreich für Eindruck bey ihnen gemachet hat: sie werden in der Schweiz in einem Kerker leben. Das sind nicht meine Muthmassungen, denn die Herren sind offenherzig u. glauben gesund zu denken. Ich hoffe auch nach Göttingen

---

[1]) Der Basler gemeinnützige Schriftsteller Isaak Iselin (1728—82).

[2]) Der Basler Dichter und Gelehrte Johann Jakob Spreng (1699 bis 1768).

zukommen. Ich wird Haller auf das Chapitre von Henri führen: es sagte mir jemand, daß er sehr schimpflich von ihm rede. Ich glaube, Haller würde noch itzo von der Poesie so groß reden, als er von Medicin, Botanik rc. redet, wenn die Zeiten noch wären, da er in jener so, wie itzt in diesen, primirte. Hr. Past. Lange sollte gewiß Hrn. Ramlern auf den Horaz Verzicht thun. Dieser wird bald in den „crit. Nachrichten" Muster geben, wie er übersetzen kann, wie er die Schönheit der Ode im Ganzen u. in den Theilen einsieht.

Hr. Hofprediger Sack [1]) ist mit dem 3ten Ges. des Noah ungemein zufrieden, oder vielmehr, dieser hat erst das Gedicht in Achtung bei ihm gesetzt: denn vorher war er noch nicht recht fest, was er sprechen wollte. Er urteilt nicht so fast der Poesie als dem lehrreichen, moralischen nach, dergleichen er in diesem 3. Ges. vieles gefunden, das nach seinem Sinn u. Herzen ist. Noah rührt ihn, der für das Geschlecht seiner Mitgeschöpfe Vorbitt thut: die Erzählung der Debora von ihrer Erziehung von ihrer Eltern Umgang. Ich hatte zuvor seine Tochter, die auch liest, von ihrem Sentiment über diesen Gesang zu Rechenschaft gezogen. Sie hat Wiz, aber in ihrem Reden u. Wesen war sehr flüchtiges und rauschendes. Ah das ist was charmantes! sagte sie; ihr Lob fiel bald auf die dreyfache Heyrath u. sie schnatterte die Verse auswendig her:

„Seyd ihr's zufrieden, mit diesen Jünglingen euch zuvermählen?"
Ja, wir sind es zufrieden, antworteten schamhaft die Mädchen.

Die unschuldige Plaudererinn lobt das mit einer lebhaften Offenherzigkeit vor 2 Candidaten, die wol wissen, wie man im alten u.

---

[1]) Aug. Friedr. Wilhelm Sack (1703—1786), Hofprediger und Oberkonsistorialrath in Berlin.

n. Testament copulirt. Sie mußte leiden, daß diese ihr leicht zugestünden, diese 2 Verse seyen die schönsten, die sie im ganzen „Noah" finde. Was ist das für ein Mißtritt von den Tscharnern![1]) Ist es möglich Geschmack an der Messiade zufinden, anderswo aber Schönheiten von gleicher Art zumißkennen, ja sogar ein gezwungenes Gespött darüber treiben? Das wird Klopstock verdrießen, daß seine Übersetzer nicht fester sind. Doch ich will sie ihm nicht verrathen. Wie freundschaftlich u. großmüthig haben Sie sich in dieser Sache verhalten, wie sorgfältig den Tscharnern den Weg zur Reu aus dieser Übereilung u. critischen Muthwillen gebahnet! Mich verlangt sehr zuhören, wie sie die Scham ertragen, die sie nothwendig straffen muß; wie kizlig für diese Herren! Sie werden, wenn sie gescheut sind, hieraus sehen, wie sehr sie bedörfen ihren Geschmack zu befestnen, oder wenigstens vorsichtiger für's künftige zuseyn, und nicht Laut geben, bis sie gestimmt sind. Ich weiß noch wol, in was für einem Ton mir Stapfer vom „Messias" schrieb. Hr. D. Hirzels Gedicht gefiele mir noch einmal so sehr, wenn es durchgehends so neu u. so stark wäre, als in einigen Stellen, z. E. „Der Raupe letste Gestalt fliegt in den Strahlen der Sonne — Flut, die über den Segen erstaunt, der hier das Ufer beströmet, die Wellen frölich in Sprudel auftürmt." „Kleist, dessen Seel in die meine der Freundschaft eingeflochten" u. noch in etlichen von dem Schlage. Wissen Sie nicht, wer die „Beyträge zur Aufnahme des Theaters" macht, die in Stuttgard herauskommen? Leben Sie wol, mein Herr u. Freund. Daß die erwünschte Stunde sich beflügle! da Sie Klopstock umarmen wird u.

Ihr

dienstbeflissener

Schuldheiß.

Ich grüße meine Freunde.

---

[1]) Ueber diese unwissentliche Verhöhnung der Noachide durch die Tscharner vgl. meine Literaturgesch. S. 600.

8.

Nördlingen, den 18. Jul.

Wertester Herr u. Freünd. Es findt sich auf unsrer Reise noch ein Augenblick, einen Brief unsrer Ankunft vorauszuschicken. Könftigen Dienstag auf den Mittag hoffen wir in Zürich zu seyn, Sie zu umarmen u. Sie in dem freüdigsten Augenblicke Ihres Lebens in der Umarmung Ihres Klopstocks zu erblicken. Ich schreibe dieses in dem Posthause u. kann nicht weitläuftiger seyn. Sie werden sich selber meine Empfindungen vorstellen, die bey mir rege werden, da ich der Schweiz wieder so nahe bin. Ich empfehle mich in Ihre geschätzte Gunst und bin Ihr verbundenster

ergebenster Freund
Schuldheiß.

Darunter von Klopstocks Hand:

Liebster Hr. Bodmer! Wie sehr freue ich mich, daß ich Ihnen so nahe schreiben kann u. wie viel unaussprechlicher ist die Freude, daß ich Ihnen bald nicht mehr schreiben werde.[1]) Wie wird mir durch Ihren Anblick die Traurigkeit des Abschiedsnehmens ausgelöscht werden, die mir zulezt Gleim und Sulzer verursacht, da ich mich in Halberstadt von beiden trennte.

Ihr Klopstock.

9.

Hochgeehrter Herr, geschätztester Freünd.

Meine Freüd über dem Anblick Ihres vollendeten Heldengedichtes[2]) ist allzu groß, als daß ich meine Danksagung für dieses sehr werthe Geschenk biß nach dem völligen Genuß desselben auf-

[1]) Dieser Satz ist gedruckt bei Lappenberg S. 49.
[2]) Die fertige Noachide erschien im März 1752.

schieben könnte. Ich weiß schon zum voraus, mit welchem edeln Vergnügen dasselbe die Muße ausfüllen wird, die mir meine Pastoral=Verrichtungen übrig lassen, u. freue mich, daß dieses verlangte Werk zu einer Zeit eintrift, da ich allbereits diese Muße verspüre u. die Hofnung, daß sie sich vermehren werde, nicht mehr zweifelhaft ist. Da ich in meiner Einsamkeit das Vergnügen, dessen Sie mich theilhaftig machen, mit keinem Freünde theilen kann, so danke ich Ihnen nur in meinem Nahmen; u. muß mir nur im Geiste die entzückten Glückwünsche der abwesenden und zerstreüten Kenner vorstellen, unter deren Menge ich mich so gern verlieren möchte. Doch stehe ich nicht dafür, daß ich dem kleinen Stolz nicht nachgeben werde, meine eigenen Empfindungen über Ihre Gesänge öffentlich vorzulegen. Sie sind gütig genug, diese critische Verwegenheit zu ertragen, u. können sich leicht mit dem Urteil größerer Kenner trösten, wenn ich noch allzuviel Schönheiten Ihres Gedichtes unerschöpft od. gar unberührt lassen sollte.

In Ermanglung wichtigerer Nachrichten wird Ihnen nicht unangenehm seyn, daß ich meine Gegend ein wenig beschreibe. Das Dorf liegt an einer kleinen Halde von Mitternacht gegen Mittag am Fuß eines Rebbergs, der oben am Dorf durch ein Tobel durchschnitten ist. Durch dieses rollt der Dorfbach nicht einfaltig herunter, formirt hin und wieder artige Wasserfälle, von denen zwey ein bewunderndes Stillstehen gebieten, u. den Weg nach dem Schloß Sonnenberg, der sonst nicht mühsam ist, ergötzlich macht. Von diesem Schloß, das auf dem östlichen Gipfel des geteilten Rebbergs liegt, ist die Aussicht beinahe auf alle vier Seiten offen, u. so manigfaltig, daß ich noch etliche Besuche zu machen habe, ehe ich ganz damit bekannt bin. Ich blickte zuerst nach meinem Dorf hinunter u. sah mit Lust seine gesegnete Lage zwischen Wiesen, Feldern und Weinbergen. Die Halde, an der es liegt, senkt sich noch etwas weiter hinunter

biß an die Lauche; von der erhebt sich wider ein kleiner Hügel, über welchen hinaus ein großer Berg auffsteigt, der von Stetfort aus gegen Mittag in derselben Entfernung u. Figur erscheint als von Zürich der Uto. Mein Pfarrhaus ist bequem u. artig gebaut, u. hat Raum für viele Hausgenossen u. Gäste. Der Blumen-Garten u. der Baumgarten ist zum Spazieren groß genug für Leüte, die nicht lieben, sich müde zu lauffen.

Möchte diese Beschreibung etwas dazu beitragen, daß Sie sich verführen ließen, mir in Stetfort einen Besuch zu geben! Es hat mir schon jemand versprochen, seine Ueberredungskunst an Ihnen zu versuchen, die verhoffentlich desto mehr ausrichten wird, da Sie an ihm einen geprüften Gelehrten hätten.

Leben Sie gesund u. vergnügt. Das letztere haben Sie ganz in Ihrer Macht, da Ihnen die Muse nicht mehr kann untreu werden. Das erstere wäre eine kleine Belohnung des Himmels. Mir wird meine Entfernung erträglich sein, wenn Sie mir ferner Grund geben zu glauben, daß Sie Ihre geschätzte Gewogenheit u. edle Freundschaft aufbewahren

Ihrem ergebensten Diener u. Freünd

Schultheß, Pf.

Stetfort, den 9. April 1752.

Briefe

des

Landvogts Salomon Landolt

aus den Jahren 1814—1817.

Mitgetheilt von F. O. Pestalozzi.

In der klassischen Biographie Salomon Landolts von David Heß finden sich als Beiträge zu seiner Charakteristik einige Brief-Auszüge aus seiner spätern Lebenszeit voll schalkhaften Humors. Durch Zufall sind mir die Abschriften jener Briefe bei der Durchsicht des Heß'schen Nachlasses in die Hände gefallen und da das Interesse an der originellen Persönlichkeit des Briefstellers durch Gottfried Keller's Zürcher Novellen in hohem Maße geweckt worden ist, so werden sich gewiß die Leser und Leserinnen des Zürcher Taschenbuches gerne zwischen den ernstern literarischen und historischen Arbeiten einen Augenblick an den altmodischen Schreibtisch in Teufen führen lassen, von dem aus Landolt mit alten und jungen Freundinnen — allerdings nicht gar zu häufig — auf brieflichem Wege zu scherzen pflegte. Einige Kürzungen mußte sich der Herausgeber erlauben, weil die Begriffe über erlaubte Späße im Verkehr mit Damen in den verflossenen 100 Jahren doch wesentlich andere geworden sind.

Ueber die beiden Persönlichkeiten, mit denen sich Landolt in den nachfolgenden Briefen vertraulich unterhält, sowie über die

Verhältnisse, unter denen sie geschrieben wurden, bedarf es keiner langen Einleitung, da es sich ja nicht um historische Aktenstücke, sondern nur um einen Beitrag zur Kenntniß eines originellen Mitbürgers handelt. Wir begnügen uns daher mit wenigen Worten.

Von Anfang 1813 bis September 1814 hatte Landolt nach dem Tode seiner treuen Marianne in Neftenbach gewohnt und das Gut seines Neffen, des Obersten Ziegler, verwaltet, der seiner militärischen und Regierungspflichten halber in der Stadt zu wohnen genöthigt war. Das Hauswesen führte eine Freundin der Gattin Ziegler's, die Wittwe des 1805 verstorbenen, wohlhabenden St. Blasier Amtmann Tauenstein, mit der sich Landolt sehr gut verstand. Die Errichtung der Schweizer Regimenter in Niederländischen Diensten, von denen Ziegler das erste erhielt, brachte aber schon das folgende Jahr leidige Veränderungen in die für Landolt sehr behaglichen Verhältnisse; Ziegler verkaufte sein Gut in Neftenbach und Landolt mußte mit schwerem Herzen zu seinem Schwager nach Teufen übersiedeln, von wo aus er dann seiner frühern Hausgenossin hie und da schrieb. Der Aufenthalt in Teufen dauerte nur bis zum Jahr 1818, da sein Neffe, dessen Verheirathung in den Briefen selbst noch erwähnt wird, für sein größer werdendes Hauswesen allen verfügbaren Raum im Schloß bedurfte und der Onkel das Feld räumte.

Ueber die Nichte, Margaretha Landolt, an welche die beiden letzten Briefe gerichtet sind, ist uns leider gar nichts Näheres bekannt.

* * *

S. Landolt an Frau Amtmann Tauenstein, geb. Ringgli.

1. Februar 1814.

Hochzuverehrende Frau Amtmännin!

Ich habe meinen Zweck glücklich erreicht und den guten lieben doctor (Tobler) allerliebst belaurt: seien Sie also vor einmal ganz ruhig, indem mir Frau Oberst selbst sagte, daß man sich über diesen Gegenstand keineswegs entschließen könne, bis sie den schon lang ersehnten Bericht aus Indien erhalten werde. Von Verpachtung ist gewiß Nummero nichts, und was Tobler mit Gewißheit glaubte, ist Nebel, die erste Unterredung war nichts mer und nichts minder, als ein zufälliges Projekt: und so, wie ich beobachte, so würde es dem Herrn Oberst und der Frauen weh thun, wenn sie es verkauffen müßten, also schlaffen Sie ruhig.

Gestern Abend habe ich den Thee bei der Jungfer Silbergläti getrunken, sie befindet sich sehr wohl und lustig, und hat sich über diese Krankheit beynahe zwey Zoll gestreckt. Könftigen Samstag wird Jungfer Lisette zu uns kommen, biß auf Kloten nihmt sie Ihre eigne Chaise und von da muß sie Casper abholen.

Auf den heutigen Tag wollte ich selbsten mit Herr Tobler nach Haus reiten, allein ich bin mit einem solchen abscheulichen Schnuppen überfallen worden, daß mir die Rückkehr vor ein paar Tagen ohnmöglich wird.

Dem Herr Tobler werde ich mundlichen Auftrag geben, betreffend die Walzen (?) vom Städelin.

Neues kann ich Ihnen nicht das Geringste überschreiben, es ist alles sehr still und erwartet mit Sehnsucht die Zukonft.

Frau Oberstin befindet sich nicht am besten, doch ist's nichts gefährliches, mich bedunkt, es seien reumatische Beschwerden.

Hier holländert es zimlich, und man erwartet mit Ungeduldt den Chargé d'affaire vom Prinz von Oranien. Beiliegend werden Sie ein beruhigendes Brieflein vom Herr Oberst erhalten und also bleiben Sie lustig und guter Dingen, und leben Sie recht wohl.

Den 1. Rammelmonat 1814.

Dero ganz Ergebenster Diener
Landvogt Landolt.

Meine allergehorsamste Empfehlung an Madame Huber née Ester Nabholts,

und an Mademoiselle Huber von Dielstorf, und an sammtliche Herren Cavalliers, wann Sie arbeiten.

An Frau Amtmann Tanenstein, geb. Ringgli.

Schloß Teuffen, den 20. 7bris 1814.

Besonders hochzuverehrende Frau Amtmännin!

Es ist doch einmal Zeit, Ihnen ein Merkmal meiner Existenz zu geben, und da ich gewiß überzeugt bin, daß Ihnen mein sträflicher Aberwillen an der Schreiberey allzuwohl bekannt ist, so wage ich mit Freud, und ohne lügenhafte Entschuldigung, mich nach Ihrem Wohlbefinden zu erkundigen, und Ihnen nochmalen tausend Dank für alles das Gute, welches Sie mir während meinem Aufenthalt zu Neftenbach erwiesen, zu erstatten, mit der aufrichtigsten Versicherung, daß mir Ihre freundschaftlige und so gütige Behandlung stets im dankbarlichsten Angedenken bleiben werde, und der Has, den ich letzteren Samstag selbst geschossen, solle Zeuge der Wahrheit seyn. (N. S.) Dieser geht die Kessel nichts an (?).

Jungfer Zollikoffer tragt mir ebenfahls auf, Ihnen für das Blumenzeug den schuldigsten Dank abzustatten; ich möchte Ihnen das Vergnügen gönnen, die Blumengeschirr auf den Mauren des

Schloßgartens paradiren zu sehen, dann ohngeachtet, ich selbst kein Liebhaber von Blumen und Gewächsen bin, so finde ich gegenwartig viel Freude daran — und erinneren mich beständig an die gütige Frau Amtmännin.

Bey der Musterung zu Uster empfieng ich Ihren Brief mit viellem Vergnügen — und mit Ungedult erwarte ich den angenehmen Bericht, daß Sie dieses lustige Gut, als Eigenthümerin besitzen werden. Meine Besitzung in meinem alten Nest ist ebenfahls wiederum rangiert, so wie ehmalen und alle die zusammengezogenen Mahlereyen und Zeichnungen formieren eine Capell, trotz der Muter Gottes zu Loretto oder Einsiedeln, welches mir nebst der schönen mahlerischen Aussicht ohnendlich Vergnügen macht, — aber ohngeachtet ich mit meinem gegenwärtigen Auffenthalt sehr zufriden bin, so muß ich doch freymüthig gestehen, daß mich das Heimweh nach Nefftenbach von Zeit zu Zeit bey den Ohren zupft und wären die gegenwärtigen Besitzer bey unserm Abschied manierlicher und vertraglicher gewesen, so hätte ich gewiß einen Spazierritt dahin gemacht, allein die Behandlung gegen Hans Wagner und die beyden Weiber haben mir alle Lust benohmen, die Bekanntschaft widerum zu erneueren und kurz mit diesem Steckli-Springer will ich nichts mehr zu schaffen haben.

Letzten Sonntag war mein Jacobli zu Nefftenbach, um seine Schießtage zu erfüllen und nach seiner Erzählung sind die Toblerischen eingezogen, die Knechte schlaffen für einmal in dem Lehenhaus — Huber in dem Alten. Der Knecht aus der Mühle von Pfungen hat den Dingpfennig zurückgegeben, und ist bis auf könftige Liechtmeß ersetzt, durch Trümelis Abrahams Sohn der Einäuger. Tobler selbst war zu Zürich und nimmt mich sehr wunder, ob er Ihnen einen Besuch machte.

Gern wollte ich Sie mit mehrerem unterhalten, aber ich weiß auf Ehre nichts.

Nur Eins muß ich Sie bitten, der Döden zu sagen, daß ich sie viellmal grüßen lasse, und daß ich viermal des Tages an sie denke, 2 mal zu Mittag und Nacht, wenn die Suppe aufgestellt wird (unsere ist keine Döbisuppe) und wenn die Gefiderte aufsteht und niedergeht.

Ich hoffe, daß ich bald das Vergnügen haben werde, Sie in Ihrer neuen Wohnung zu besuchen und NB. eine gute Döbi-Suppe zu essen, Jungfer Zollikoffer sagt mir in dem Augenblick, daß sie nicht ermanglen werde, Ihnen den versprochenen, Ihnen wohlbekannten Salatsamen zu überschicken, sobald er zur Reiffe kommt, woran ich gar nicht zweyfle, indeme in diesem Jahrgang alles biß auf die Pfarrers Töchter zur Reife kommt.

Die Rechnung, welche Sie mir vor einiger Zeit übergaben habe ich in meinem Porte-feuille richtig befunden. Jetzt muß geendet sein, verzeihen mir aber meine Sudeley. Mein Gaul steht schon eine halbe Stunde vor der Hausthür, um mich auf die Jagd zu tragen, woran ich wieder neuerdings Vergnügen finde und welches mir aus Mangel anderer Geschäften sehr wohl behagt.

Leben Sie recht wohl und vergnügt und genehmigen Sie die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung.

Vergessen Sie wohl nicht den Herrn Amtmann und Frau Amtmännin meines Respects zu versichern und 100000 Grüße an Jungfer Lisette und die lustige Silbergletti, den Mondschein werde ich nicht vergessen.

Dero ganz ergebenster
Landvogt Landolt.

An Frau Amtmann Tauenstein.

Teuffen, den 7. Okt. 1814.

Verehrteste Frau Amtmännin!

Mich hat es außerordentlich gefreut, daß Sie endlich ohngeachtet aller Winterthurischen Chicane zum Besitz Ihres angenehmen Landgutes gekommen sind, der Himmel gönne Ihnen langen, langen Genuß. Ich kann mir im Geist die Jungfer Silberglätti mit dem Rechen in der Hand und den Heinrich hinter dem Graswagen im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod essend, sehr leicht vorstellen, die Jungfer Lisette mit dem Buch auf der Schooß und die Stricknadel in der Hand, sehe ich lebhaft im Garten sitzen, und so ist es recht, wann man das Leben so angenehm genießen kann. Ich für meine Person bin nicht meer so glücklich, ein so erwünschtes Eigenthum zu besitzen; verurtheilt unstett und flüchtig zu leben, wie Cain, sehne mich bald nach den vier Brettern, welche meer als genug sind, mich zu beherbergen und in welchen ich ohne Madraz und Laudanum ruhig schlafen werd. Mein einziger und gewiß nicht übertriebener Wunsch besteht nur in der Erhaltung und vollkomner Genesung meines Schimmels, und dem Ausbleiben des leidigen Hustens, aber auch daran zweifle ich sehr, so daß ich den 2ten Theil der Jobsgeschicht ausmachen wird, doch mit dem Unterschied, daß man auf dem Titulkupfer mich weder auf den Mist, noch eine böse Frau mit ausgestreckter Zunge und unterstützten Armen vor mir stehend, sehen wird.

Ohngeachtet der kalten Witterung fühle ich bißdahin gar keinen Husten, welches mich sehr verwundert und herzlich freut: der Schimmel hingegen wurde an allen 4 rumatisirt, wie ein großer Herr, welches mich sehr ärgert, und ich sehe es als eine Straff des Himmels an, da ich meinen alten treuen Falk so undankbahrer Weise verkaufte; Gedult!

Diesere Wochen hatte ich den Anlaß mit Nefftenbacher Fuhrleuthen, welche Ziegel hohlten, zu sprechen und nach ihrer Außag soll könftigen Sontag die Hochzeit von Tobler verkündet werden. Es scheint, daß er eine zweyte Kälte nicht abwarten will, sonst könnte es der Braut gehen, wie den Trauben. Die guten Trauben sind diesere Woche sehr mitgenohmen worden, in unserer Gegend haben die Reiffen sehr geschaden, hingegen in der niederen Gegend, wie z. B. Glattfelden haben die Nebel die Reiffe ziemlich aufgelöst. Kurz ich bin sehr zufriden von Nefftenbach entfernt zu seyn, sonst hätten mir die Reiffen das Leben so verbitteret, wie eine verbrannte Mehlsuppe.

Gerne wollte ich Sie mit allerhand Neuigheiten unterhalten, aber auf Ehre, ich weiß gar nichts, und selten entferne ich mich von Teuffen, einige Spazierritte und Jagden ausgenommen, so daß ich nun wirklich ein einsiedelisches Leben führe, es manglet mir nichts zu meiner gegenwärtigen Lebensart, als eine braune Kutte, ein Strick um den Leib und der Bart.

Erlauben Sie also zu enden und mich Ihrer werthen Freundschaft auf das nachdrücklichste zu empfehlen.

Junker Gerichtsherr und J. Hauptmann lassen sich auf das gehorsamst empfehlen, Jungfer Zollikoffer wird könftigen Montag von St. Gallen zurückerwartet, wo sie schon seit 14 Tagen den Tod ihres Vaters erwartete, welcher wirklich gestorben und beerdiget ist.

Tausend Empfehlungen im steinernen Erker, und die Döbi vergessen Sie wohl nicht villmahl zu grüßen, sie solle keine verbrannte Mehlsuppe kochen. —

An Frau Amtmann Tanenstein geb. Ringgli,
Zürich, vor dem Hottinger Steg.

Teuffen (Schloß), 20. November 1817.

Wertheste Frau Amtmännin! Werden Sie nicht böse auf mein langes, langes Stillschweigen! sint dem Frühjahr hatte ich weder Feder, Pinsel noch Bleystift in die Hand genohmen; in meinem Leben hatte ich keinen so verdrießlichen Sommer passiert; es ware mir weder wohl, noch recht wehe; selten kam ich aus dem Hauſ — Gesellschaft und Alles, ja sogar das reiten war mir widerlich, kurz ich war ein vollkomen unnützer, müsiger, zwar krankner Tagdieb. Den Husten hatte ich zwar verlohren, aber hingegen litte ich von der Engbrüstigkeit vielle und große Beschwerden; seit dem Verschwinden des ohnausstehlichen Nebels hat sich auch diese um ein merkliches verlohren, so daß ich doch viell Erleichterung verhoffe — kurz der Herr Salomon Landolt ist wie ein altes verlöchertes Schneckenhäuslein, bald leer.

Was haben Sie gesagt zu dem Todesfahl unseres lieben Doctor Meyers? Ich bedaure Ihne herzlich, für unsere Gegend ist es ein wahrer Verlust; schon diesen Sommer, da er nicht mehr ausgehen konnte, hatte er mir den Doctor Müller von Eglisau empfohlen, welcher in der That ein sehr geschickter und sorgfältiger Arzt ist.

Bald, bald werden wahrscheinlich die neuen Eheleute wiederum zurückkommen —, und da gibts gewiß auch einige Veränderungen im Schloß Teuffen. Ich hoffe und wünsche, daß es Ihnen recht gut gehe; die junge Frau gefällt mir sehr wohl, ich kann sie aber nicht vollkommen beurtheilen, bis daß ich ein paar Tozend Suppen mit ihr geeßen habe. Wenn die Suppen so gut sind, wie die der Dödi, so gehts gut. Holland ist tod — von daher weiß ich nicht das Geringste, Briefe hatte ich noch keine einzige Zeile erhalten, und mir ist gleichgültig.

Ueberhaupt sind mir gegenwertig alle Neuheiten (wirklich von Zürich aus) so selten, als wie von Constantinopel oder London, ohne die brave Jungfer Lisette Ganz, welche die Güte hat, mich öfter zu besuchen, wüßte ich gar nichts, durch sie vernahm ich jedesmal, den besten Bericht von Ihrem Wohlbefinden, welches Ihnen beständig anwünscht

Ihr ganz ergebenster Diener
Salomon Landolt.

viele 1000 Grüße an Jungfer Lisette Siber ... und an die Dödi.

Den 4. Februar 1818 schrieb er wieder aus Teuffen wie er viel Verdruß habe; er bleibe den ganzen Tag an seinem Arbeitstisch. —

Salomon Landolt an seine Nichte Jungfrau Margr. Landolt.

Verehrteste, gütigste und recht liebe Jungfer Griten!

Tausend Dank für d'Fröschenbein,
Die verschluckte ich gantz allein
Und trank einen guten Schluck dazu
Mit der größten Seelen Ruh,
Auf's Wohlsein meiner lieben Gret,
Die meinem Magen das Beste b'ichert.

Von Herzen gern wollte ich die Schachtel mit einem Gegengrüßli zurückschicken, aber ich habe leider auf Gottes Erdboden nichts: und wahrscheinlich, wenn ich die Welt verlassen muß, so wird mein Mantelsack ebenso leer sein, als wie ich denselben auf die Welt gebracht habe; hingegen kann ich meine liebe Jungfer Spitznäsli versichern, daß ich Ihrem sehnlichen Wunsch, eine Zeichnung von mir zu haben, baldigst entsprechen wird; das Bild ist gezeichnet und untermalt und müßte ich meine alten Augen

nicht so viell möglich schonen, so wäre alles fix und fertig; vielleicht könnte ich's zu einem Neujahrsgeschenk überschicken, aber nur vielleicht — die dunkle oder heitere Witterung muß entscheiden! —

Beiliegend ist eine kleine Scytz vom Favorit — ich wünschte, daß der gute Herr Oberst Hans die Mühe nehme, und dasjenige was mit weiß und mit braunen Striemen und Dupfen bezeichnet ist, eintweders bemalt oder mit Buchstaben bezeichnen würde; so ohnbedeutend diese Kleinigkeiten scheinen, so tragen sie doch zur Wahrheit des Ganzen vielles bey.

Letzten Dinstag Abend ist Junker Oberst ganz ohnerwartet und ganz allein im Schloß Teuffen ankomen. Morgen (das wäre heute) wird er wieder nach der Stadt zurukkehren, um seyne Helfte für die könftige Wochen abzuhollen. Er ist die völlige Copie der Storchen, dann gewöhnlich 14 Tag vor Petristuhlfeyr kommt der alte Storch daher geflogen, um sein altes Nest zu beaugenscheinigen, und findet er alles in Ordnung, so fliegt er wieder seinem langschnabligen Schatz entgegen, bringt denselben in's Nest, schnebelt, brutet, lehret die Jungen fliegen und reist widerum mit der Haushaltung an einen Ort, wo er sich ernähren kann und endlich sterben die Alten und so geht das Uhrwerk beständig fort. — Ist es aber billig, daß wir Hagenstolzen und Gyrigen Rietler unser Fadenrecht über diese natürlichen und ehrlichen Ehewirthschaften treiben? Nein auf Ehre, es ist ohngerecht; und doch wünschte ich mir keineswegs von der Ehezunft ein Mitglied zu seyn; es ist ohnstreitig, daß mit dem Ehestand viell Vergnügen verbunden ist — hingegen können wir andere das Leid auch entbehren; kurz ich trag lieber Stiffel als Pantoffel. Wir wollen sehen, aber ich glaub' schwerlich, daß ich zu Rorbis begraben werde. . . .

Gute Nacht meine liebe Jungfer Gret, (es fängt schon an zu dunkelen,) und wäre ich ein altes Weib, so säß ich bei der Kunkelen.

Tausend Empfehlungen an Herrn Onkle Hauptmann und Oberst Hans ....

Ihr ganz ergebenster und für die Froschenbein nochmalen dankbarer

Onkel Salomon.

Teuffen den 5. Xbris 1817.

Das Pulver von der Jungfer Gantz wird baldigst ankommen.

Meine liebe Jungfer Gutthäterin!

Wenn ich in diesen langen Winterabenden, um meinen alten Augen zu schonen, im Großätisessel sitze, und einiche Pfeiffchen Tabak mit aller Zufridenheit schmauke, so presentiren sich meiner Imagination (welche noch zimlich lebhaft ist) vielle Gegenstände der Vergangenheit von Freud und Leid, so daß ich öfters mit meinem hochseligen Herrn Götti Salomon ausruffe, Alles ist eitel und lauter Narrenspihl! und mich dann einigermaßen zu beruhigen und aufzumuntern, so beschäftige ich mich mit ganz andern Gedanken. Unter den viellen, welche mir im Kopf herum rollten, kam ich ohnversehens auf den Sprung, was es wohl mit der Seelenwanderung für eine Beschaffenheit haben möchte? Der Gedanke gefiele mir und ich wünschte sehnlich ein Storch zu werden.

Und obgleich dieser läppische Wunsch so kindisch scheint, so ist er's gewiß nicht: denn denk auch meine gute Gret! Mit einer schönen weißen Störchin in dem weiten Himmel herum zu fliegen, auf den höchsten Häusern zu nisten; alle Jahre mit Weib und Kind und in großer Gesellschaft ohne einen Heller depenses zu machen, zwey große Reisen zu thun und während der Reis mit Allem sich zu nähren, was einem Storchenmagen an Froschbeinen 2c. delicat und lekerhaft ist. (Nur müßte ich mir die Reisegesellschafter aus dem Ober Winterthurer Nest verbeten haben).

Dieses Alles, meine hochzuverehrende Jungfer Grete, ist bei meiner Seel nicht gänzlich zu verwerffen. Kurz und gut diese Vorstellung belustigte mich nicht nur den ganzen Abend und die ganze Nacht, ja während meinem Déjeûner, biß endlich die Ankonft des Züricherbotts mich aus meinen Träumereien aufweckte. Nach Eröffnung der Schachtel erschrack ich, als ich die goldenen Fische zuerst erblickt, so glaubte ich wirklich an die Erfüllung meines Wunsches, in vollkommener Ueberredung meiner Verwandlung lupfte ich schon das einte Bein, um meiner guten Gret meinen schuldigsten Dank auf gut störchisch zuzunäggelen und befühlte mich vom Kopf bis an d'Füß, ob ich befiederet und beflüglet wäre, da ich aber nichts fande, und der Spiegel mich dessen versicherte, so begab ich mich zufrieden, loff in die Kuchi und beorderte eine Tracht von meinen schönen Fischen auf das Mittagessen.

Und da dem Himmel sei gedankt, Niemand von unseren Tischgenossen etwas davon genießen wollten, so ließ ich mir die Portion wohl schmecken und that zugleich einen wackern Zug auf das Wohlsein meiner Gutthäterin, und also nochmalen 100000 Dank.

Auf den Abend saß ich widerum in meinem alten Sessel und spintisirte hunderterley wunderliche Sachen. Endlich kam ich auf den närrischen Einfahl, eine gewisse Aehnlichkeit in dem Schicksal des Propheten Elias mit dem Meinigen zu finden und was mich am meisten freute, ist der Vorzug, den ich in dieser Vergleichung auf meiner Seite fand.

Ich. Von einer schönen weißen munteren Jungfrau gespiesen.

Elias. Von schwarzen Raben.

Ich. Mit schönen weiß gewaschenen Fröschenbeinen und goldenen Fischen.

Elias. Mit allerhand Fleisch, vermuthlich Pferde, Esel, oder gar alt Weiberfleisch ꝛc. ꝛc. . . . . . .

Hochwertheste Jungfer Bas, ärgern Sie sich nicht über die Erwähnung des letztern Fleisches. Ein erst kurzlich gelesenes Buch brachte mich auf diese Vermuthung; ich las mit Bedauern, daß ein von einem schrecklich schalkhaften und bösen Weibe bis auf den Tod geplagter, alter, ehrlicher Mann, den lieben Gott in folgenden Ausdrücken um seine Erlösung von diesem Ungeheuer bat:

Allmächtiger
Du speisest ja die Raben in
Ihrer stillen Ruh
Mußt du meer Luder haben, so
Nihm mein Weib dazu!

Darum bithe ich meine gute Gret nicht böse zu werden, und will über dises Kapitel enden, damit ich die Geduld einer so guten Jungfer nicht mißbrauche. Kurz noch einmal tausend schönen Dank. —

Bis dahin gehet Alles im alten Schlendrian in unsrer Wirthschaft, welches dauern wird, biß zur Abänderung der Domestiques auf Liechtmeß. Die eigentlichen Küßwochen sind noch nicht ganz vorbey, denn es kommt mir vor, als hörte ich ein beständiges Zischen der Fledermäusen in allen Ecken unserer großen Stuben.

Was mich am meisten freut, ist daß wir bei Zeiten zu Nacht essen und bey guter Zeit zu Bethe gehen.

Was den Caractre der Jungen Frau betrift, so ist die Zeit noch zu kurz, um denselben mit Gewißheit zu beurtheilen; von ihrer guten Gemüthsart bin ich beynahe überzeugt, indem sie gegen Jedermann sehr höflich, ja selbst gegen Dienst sehr gütig und nachsichtig ist; in der Nahrung ist sie bescheiden, einen guten Rath nihmt sie willig und mit Dank an, und äußeret in keinem Fahl, die geringste Pretension. Und da einem so jungen Ding keine Erfahrung in einer so bedeutenden Wirthschaft zuzumuthen ist, so bin ich doch versichert, daß Sie mit weniger Anstrengung bald au fait von Allem sein kann, denn sie hat wirklich Verstand.

Ich hoffte auf das Neue Jahr mein Versprechen erfüllen zu können, aber es ist ohnmöglich; erst gestern erhielt ich meine mangleden Farben und diese müssen noch zuerst geriben werden, und dann wirds mit aller Gewalt darauf losgehen.

Die Flecken vom Favoritli sind sehr gut bezeichnet und dieser muß seine Rolle in optima forma am schicklichen Ort spihlen.

Von Neuigkeiten kann ich Niemand unterhalten, denn ich weiß und sehe nichts, als einen neuen Schnee. Also muß ich mich empfehlen und die Jungfer Gret versichern, daß ich immer bleiben werde

Ihr dankbahrer Oncle
Salomon.

Den 25. Xbris 1817 zu Teuffen.

Hundertausend Empfehlungen an Herrn Hauptmann und Herrn Obrist Lieut. Hans.

Die Brieffe können mit Gott und Ehren verbrannt werden.

(Viele Compliment von der Jungfer Ganz).

Die Freien von Eschenbach, Schnabelburg und Schwarzenberg.

Von H. Zeller-Werdmüller.

II. Theil.

Die Freien von Schnabelburg und Schwarzenberg.

1. Die Freien von Schnabelburg.

Berchtold I. von Schnabelburg, Sohn Walthers I. von Eschenbach zu Schnabelburg, der Ahne der jüngern Linie seines Hauses, war, wie sein älterer Bruder Walther II. von Eschenbach, schon bei Gründung des Klosters Kappel durch seinen Vater Ulrich zugegen. Er erhielt nach dem Tode des Vaters die Schnabelburg mit aller Zubehörde, während die Herrschaft Schwarzenberg im Breisgau unvertheilt blieb.

Zur Schnabelburg, welche auf Eigenthum des Fraumünsters erbaut war, gehörte vor Allem die Reichsvogtei über die Besitzungen der Abtei, zum Theil auch über diejenigen des Chorherrenstiftes Großmünster von der Grenze der Herrschaft Wädenswil bis gegen Altstetten, und vom Kamme des Albis bis zum See und an die Stadtmauer von Zürich. Auch die Vogtei über die an das Kloster Muri gehörende Kirche Talwil war den Schnabelburgern als Lehen von Habsburg übertragen. Jenseits

des Albis besaßen sie zusammenhängenden Eigen- und Lehensbesitz, welcher sich über die jetzigen Pfarrgemeinden Hausen, Rifferswil, Mettmenstetten, Maschwanden, Obfelden, Ottenbach und Affoltern erstreckte; sie hatten Lehensrechte vom Fraumünster im jetzigen Gebiet des Kantons Zug zu Chamau, von Habsburg über die Kirche zu Baar.

Die Vogtei über die freien Leute zu Affoltern und der Enden, welche nach der Blutrache an die Herzoge von Oesterreich überging, gehörte ganz gewiß zu den Reichslehen der Freien. — Ihr Besitz griff auch auf das linke Ufer der Reuß hinüber, nach Merenschwand, Beinwil, Benzenswil; flußaufwärts stieß er dort mit demjenigen der ältern Linie Eschenbach zusammen.

Berchtold I. kommt nicht gerade häufig in den Urkunden vor, doch sind alle Nachrichten über ihn ganz bemerkenswerth.

Er befand sich im Begleite und unter den Berathern des Grafen Rudolf des Alten von Habsburg, als dieser Landgraf im Zürichgau im Juni 1217 zu Einsiedeln in dem alten Grenzstreit zwischen dem Kloster Einsiedeln und den Leuten von Schwyz einen Entscheid traf.[1])

Um 1223 schloß der Freie Berchtold, Ritter von Schnabelburg, mit dem Abte Wido von Kappel einen Vertrag über die von beiden Theilen zu gestattenden Ehen der gegenseitigen Hörigen. Die Kinder aus solchen Ehen sollten gleichmäßig der Kirche und dem Ritter zugetheilt werden[2]).

Berchtold scheint seine Rechte als Reichsvogt über die ihm unterstellten geistlichen Besitzungen etwas scharf wahrgenommen, dieselben auch übermäßig ausgenutzt zu haben, wie dies nach Erlöschen des Hauses Zähringen auch von anderer Seite geschah, es mag nur an den heftigen Streit zwischen Graf Ulrich von

---

[1]) Herrgott II, 223.
[2]) Zürcher Urk.-Buch I, 297.

Kiburg und den Chorherren zu Münster erinnert werden, oder an die Zwistigkeiten zwischen den Eschenbach und Interlaken. Am 6. Juli 1223 richtete wenigstens König Heinrich VII. von Ulm aus ein Schreiben an die Räthe Zürichs, worin er dieselben auffordert, in königlichem Auftrage einen Streit zwischen den königlichen Kaplanen, dem Probst und Kapitel zu Zürich und Berchtold dem Kastellan von Schnabelburg zu entscheiden. Die geistlichen Herren hätten sich nämlich beklagt, daß der Edle nicht nachlasse, die Güter ihrer Kirche und besonders diejenigen zu Rufers[1]) und Rüschlikon mit neuen und ungehörigen Forderungen ungemein zu belästigen. Der König ersuchte den Rath, den Freien zur Abstellung dieser Mißbräuche, und zur Rückgabe des widerrechtlich Weggenommenen innert 14 Tagen aufzufordern. Im Falle aber ein Rechtsstreit vorliege, solle der Rath denselben entscheiden, und wenn nöthig Vollzug seines Urtheils mit weltlichen Strafen erzwingen[2]).

Dieser Streit wurde bei Lebzeiten Berchtolds nicht mehr ausgetragen, da der Freiherr wahrscheinlich schon im Jahre 1224 starb.

Aus seiner Ehe mit einer Freiin von Klingen gingen fünf Söhne und drei Töchter hervor[3]). Drei der Söhne wurden dem geistlichen Stande gewidmet:

Berchtold, welcher im Predigerkloster zu Freiburg im Breisgau begraben liegt;

---

[1]) Ehemaliger Ort zwischen Kilchberg und Adlisweil.

[2]) Zürcher Urk.-Buch I, 301. Gewiß der beste Beweis dafür, daß Zürich nach 1218 reichsunmittelbar geworden war; wenn Brun 1336 seine neue Verfassung durch die Äbtissin bestätigen ließ, so war dieß sicherlich nur ein Schachzug des kühnen Neuerers, um desto eher auf die kaiserliche Anerkennung der Umwälzung Anspruch machen zu können. Der Äbtissin kamen einzig gewisse Teile der niedern Gerichtsbarkeit zu.

[3]) Nach den Kappeler Aufzeichnungen, wie das Folgende über die Kinder und deren Geschicke.

Konrad, der während seiner Studienzeit auf der Hochschule zu Paris vom Tode dahingerafft wurde;

. Heinrich, welcher in den Predigerorden eintrat.

Von den drei Töchtern blieb die eine ledig. Die zweite trat als Nonne in das Kloster Güntersthal bei Freiburg im Breisgau ein; die dritte, welche mit dem Ritter Konrad von Liebenberg [1]) verheirathet war, starb kinderlos.

Zwei Söhne weltlichen Standes, Ulrich I. und Walther I. verblieben als Stammhalter von Schnabelburg.

Ulrich I. von Schnabelburg und sein Bruder Walther, Vogt zu Schwarzenberg.

Die beiden Brüder theilten sich, nach der auch durch die Urkunden bestätigten Überlieferung, derart in den väterlichen Besitz, daß Ulrich, der ältere, die Schnabelburg übernahm, während Walther mit der Verwaltung der Schwarzenbergischen Erbschaft beauftragt wurde.

Das erste Geschäft, welches den Brüdern oblag, war die Beendigung des Streites mit dem Chorherrenstift zu Zürich. Vor dem vom Könige zur Beurtheilung bezeichneten Gerichte, dem Reichsvogte Hugo Brun und den Räthen von Zürich, verzichteten die Brüder am 2. Juni 1225 nach dem Tode des Vaters gemäß schiedsrichterlichem Spruch auf die Vogteien der Güter zu Rüschlikon und Rufers. Sie befriedigten das Gotteshaus

[1]) Ritter Konrad von Liebenberg, als Lehensmann verschiedener Herren ein angesehener Mann, war ein Bruder jenes Reichsministerialen Ulrich von Liebenberg, Burggrafen zu Rheinfelden, welcher die Deutschordenskommende Beuggen gestiftet hat. Auch Ulrichs Gattin Agnes war aus freiherrlichem Geschlecht (nobilis femina, Zürcher Urk.-Buch II, 242) hatte Lehensbesitz von Schwarzenberg, so daß unter Umständen eine Verwechslung zwischen Ulrich und Konrad seitens der Kappeler Mönche gedenkbar wäre.

Konrad befand sich am 23. Mai 1239 als Zeuge zu Maschwanden im Gefolge der Herren von Schnabelburg. Zürcher Urk.-Buch II, 27.

für seine Forderungen, und entsagten der Reichsvogtei über genannte Güter, welche der Vater unrechtmäßiger Weise mit königlicher Genehmigung angesprochen hatte. Sie erklärten auch, daß sie fernerhin zu Albisrieden nicht mehr Vogtgeld erheben werden, als zur Zeit Herzogs Berchtolds von Zähringen gefordert wurde, nämlich 7 Mütt Weizen und 1 Mütt Hafer nebst den Gerichtsbußen. Für spätere Beibringung der Zustimmung seitens der minderjährigen Brüder verbürgten sich Berchtold von Eschenbach, Ulrich von Schnabelburg und Hermann von Bonstetten [1]). Da unter den Zeugen, beziehungsweise den Schiedsrichtern zwei „Richter der mit dem Kreuz bezeichneten“ [2]) genannt sind, so muß angenommen werden, daß entweder der verstorbene Berchtold oder die Söhne selbst das Kreuz genommen hatten, um Friedrich II. in den dem Papste zugesagten Kreuzzug zu folgen, und deshalb laut Bulle Honorius III. von 1223 in apostolischem Schutze standen.

Wie Graf Werner von Kiburg, wie wahrscheinlich ein Freiherr von Tüfen, mag auch einer der jungen Herren von Schnabelburg im Jahre 1228 den Kaiser Friedrich II. nach Akko begleitet haben, und glücklicher als der schon zu Akko von der Pest dahingeraffte Graf von Kiburg mit dem Heere desselben am 17. März 1229 die heilige Stadt betreten haben. — Leider sind wir hiefür auf bloße Vermuthung angewiesen, urkundlich wird der Herren von Schnabelburg bis zum Jahre 1236 nicht mehr gedacht.

Erst nach dem Tode ihres Vetters Berchtold von Eschenbach, kommen die beiden Freien in den uns erhaltenen Urkunden wieder zum Vorschein. Von 1236 bis 1239 handelte Ulrich bald allein, bald gemeinsam mit seinem Bruder Walther als Vormund der minderjährigen Kinder von Eschenbach [3]). Im erstern Jahre war

---

[1]) Zürcher Urk.-Buch I, 310.

[2]) «Judices crucesignatorum».

[3]) Vergl. unter Eschenbach.

Walther am 19. Oktober jenseits der Berge abwesend, wahrscheinlich beim Heere Kaiser Friedrichs, welcher damals am Gardasee stand, um in Verbindung mit Ezzelino da Romania Vicenza anzugreifen. Der Eschenbachische Dienstmann Ulrich von Hunwile hat ihn wohl dabei begleitet [1].

Beide Brüder von Schnabelburg hielten sich am 18. Februar 1239 zu Freiburg im Breisgau auf, als Graf Rudolf von Habsburg-Laufenburg, Sohn des alten Grafen Rudolf, seinen Erstgebornen, Gottfried, mit der Tochter des verstorbenen Grafen Egon von Freiburg verlobte [2]. Die Brüder waren umsoeher berechtigt, bei dem Familienfeste zugegen zu sein, als Walther durch seine Gattin, Tochter des erlauchten Mannes Rudolfs Grafen zu Habsburg und Landgrafen im Elsaß [3], Schwager des Grafen von Laufenburg [4]) war.

Walther, welcher am 2. Januar 1243 [5]) in einer von seinen Neffen, den Grafen Rudolf und Hartmann von Habsburg ausgestellten Urkunde als Zeuge genannt ist, nahm von seinen Breisgauer Besitzungen den Namen eines Vogtes von Schwarzenberg an. — Im Jahre 1244 gab der Reichsministeriale Ulrich von Liebenberg ein Gut zu Kirchen, Bezirksamt Lörrach, seinem Lehensherrn Walther «dictus advocatus de Swarzinberc» auf, behufs Übertragung des Gutes an Wettingen [6]).

Walther muß frühe gestorben sein, da er schon am 25. Juli 1249 [7]) in einer Urkunde über das nämliche Gut als verstorben

---

[1]) Zürcher Urk.-Buch II, S. 6 u. 7.

[2]) Kopp, Gesch. d. eidg. Bünde II, 1. 375.

[3]) Aufzeichnungen von Kappel.

[4]) Ebenso des Grafen Albrecht von Habsburg. Er war somit Oheim des spätern Königs Rudolf.

[5]) Zürcher Urk.-Buch II, S. 80/81.

[6]) Zürcher Urk.-Buch II, 116, 117.

[7]) Zürcher Urk.-Buch II, 242, 243.

bezeichnet wird, und ein päpstlicher Brief vom 21. Dezember 1249 nicht ihn, sondern den Bruder Ulrich, als Fürsprecher des Frauenklosters Waldkirch im Breisgau nennt [1]).

Walther starb [2]) ohne Hinterlassuug von Nachkommen zu Straßburg im Elsaß und wurde dort begraben, später aber von den Mönchen von Kappel nach der Familiengruft in der Heimat übergeführt.

Ulrich lebte meistens auf der Schnabelburg; neben dem bereits oben erwähnten zusammenhängendem Eigen- und Lehenbesitz gehörten ihm noch allerlei entlegenere Reichs- und andere Lehen.

So besaß er Reichslehen in Burschinon im Lande Uri, jetzt Birtschen, gegenüber Erstfeld. Diese verlieh er am 26. November 1243 auf Bitte von Abt und Convent zu Wettingen gemeinsam mit seinen unmündigen Söhnen Berchtold (III.) und Rudolf gegen Bezahlung von 10 Mark Silber an Konrad und Wernher von Burschinon [3]). Unter den Zeugen erscheint Heinrich der Amtmann (minister) von Schnabelburg, welcher wie sein Sohn Eberhard später noch mehrmals in den Urkunden der Freiherren genannt ist.

Wie in der Geschichte der Freien von Eschenbach, älterer Linie hervorgehoben wurde, ergibt sich die Stellungnahme beider Zweige des Geschlechtes für den Pabst, gegen den Kaiser, schon daraus, daß bei einer Beurkundung durch die Herren von Eschenbach und Schnabelburg im Jahre 1245 Kreuzfahrer, crucesignati, gegenwärtig waren. Wenn ferner im Jahre 1249 der Pabst Innocenz auf Bitte Ulrichs von Schnabelburg einem Gesuche des Klosters Waldkirch im Breisgau entsprach, wenn eine Urkunde

---

[1]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. XXXVI, S. 286.
[2]) Nach den Kappeler Aufzeichnungen.
[3]) Zürcher Urk.-Buch II, 94/95.

des Freien vom 12. Mai 1249 beim Datum die Formel enthält, „als der heiligen römischen Kirche Innocenz IV. vorstand, der erlauchteste König Wilhelm die höchste Gewalt und die Hoheit des römischen Reiches inne hatte“, so läßt dies erkennen, daß Ulrich fortwährend ohne Wanken auf Seite des Pabstes und seines Gegenkönigs Wilhelm Grafen von Holland stand.

Als eifriger Parteigänger Roms muß Ulrich in diesen Jahren mit der nicht minder entschieden auf kaiserlicher Seite stehenden Stadt Zürich und deren Bundesgenossen in schwere Händel verwickelt worden sein, über deren Verlauf nichts bekannt ist. Vorübergehend war er jedenfalls in großer Bedrängniß, als die Zürcher bis zur Belagerung der von der päbstlichen Partei besetzten Stadt Luzern schritten.

Vielleicht gehören auch hieher die Händel aus der Zeit des Zwischenreichs (1245—1272), von denen Johans Kolins Zugerchronik, nach einer angeblichen Chronik Konrad Gäßlers von Meyenberg zu berichten weiß. Er meldet von Kämpfen derer von Hünenberg zu Cham und Wildenburg, derer von Rüßegg, der Herren von Maschwanden, und der Bürger von Bremgarten gegen die Stadt Zug, und der Zuger gegen die aus Leuten von Regensberg, Maschwanden und Bremgarten bestehende Besatzung von Cham, ebenso von einer Fehde des Herrn auf Wildenburg und der Herren von Schnabelburg mit Zug. In dieser letztern soll ein Treffen im Haselholz zwischen Baar und der Wildenburg geliefert worden sein, in welchem die Burgherren 7 Fußknechte und 2 Reisige verloren. Der von Wildenburg entfloh in sein Schloß, die von der Schnabelburg nach Kappel [1]).

Mag es sich mit der Wahrhaftigkeit dieser Chronisten-Erzählungen verhalten, wie es will, dieselben geben ein anschauliches Bild von der Art und Weise, wie man sich in jenen Tagen herumschlug.

---

[1]) Henne, die Klingenberger Chronik, S. 12—15.

Daß ein Mann, welcher so ganz päbstliche Gesinnung an den Tag legte, wie Ulrich, dieselbe auch durch fromme Stiftungen kund gab, darf erwartet werden.

Im Jahre 1246, noch bevor der Kampf zwischen Kaiser und Pabst in unsern Gegenden zu ernstlicheren Ereignissen geführt hatte, schenkte der Freiherr mit Zustimmung von Frau und Kindern dem Cisterzienserinnenkloster Frauenthal in der Lorze unterhalb Cham seinen von ihm und seinen Vorfahren seit unvordenklichen Zeiten besessenen Zehnten in Chamau, Lehen von der Abtei Zürich, und ließ diese Vergabung durch die Lehensherrin, Äbtissin Judenta, bestätigen [1]).

Nach dieser Urkunde hat das Kloster Frauenthal schon 1246 bestanden. Der Klosterüberlieferung zufolge hat Ulrich von Schnabelburg dasselbe um 1231 zusammen mit dem ebenfalls entschieden päbstlich gesinnten Grafen Ludwig von Froburg gegründet, wohl eher indessen zwischen 1241/45. Sie hatten dem Orden zur Erbauung des Klosters ein Grundstück überlassen, welches Reichslehen war, die Schenkung bedurfte also zur Rechtsgültigkeit der Bestätigung des Reichsoberhauptes. Da die beiden Herren es indessen verschmähten, hiefür Kaiser Friedrich II. anzugehen, ließen sie die Übertragung und Stiftung erst unterm 31. August 1252 durch den Gegenkönig Wilhelm von Holland verbriefen [2]).

Eine eigenthümliche Bewandtniß hat es mit einer andern Vergabung, welche Ulrich am 12. Mai 1249 dem Kloster Kappel machte. Er übergab mit Zustimmung seiner Söhne Berchtold und Walther den ihm seiner Zeit (vor 1240) von den Gebrüdern Rudolf, Albrecht und Hartmann von Habsburg zu rechtem Eigen geschenkten Kirchensatz Baar mit aller Zubehörde, Zehnten u. s. w.

[1]) Zürcher Urk.-Buch II, S. 150.
[2]) Zürcher Urk.-Buch II, S. 305.

an das Kloster zu ewigem Besitze[1]. Die nämlichen Rechte aber hatte Rudolf der Schweigsame von Habsburg-Laufenburg schon 1243 an Kappel vergabt[2]. Der Kirchensatz Baar war demnach offenbar von beiden Zweigen des Hauses Habsburg beansprucht, und es hatten die jungen Grafen der ältern Linie denselben an die Herren von Schnabelburg übertragen, um sich deren Unterstützung, oder wenigstens Neutralität in dem Kriege mit ihrem Onkel von Laufenburg zu sichern, während dieser den unsichern Besitz gleichzeitig an Kappel vergabte. Jetzt, wo Habsburg-Laufenburg und Schnabelburg gemeinsam den Anhängern des gebannten Kaisers, der ältern Habsburger Linie, entgegenstanden, entzog sich Ulrich durch diese Handlung der Lehenspflichten gegen die Brüder von Habsburg, machte sich dem Grafen von Laufenburg angenehm, und kam dabei in keiner Weise zu kurz; wie aus einer spätern Urkunde vom 28. Dezember 1253 hervorgeht, erhielt er vom Kloster zum Dank für Aufgabe seiner bestrittenen Ansprüche den Kirchensatz zu Baar als Erblehen zurück.

Auch ein Gut zu Otelfingen war dem Freien von Schnabelburg seiner Zeit von den drei Brüdern Rudolf, Albrecht und Hartmann von Habsburg als Lehen übergeben worden. Da sein Afterlehensträger Ritter Walther von Schalken, ein Dienstmann der Grafen von Kiburg, das Gut inzwischen an das Kloster Wettingen verkauft hatte, verzichtete der Freie im Oktober 1250 zu Gunsten des Klosters auf seine Lehensrechte[3].

Mittlerweile hatte sich die Stadt Zürich nach dem Tode Kaiser Friedrich II. (13. Dezember 1250), vielleicht schon etwas vorher, von dem gebannten Hause der Staufer abgewendet; obwohl sie kaum auf die Seite ihrer bisherigen Gegner übertrat, scheint

---

[1]) Zürcher Urk.-Buch II, S. 235, 236.
[2]) Zürcher Urk.-Buch II, S. 91.
[3]) Zürcher Urk.-Buch II, S. 259—261.

sie sich wenigstens fortan unthätig verhalten zu haben. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn pabstfreundliche Edelleute, wie die Schnabelburg, die Tengen und andere wieder innerhalb der Mauern Zürichs ihren Geschäften nachgiengen.

So besiegelte Ulrich schon am 6. März 1250 einen zu Zürich ausgestellten Vergleich zwischen dem Kloster Kappel und der Äbtissin von Zürich, Güter des Meiers von Horgen betreffend [1]). Höchst wahrscheinlich war der Freie bei der Verhandlung selbst anwesend. Ganz bestimmt aber hielt er sich zwei Jahre später in Zürich auf, als Erster eines Schiedsgerichtes, welchem neben ihm selbst die Freien Konrad von Tengen und Ulrich von Wetzikon, der Ritter Rudolf von Sonnenberg und zwei Geistliche angehörten. Dieses verkündete im Kreuzgange des Fraumünsterstiftes in Gegenwart der Parteien sein Endurtheil in Sachen eines langjährigen Rechtsstreites zwischen dem Freiherrn Diethelm von Steinegg und dem Abte von Kappel über Güter zu Küßnach am Zürichsee. Der Spruch erfolgte im Frühjahr (vor Mai) 1252. Unter den Zeugen befanden sich auch die Ritter Heinrich von Lunkhofen und Ulrich von Uerzlikon, Dienstleute des Freien von Schnabelburg [2]).

Ulrich erlebte den Ausgang des großen Kampfes zwischen den Hohenstaufen und dem Pabste nicht mehr, am 28. Christmonat 1253 war er zu Schnabelburg auf dem Sterbelager hingestreckt. Durch letztwillige Verfügung gab er dem Kloster Kappel den Kirchensatz zu Baar, welchen er von demselben zu Erblehen hatte, zu freiem Eigen zurück. Weder seine Söhne, noch sonst Jemand soll Einwendung dagegen erheben dürfen. Zeugen dieser Vergabung waren neben der Gattin Adelheid und dem Sohne Berchtold, der Abt Rudolf von Kappel mit Prior und

---

[1]) Zürcher Urk.-Buch II, S. 249.
[2]) Zürcher Urk.-Buch II, S. 294.

Subprior, sowie Bruder Hugo, Subprior des Predigerklosters zu Zürich mit einem Genossen. Die bloße Anwesenheit der beiden Letztern kennzeichnet die politisch-kirchliche Stellung des Freiherrn. In Zürich waren zu jener Zeit die Brüder des Prediger- oder Dominikanerordens, welcher die Schrecken der Inquisition auch über Deutschland brachte, bei Laien wie Geistlichen verhaßt, auf Schnabelburg waren sie geehrte Gäste.

Wenn wir dem Jahrzeitbuche von Frauenthal, welches indessen nicht ganz zuverlässig zu sein scheint, Glauben schenken dürfen, muß Ulrich von Schnabelburg zweimal verheiratet gewesen sein. Genanntes Necrologium gedenkt seiner angeblich am 9. April verstorbenen Gattin Agnes von Eschenbach.

Die im Allgemeinen recht zuverlässigen Aufzeichnungen von Kappel nennen als Gemahlin Ulrichs eine Gräfin von Thierstein; nach vorstehender Urkunde von 1253 überlebte ihn eine Gattin Adelheid. Seine Ehe war mit fünf Söhnen und drei Töchtern gesegnet. Einer der Söhne, Rudolf, welcher nur 1243 urkundlich vorkommt, starb kinderlos, wohl vor dem Vater und wurde in dem für denselben vorbereiteten Grabe beigesetzt. Die vier übrigen, Berchtold III., Walther, Johann und Ulrich werden uns später begegnen.

Von den drei Töchtern Namens Margaretha, Wulfhild und Udelhild war eine[1]) mit einem Ritter von Wohlen, eine andere mit einem Freien von Grießenberg, jedenfalls einem Sohne des Freiherrn Heinrich von Grießenberg, Lieblingsbruder des St. Galler Abtes Konrad von Bußnang, verheirathet. Die dritte Tochter, Udelhild, hatte den Freien Heinrich von Tengen zum Gatten.

Am 25. Februar 1254[2]) beauftragte Pabst Innocenz IV. den Bischof von Samland, dem Freien Heinrich von Tengen,

---

[1]) Die Angaben über die Gatten der Schwestern überliefern die Kappeler Aufzeichnungen, leider ohne Beisetzung der Vornamen.

[2]) Bernoulli, Acta Pontif. Helv., S. 366/7.

Sohn Konrads und der Freiin Udelhild von Schnabelburg, Ulrichs Tochter, den nöthigen Ehedispens zu ertheilen, obgleich sie im vierten Grade mit einander verwandt waren. Er that dieß mit Rücksicht darauf, daß die Väter, dem Pabste getreu, den König Wilhelm bis jetzt in seinen Unternehmungen unausgesetzt gefördert haben. Dieser Heinrich von Tengen, Sohn Konrads [1]), muß indessen frühe gestorben sein oder die Ehe ist überhaupt nicht zu Stande gekommen [2]), da Udelhild schon 1268 als Aebtissin an der Spitze des Klosters Frauenthal stand. [3])

Ulrich I. ruht in der Familiengruft zu Kappel; ihm zur Linken seine Gemahlin.

Berchtold III. von Schnabelburg war der einzige von Ulrichs Söhnen, welcher beim Tode des Vaters das handlungsfähige Alter erreicht hatte.

Sein erstes selbständiges Auftreten war gegen das Kloster Kappel gerichtet, indem er für sich und Namens seiner Brüder die letztwillige Verfügung seines Vaters zu Gunsten des Klosters, in Sachen des Kirchensatzes Baar, anfocht. Es mögen dabei noch Lehensansprüche des Grafen von Habsburg älterer Linie mit im Spiele gewesen sein. Nachdem sich der Streit ein

[1]) Er ist wohl zu unterscheiden von seinem Vetter, Sohn Heinrichs welcher mit einer Eschenbach verheirathet war und sich urkundlich etwa de Tengen de Eschibach nennt.

[2]) 1263 lebt er noch, und es ist sehr fraglich, ob er nicht der gleiche ist, welcher noch 1279 und 1286, in letzterem Jahr als Heinricus senior genannt wird. Auf der andern Seite kommt er 1255 urkundlich als Schwager „sororius“ der jungen Herren von Schnabelburg vor.

[3]) Ganz irrig ist es, wenn Neugart II, S. 208, sie schon 1255 ins Kloster treten läßt. Jene Adelheid ist die Wittwe des Amtmanns Heinrich von Schnabelburg; ihr Sohn Eberhard kein Tengen, sondern ein Dienstmann von Schnabelburg, der gleiche Eberhard von Schnabelburg, welcher in einer Urkunde vom 9. Juli 1260 genannt wird. Geschichtsfreund VII, S. 160. Vgl. Zürch. Urk.-Buch III, Nr. 947.

ganzes Jahr hingezogen hatte, verzichtete er auf die Vorstellungen der Freien Konrad von Tengen, Rudolf von Wädenswil und Ulrich von Wetzikon auf fernere Einsprachen und bestätigte diesen Verzicht erst vor zahlreichen Zeugen zu Kloten am 27. Februar 1255, sodann am 18. März zu Mettmenstetten für sich und als Vormund aller seiner Geschwister, der Brüder Walther, Johannes und Ulrich sowohl, als seiner Schwestern. Für spätere Bestätigung des Verzichtes durch die Geschwister nach erlangter Volljährigkeit verbürgten sich Konrad von Tengen, dessen Sohn Heinrich, Berchtolds Schwager, Rudolf von Wädenswil, sein Vetter, Hermann von Bonstetten, Walther von Iberg, Ritter, Wernher von Affoltern, sein Diener [1]). Der zweitälteste Bruder, Walther II., genehmigte nach erreichtem gesetzlichem Alter diesen Verzicht am 18. Oktober 1258 zu Maschwanden.

Am 21. Juni 1255 verzichtete Berchtold für sich und seine Brüder auf die bisher als Lehen von den Grafen Rudolf und Gottfried von Habsburg besessene Vogtei der Kirche und des Widems zu Talwil zu Gunsten des Klosters Wettingen [2]), welches diese Kirche vom Bischofe von Konstanz gegen diejenige zu Lienheim eingetauscht hatte. Ohne Zweifel wurden die Herren von Schnabelburg für diesen Verzicht in irgend welcher Weise entschädigt.

Laut Urkunde vom 2. August 1255 verpflichtete sich Jakob Mülner bei Verkauf des Reichsafterlehens über die Vogtei zu Rieden am Albis (Albisrieden) an das Stift zum Großen Münster, dahin zu wirken, daß sein Lehensherr, Berchtold von Schnabelburg und dessen Brüder ihre Lehenshoheit dem König Wilhelm von Holland zu Handen des Großmünsters aufgeben [3]).

[1]) Neugart II, S. 199—205. Zürcher Urk.=Buch III, Nr. 921.
[2]) Herrgott II, S. 317. Zürcher Urk.=Buch III, Nr. 937.
[3]) Zürcher Urk.=Buch III, Nr. 940.

Berchtold verzichtete in der That auf dieses Reichslehen, welches ihm nicht mehr als eine Mark Silber jährlich eintrug, und es soll diese Uebertragung noch von Wilhelm genehmigt worden sein; bestätigt wurde dieselbe am 3. Dezember 1262 auch von König Richard von Kornwallis [1]).

Als der gleiche Lehensmann, Jakob Mülner, einige Jahre später den Thalacker, welcher ihm ebenfalls von den Herren von Schnabelburg verliehen war, an das Kloster Selnau verkaufte, erhielten die Freien tauschweise die Lehensherrlichkeit über die Eigengüter Mülners in Uitikon und Bergheim und versprachen unterm 30. Juni 1259 den König zu ersuchen, seinerseits diese Güter an Stelle des Thalackers als Reichslehen anzunehmen [2]).

Zeigen schon diese Rechtsgeschäfte die Freien in ansehnlichem Besitz von Reichs- und andern Lehen zwischen Zürichsee und Albis, so beweisen noch einige weitere Urkunden, sowie die bereits bei den Eschenbach angeführten Verkäufe von 1304 und 1305, daß beinahe dieses ganze Gebiet von der Grenze der Herrschaft Wädenswil bis gegen Altstetten, theils als Vogtei, theils als Eigen in Beziehungen zum Hause Eschenbach-Schnabelburg stand.

So verkaufen Dienstag nach Martini 1256 die vier Brüder von Schnabelburg und ihre Schwester Wulfhild durch die Hand Berchtolds ihr lediges Eigen, den Einfang zu Schoren am Staad (zu Bendlikon) um 46 1/2 Mark Silber an Frau Anna, Herrn Dietels Weib zu Zürich [3]).

Am 18. September 1258 vergabten Berchtold und Walther von Schnabelburg (dieser letztere war inzwischen mündig geworden), im Namen ihrer minderjährigen Brüder und ihrer Schwester Margaretha die Reben und alles andere Gut zu Bendlikon,

[1]) Arch. f. Schweiz. Gesch. I, S. 92 u. 93.
[2]) Staatsarch. Zürich. Spit.-Urk., Nr. 8.
[3]) Arch. Leuggern. Staatsarch. Aarau.

welches Herr Walther von Iberg, Ritter, von ihnen zu Lehen besessen hatte, an das Kloster Kappel und erhielten die Güter als Erblehen wieder zurück[1]).

Einige Jahre später entstanden Streitigkeiten zwischen den Junkern Berchtold und Walther, Freien, und der Aebtissin am Fraumünster über die Vogtei des Forstes an der Sihl, welche lange dauerten, und beiden Theilen zu Schaden gereichten. Am 18. Januar 1263 sprach schließlich ein zu Talwil am Stab versammeltes Schiedsgericht von drei Freien, einem Geistlichen und einem Ritter, den Forst mit Zwing und Bann der Aebtissin zu. Dagegen sollte die Aebtissin die Leute der Freiherren, die Bauern, welche auf den drei Huben sitzen, in ihren Gewohnheitsrechten an dem Forste nicht beeinträchtigen, widrigenfalls diese berechtigt wären, sich bei ihren Vögten darüber zu beklagen[2])

Selbst auf dem rechten Ufer des Zürichsees finden sich Spuren Schnabelburgischen Besitzes. Am 18. März 1262 schenkten die vier Gebrüder von Schnabelburg ihre Güter zu Männedorf am Zürichsee, welche Walther von Lunkhofen und dessen Brüder von ihnen zu Lehen trugen, an den Deutschorden. Unter den Zeugen des zu „Waltchilche in Brisgaudia" ausgestellten Urkunde finden sich neben einigen Breisgauer Deutschherren ihr Vetter, Freiherr Walther von Eschenbach und Ritter Walther von Iberg[3]).

Nach den Aufzeichnungen von Kappel ist einer der Brüder, Ulrich, in den Deutschorden eingetreten, und als Deutschherr zu Beuggen gestorben. Die obige Vergabung scheint mit diesem Eintritt in Verbindung zu stehen. Anderseits aber übertrugen die Brüder um diese Zeit auch ein Gut zu Dietikon an Wettingen[4])

---

[1]) Reg. v. Kappel, Nr. 73.

[2]) Gesch. der Abtei Zürich. Urk. Nr. 186.

[3]) Staatsarch. Stuttgart, Alschhausen part. I, Cat. 64 Nr. 2, Hitzkirch.

[4]) Kopp II, 1. 377.

und es wird schon 1263[1]), am 19. August 1266[2]) und am 31. August 1270[3]) eines Conversbruders Ulrich von Schnabelburg zu Wettingen Erwähnung gethan. Doch ist dieser dienende Bruder eher ein Sohn des Dienstmannes Eberhard von Schnabelburg gewesen[4]), da der Freiherr Ulrich noch 1267 als minderjährig unter der Vormundschaft seines Bruders Berchtold stand.

Am 13. Dezember 1263 bezeugen die Brüder Rudolf und Johannes Ritter von Küßnach, daß Berchtold einige Zeit vorher einen Streit zwischen ihnen und den Klöstern Kappel und Frauenthal geschlichtet habe, und daß die betreffende Angelegenheit nunmehr beigelegt sei[5]). — Von nun an finden sich mehrere Jahre lang keine urkundlichen Nachrichten über die Brüder; dieselben mögen sich meist in ihren Breisgauer Besitzungen aufgehalten haben. Erst am 25. Dezember 1266 wieder treffen wir Berchtold und Walther von Schnabelburg als Mitbesiegler einer Vergabung, welche Walther von Eschenbach an das Kloster Rathhausen machte.

Schwere Schuldenlast bewog die Brüder im Jahre 1267 zu einer Veräußerung an das Kloster Kappel, um unerträglichen Schadens wegen schwerer Bürgschaftskosten und unmäßiger Zinsbelastungen seitens der Gläubiger ledig zu werden. Nach gehaltener Berathung verkauften die Brüder, Berchtold III. von Schnabelburg (dieser zugleich im Namen seiner Kinder Wilhelm und Heinrich, sowie seines Bruders Ulrich, deren rechtmäßiger Vormund er ist), Johannes und Walther sel. Andenkens[6]), am 20.

---

1) Kopp Urk. I, S. 18.

2) Abtei Zürich, Urk. Nr. 204.

3) Kopp II, 1. 378, Anm. 9.

4) Geschichtsfreund, VII. 160.

5) Geschichtsfreund III. 123.

6) Er scheint während der Verhandlungen gestorben zu sein; nach den Kappeler Aufzeichnungen ist er zu Waldkirch im Breisgau begraben.

März 1267, dem Kloster Kappel ihre Vogtei über die Besitzungen auf dem Berge Rattlisberg zwischen ihrem Schlosse Schnabelburg und der Furt über die Sihl, genannt Babenwag, welche das Kloster Kappel von Abt und Convent zu Muri gekauft hatte. Gegen Bezahlung von 29 Mark Silber übergaben sie die Vogtei durch die Hand ihrer Oberlehensherren, der Grafen von Habsburg beider Linien an Kappel [1]). Die Übergabe erfolgte durch Landgraf Rudolf zu Zürich im Hause des Chorherrn Heinrich Schlüsseli, durch die drei Brüder von Habsburg-Laufenburg im Dorfe (villa) Glanzenberg. Unter den Zeugen befanden sich neben den Freien Walther von Eschenbach und Hermann von Bonstetten sowohl Habsburgische als Regensbergische Dienstleute, die einen waren wohl in Zürich, die andern in Glanzenberg anwesend.

Die Verhandlungen fanden während einer Waffenruhe zur Zeit der bekannten Regensberger Fehde statt, an welcher die Schnabelburger entweder gar nicht, oder dann auf Seite des Landgrafen Rudolf, Theil genommen zu haben scheinen.

Am 26. November 1267 [2]) verkauften die Brüder Berchtold und Johannes, ersterer auch Namens seiner Kinder, zur Tilgung von Schulden dem Kloster Frauenthal ihren Hof zu Benziswil um 26 Mark Silber; der in Frauenthal selbst ausgestellte Brief blieb indessen einstweilen unbesiegelt, da Berchtold III. von Schnabelburg wohl bald hernach erkrankte, und noch vor Ende des Jahres starb.

Er wurde am 31. Dezember 1267 in der Gruft seiner Vorfahren zu Kappel beigesetzt. Von seiner Gemahlin, Schwester des Markgrafen von Baden-Hachberg [3]), hinterließ er zwei minder-

---

[1]) Kopp, Urk. II, 128. Reg. Kappel Nr. 91.

[2]) Geschichtsfreund III, S. 124.

[3]) Aufzeichnungen von Kappel.

jährige Knaben, Wilhelm und Heinrich [1]), welche nunmehr unter die Vormundschaft ihres Oheims Johann von Schnabelburg gelangten.

Johann von Schnabelburg, welcher uns bereits in den Urkunden seines Bruders mehrfach begegnet ist, und 1262 handlungsfähig geworden zu sein scheint, war am 31. Dezember 1267 im Kloster Kappel anwesend, als sein Bruder Berchtold daselbst zur letzten Ruhestätte begleitet wurde.

Bei diesem Anlaß richteten er und Berchtolds zwei Söhne dem Kloster ein Vermächtniß von 26 Mark Silber aus, welches demselben von Johanns Oheim, dem schon seit mindestens zwanzig Jahren verstorbenen Walther Vogt von Schwarzenberg, und dessen Brüdern Berchtold (II.) und Konrad bestimmt worden war, dessen Bezahlung aber versäumt wurde, bis sich jetzt Johann im Besitze Schnabelburgs befand. Sie übergaben hiefür dem Kloster ihren Hof zu Ottenbach, welcher 14 Mütt Kernen jährlich ertrug, nebst einigen andern Gefällen [2]).

Für sich und als Vormund seiner Neffen Wilhelm und Heinrich überwies Johann am 2. April 1268 dem Kloster Frauenthal als Gegenwerth der seiner Schwester Udelhild, Äbtissin zu Frauenthal, schuldigen Aussteuer von 20 Mark Silber auf Rath Walthers von Eschenbach und anderer Freunde ihren Hof zu Merischwanden, genannt in der Gassen [3]), ebenso besiegelte er am 24. Mai die früher erwähnte Urkunde vom 26. November 1267 [4]).

Mittelst einer im Februar 1271 zu Beuggen verabredeten und am 3. April des gleichen Jahres bei Kappel besiegelten Urkunde verzichtete Johann für sich und seine Neffen zu Gunsten des Comturs Johann und der Deutschherren von Hitzkirch auf

[1]) Zwei richtige hachbergische Namen.
[2]) Reg. Kappel Nr. 96 u. 97.
[3]) Neugart II, 262.
[4]) Geschichtsfreund III, S. 124.

ihre Eigengüter, Klostererblehen und Reichslehen, bestehend in einer Hube zu Riferswil und einem Hofe zu Bibersee, welche Ulrich von Lunkhofen, Bürger zu Zürich, sein Lehensmann, an den Orden verkauft hatte [1]).

Eine Hauptaufgabe Johanns von Schnabelburg aber war die nunmehr unvermeidlich gewordene Auseinandersetzung mit seinem Verwandten Walther III. von Eschenbach in betreff der Breisgauer Besitzungen.

Im Herbste 1269 befanden sich die beiden Freien wohl zu diesem Behufe im Breisgau. Während dieses Aufenthaltes übergab ihnen ihr Lehensmann Gottfried von Staufen, Ministeriale des Grafen C. von Freiburg, zwei Höfe zu Eschbach bei Waldkirch gegen das Gut zu Warenbach bei Rheinfelden, welches er bisher von denselben zu Afterlehen besessen, und aus verschiedenen Gründen an das Johanniterhaus zu Rheinfelden verkauft hatte, und wünschte, daß dasselbe das Gut als unmittelbares Lehen von St. Gallen besitzen sollte. Von Schliengen im Breisgau aus sandten die Freien dieses ihr Lehen von St. Gallen dem Abte Berchtold von Falkenstein auf, wobei sie sich aber den Hof zu Ötlingen und andere St. Galler Lehen vorbehielten [2]).

Die Theilung zwischen Eschenbach und Schnabelburg scheint in der Weise stattgefunden zu haben, daß die ganze Schwarzenberger Erbschaft, Waldkirch, mit den Burgen Kastelberg und Schwarzenberg, dem Simonswalder- und Elzacher-Thale von den Herren von Schnabelburg übernommen wurde, welche sich fortan Herren von, oder späterhin meist Herren „zu" Schwarzenberg nannten und das Eschenbacher Kreuz im Wappen mit dem „Berge" der Schwarzenberge vertauschten. Dafür überließen sie ihren Vettern von Eschenbach die Schnabelburg mit

[1]) Geschichtsfreund XIX, S. 256.
[2]) Neugart II, S. 277. St. Galler Urk.-Buch III, S. 985.

dem größern Theile der dazu gehörenden Rechte und Besitzungen. Infolge dessen nannte sich der junge Freiherr Berchtold von Eschenbach schon am 9. Juli 1271 in seinem Siegel Berchtold von Schnabelburg. Die Auseinandersetzung ist somit im Jahre 1270 erfolgt.

2. Die Freien von Schwarzenberg.

Die neue Heimat des Freiherrn Johann und seiner Neffen Wilhelm und Heinrich lag in einem freundlichen Schwarzwaldthale, das von der Elz und der Elzach gebildet wird, und sich ungefähr drei Stunden nördlich von Freiburg nach der Rheinebene öffnet. Ziemlich eine Stunde thaleinwärts liegt auf dem linken Ufer der Elz die Stadt Waldkirch mit dem einstigen Nonnenkloster am Fuße des hohen Kandels, der Stadt gegenüber erhebt sich auf steilem Vorsprung, das Thal weithin beherrschend, der mächtige viereckige Quaderthurm der ehemals sehr starken Feste Kastelberg. Die Burg Schwarzenberg selbst lag am hohen Kandel zwischen zwei bei Waldkirch mündenden Gebirgsbächen südwestlich vom Stahlhof, drei Kilometer südlich von Waldkirch [1]). Das ganze hinter Waldkirch gelegene Thal mit den Abzweigungen nach Elzach und Simonswald bildete den Kern des Schwarzenbergischen Gebietes.

Obwohl den Herren von Schwarzenberg in unserer Landesgeschichte fortan keine größere Bedeutung zukam, so lohnt es sich doch, deren Geschicke weiter zu verfolgen, da die Freien fortwährend noch einige Lehensrechte in der alten Heimat besaßen und deßhalb in zürcherischen Urkunden, namentlich solchen des Klosters Kappel bis zum Erlöschen des Geschlechtes je und je

[1]) Sie war etwas kleiner als Kastelberg, auch sind nur noch wenige Trümmer von derselben übrig geblieben.

wieder auftreten. Auch ist es am Platze, die ganze Geschlechtsfolge einmal urkundlich festzustellen, um ein für allemal mit den Muthmaßungen aufzuräumen, welche die spätern Schwarzenberge auf die eine oder andere Weise von Walther IV. von Eschenbach ableiten.

Johann von Schwarzenberg befand sich bei Ablegung seines alten Namens noch in sehr jugendlichem Alter, seine Neffen waren minderjährige Knaben, es ist deßhalb nicht auffallend, wenn wenigstens zwei dieser Freien ziemlich lange urkundlich vorkommen. Johann und der ältere Neffe Wilhelm treten während nahezu dreißig Jahren beinahe immer gemeinsam auf, während des jüngern Neffen Heinrich nicht mehr gedacht wird, und es fraglich ist, ob er mit dem seit 1306 vorkommenden Freien dieses Namens in Beziehung gebracht werden darf. Wahrscheinlich ist er vor 1279 gestorben.

Von Waldkirch aus ermahnten Johann und Wilhelm, Vögte von Schwarzenberg, am 6. Juli 1279 ihre Vettern von Eschenbach, von einem Streite mit dem Kloster Kappel über Güter und Eigenleute zu Schnabelburg abzustehen [1]).

Durch Ritter Rüdiger Maneß den ältern gaben die Nämlichen, mittelst einer am 1. Juni 1288 zu Freiburg i./B. ausgestellten Urkunde, dem römischen Könige Rudolf ihr Reichslehen der Mühle Unterwasser an der Sihl zu Zürich auf [2]). Die Afterlehensträger, Herr Rudolf Mülner und dessen Bruder Rudolf hatten die Mühle offenbar an das Kloster Selnau verkauft, welches dieselbe nunmehr vom Könige zu freiem Eigen erhielt. Die Klosterfrauen traten dafür dem Reiche ihren Eigenhof zu Oberglatt ab, den der König seinerseits den Freien von Schwarzenberg als Reichslehen übergab [3]).

---

[1]) Reg. d. Schweiz. Arch. I Kappel Nr. 114.

[2]) Kopp II, 1. 735.

[3]) Hottinger, Spec. helv. Tigur., S. 282, 283. Die Uebertragungsurkunde König Rudolfs ist am 20. Juni 1284 zu Basel ausgestellt.

Von der Burg Kastelberg aus genehmigten Johann und Wilhelm am 28. Dezember 1288 als Lehensherren den Verkauf zweier Zehnten auf dem Rattlisberge an das Kloster Kappel [1]).

Auf ihrer Burg Schwarzenberg bewilligten am 29. Oktober 1296 die beiden Freien Johann und Wilhelm von Schnabelburg, Vögte von Schwarzenberg, dem Kloster Kappel alle ihre eigenen oder Lehensgüter zwischen Rhein und Aare, von den Lehensträgern ohne Fertigung oder Erlaubniß ihrerseits zu kaufen, sofern deren Werth den Betrag von 60 Mark Silber nicht übersteigt [2]).

In gleicher Weise treten sie in den Breisgauer Urkunden auf, so am 6. Juli 1283 [3]).

Am 8. August 1300 verliehen Onkel und Neffe wieder gemeinsam ihrer Stadt Waldkirch das Stadtrecht von Freiburg i./B. [4]).

Am 20. Juni 1301 [5]) siegelte Johannes und Wilhelm zum letzten Male gemeinsam; die Schicksale der beiden Äste von Schwarzenberg können von nun gesondert betrachtet werden.

a) Die Nachkommen Berchtold's III. von Schnabelburg.

Dieser Ast der Schwarzenberg erlosch schon im dritten Geschlechte. Ihm scheint in der Theilung der Breisgauer Güter Schwarzenberg zugefallen zu sein, während die Burg Kastelberg bei Waldkirch in die Hände Johann's und seiner Nachkommen überging.

Der ältere Sohn Berchtold's, Wilhelm von Schwarzenberg, wahrscheinlich zwischen 1255 und 1260 geboren, ist schon

---

1) Reg. d. Schweiz. Arch. I, Kappel Nr. 135.
2) Reg. d. Schweiz. Arch. I, Kappel Nr. 145.
3) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. X, S. 105.
4) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. XIV, S. 79.
5) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. XXXVI, S. 216.

öfter genannt worden. Am 11. Dezember 1279 [1]) wird zum ersten Male seiner Gattin gedacht, der Frau Helliga oder Heilika von Diersberg, Schwester des letzten Freiherrn von Diersberg in der Ortenau, durch welche die sehr ansehnlichen Besitzungen dieses Hauses an die Schwarzenberg gelangten [2]). Im Jahrzeitbuche der Kirche zu Ruswil, Kanton Luzern, ist sie unterm 18. März als „Frow helcha von tiersperg, was hern wilhelm von swartzenburg ehel. wirtin" genannt [3]).

Am 2. Mai 1292 und wieder am 23. Juli 1298 verkaufte er zu Waldkirch mit ihrem Willen und demjenigen ihres erbetenen Vogtes, Graf Egon von Freiburg den Hof zu Theningen [4]).

Im Jahre 1293 verlieh er seine habsburgischen Lehen zu Niederwinden, Dürrenbach und Yach an die Söhne Heinrich Hüpschmanns von Elzach [5]).

Wilhelm von Schwarzenberg erscheint urkundlich zum letzten Male am 2. Dezember 1306 als Bürge für Wernher von Staufen [6]).

Seine Kinder waren Heinrich von Schwarzenberg, und Frau Helka von Schwarzenberg, eheliche Wirthin des Freiherrn Johannes von Wolhusen bei Luzern. Sie machte am 24. Juni 1327 eine Vergabung an den St. Johannesaltar zu Ruswil [7]).

---

[1]) 1279, IV. Id. Dec. Der Bischof von Straßburg, Konrad III. (von Lichtenberg) bekennt, daß Ludwig von Diersberg, Sohn seiner Schwester Heilika, mit Willen seiner Mutter und seiner (Ludwigs) Schwester Heilika, Gattin Wilhelms von Schwarzenberg, dem Kloster in Schuttern einen Hof zu Friesenberg vergabt habe. — Archiv Karlsruhe, Schuttern.

[2]) Ueber die Burg Diersberg vgl. Zeitschr. d. Gesellsch. f. Geschichte, Alterth.- u. Volkskunde Freiburg i./B. IV. S. 275—287.

[3]) Geschichtsfreund XVII, S. 12.

[4]) Archiv Karlsruhe, Thennenbach. — Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins X, 327.

[5]) Archiv Karlsruhe, Waldkirch. Die genannten 3 Orte liegen bei Elzach.

[6]) Zeitschr. für Gesch. d. Oberrheins XI, 445

[7]) Geschichtsfreund XXVI, 105.

Nach Wolhusen's Tod scheint sie sich mit dem Elsäßer Freien Friedrich von Wangen vermählt zu haben und wird 1347 als Wittwe des letztern genannt [1]).

Der jüngere Bruder Wilhelm's, Heinrich (II.) von Schnabelburg, verschwindet von 1271 an in den Urkunden der alten Heimat und es wird seiner auch im Breisgaue nirgends mehr gedacht.

Dagegen tritt uns mit dem Jahre 1306 ein anderer, Heinrich von Schwarzenberg entgegen. Wie sich aus seinem und seiner Nachkommen Besitz, der Burg Diersberg und deren Umgegend, ergibt, ist er der Sohn Wilhelm's und der Helka von Diersberg, und Erbe eines ausgedehnten Gebietes. Als solchem war es ihm leicht, eine standesgemäße Lebensgefährtin zu finden, Anna von Uesenberg, Nichte seines Großonkels Johann von Schnabelburg-Schwarzenberg, welcher ebenfalls eine Freiin von Uesenberg zur Ehe hatte. Am 11. Februar wird Heinrich von dem Freien Hugo von Uesenberg „seiner Schwester Mann" genannt [2]). Im Jahre 1316 heißt er „Oheim" des Grafen Egon von Freiburg [3]).

Obwohl sich Heinrich von Schwarzenberg mehrfach in die Händel seiner Gegend einmischte, hat er doch die Ritterwürde niemals erworben und ist als bloßer „Junker" gestorben. Aus seinem Leben sei Folgendes erwähnt:

Am 24. September 1314 verbündete er sich nebst andern Herren mit der Stadt Freiburg i. B. gegen die Gebrüder Kolman [4]).

---

[1]) Bezirksarchiv Straßburg, G. 4843. Sie verkaufte der Kirche Jung-St. Peter zu Straßburg Güter zu Wangen.

[2]) Zeitschr. f. Gesch. u. Alterth. Freiburg i./Br. V, S. 251. Eine andere Schwester Hugo's war mit dem Freien Heinrich von Rappoltstein im Elsaß verheirathet.

[3]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins XII, S. 235.

[4]) Schreiber, Urk.-Buch der Stadt Freiburg I, S. 90.

Im Jahre 1316 verpflichtete er sich der Stadt Freiburg gegenüber gegen eine Zahlung von 50 Mark Silber, weder selbst eine Straße durch den Simonswald zu bauen, noch eine solche bauen zu lassen[1]). Gewiß hätte eine solche Straße den Besitzungen der Schwarzenberger hohen Vortheil gebracht, die Stadt Freiburg aber in ihren Verkehrswegen und Einkünften beeinträchtigt, weßhalb letztere den Straßenbau zu hintertreiben suchte. Gutwillig oder nothgedrungen mußte der Freiherr den Straßenbau unterlassen. In ganz ähnlicher Weise hat ja z. B. Zürich während des Mittelalters Brückenbauten über die Limmat zwischen Zürich und Baden zu verhindern gewußt.

Am 28. November 1316 verkaufte Junker Heinrich mit seiner Gattin Anna Güter in der Pfarre Schutterwald um 50 Mark an drei Straßburger Bürger[2]).

Im Jahre 1324 versetzte Heinrich verschiedene Rechte an die Stadt Waldkirch[3]). — Im folgenden Jahre trat er gegen einen Gehalt von 200 Mark Silber in den Dienst des Grafen Egon von Freiburg, verpflichtete sich im Breisgau zu wohnen und selbzehnt in seinen Kosten wider alle Feinde des Grafen zu reisen, den Herzog Leopold von Oesterreich ausgenommen[4]). — Am 4. Juli 1327 war er Mitbesiegler einer Urkunde, kraft welcher der genannte Graf verschiedene Rechte an die Stadt Freiburg im Breisgau abtrat[5]).

In den Kappeler Urkunden finden wir mehrere auf zürcherische und zugerische Lehen bezügliche Briefe Herrn Heinrich's von Schwarzenberg.

---

[1]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, Neue Folge V, S. 521.

[2]) Stadtarchiv Straßburg, Briefbuch D. 162a. Schutterwald, Pfarrdorf westlich von Offenburg, welches zum Diersberger Erbe gehörte.

[3]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, Neue Folge VI, S. 127.

[4]) Schreiber, a. a. O. I, S. 254.

[5]) Schreiber, a. a. O. I, S. 271.

Von seiner Veste Schwarzenberg aus verzichtete er am 31. August 1316 auf seine Lehensrechte und das Ehrschatzrecht über die Zehnten zu Blickensdorf und Husen, welche das Kloster Kappel mit seiner Einwilligung von Peter von Hünenberg erkauft hatte [1]).

Am 27. September 1324 verlieh er das Reichslehen des Meierhofes zu Wiedikon und den Hof zu Breitwil bei Herrliberg an Gottfried Mülner von Zürich, und dessen Erben, Söhne und Töchter [2]).

Zu Elzach in der Stadt stellte er am 19. Februar 1326 eine Urkunde aus, wonach er dem Kloster Kappel sein Eigenthumsrecht an dem Zehentli zu Husen abtrat, welches seine Diener, Rudolf und Hugo von Ruchenstein, Vettern, von ihm zu Lehen hatten, ebenso ein Zehentli zu Hirzwangen [3]).

Noch erscheint „Junker" Heinrich von Schwarzenberg am 11. Februar 1328, als er dem Kloster Kappel Eigenthumsrechte zu Riffe rswil und bei der Schnabelburg „an der Sunnen Lene" abtrat, gleichzeitig mit seinem Vetter Walther von Schwarzenberg [4]).

Bald hernach scheint er gestorben zu sein; wohl seine Schwester, Frau Helka von Wolhusen, stiftete ihm zu Ruswil eine Seelenmesse; das dortige Jahrzeitbuch erwähnt unterm 14. April des Junkers Heinrich von Swartzenberg.

Er hinterließ einen Sohn, **Ulrich II. von Schwarzenberg**, welcher 1328, Freitag vor Matthys, in einer Urkunde seines Verwandten Walther von Schwarzenberg zum erstenmal vorkommt, und darin „Ulrich, min vetter Heinrichs sun von Schwarzenberg" [5]) genannt wird. Der junge Mann, anscheinend

---

[1]) Reg. d. Schweiz. Arch. I, Kappel Nr. 158.

[2]) Archiv Leuggern. — S. Vögelin jun., Altes Zürich II, S. 707.

[3]) Reg. d. Schweiz. Arch. I, Kappel Nr. 168.

[4]) Reg. d. Schweiz. Arch. I, Kappel Nr. 171.

[5]) Archiv Karlsruhe, Tennenbach.

einziger Erbe des elterlichen Besitzes, zog die Augen des Bischofes von Straßburg, des bekannten Grafen Berchtold von Buchegg, bei Solothurn, auf sich; dieser kluge Kirchenfürst wünschte die Töchter seiner Schwester, aus deren Ehe mit dem Emmenthaler Freiherrn Ulrich von Signau, möglichst gut zu verheiraten und gab die Hand der einen, Anna, dem Grafen von Freiburg, die andere, Johanna, dem Freiherrn Ulrich von Schwarzenberg zur Ehe [1]). Letzterer scheint also nach Ansehen und Besitz zu den vornehmsten freien Herren der Gegend gehört zu haben.

Ob er zur Ritterwürde gelangte, ist ungewiß; am 22. August 1335 wird er noch „Junker" genannt [2]).

Dieser Ulrich, Herr von Schwarzenberg, beurkundete am 12. März 1335 zu Triberg, daß ihm Graf Rudolf von Hohenberg das Meierthum zu Schonach bei Triberg, sowie das Meieramt zu der wilden Elza und zu Rohartesberg [3]) um 320 Pfund Heller versetzt habe [4]). — Donnerstag nach Lichtmeß 1337 verkaufte er der Stadt Offenburg einige Löcher im Schutterwalde [5]).

Auch im Elsaß scheint er begütert gewesen zu sein, denn am 3. Juli 1339 verlieh Ulrich, Herr zu Schwarzenberg dem Hemmann Vizthum den Widum und Kirchensatz zu Ensisheim [6]).

In den Urkunden von Kappel treffen wir ebenfalls auf Herrn Ulrich; am 28. September 1331 vergabte er dem Kloster das Eigenthumsrecht an einem Zehnten zu Inwil, welchen Peter

[1]) Chronik des Matthias von Neuenburg.

[2]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. XXX, S. 201.

[3]) Rohrhardsberg zwischen Triberg und Simonswald.

[4]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. XXX, S. 179.

[5]) In seinem Diersberger Gebiet. Archiv Karlsruhe, Tennenbach.

[6]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. VII, S. 186, woselbst unrichtig nach der Burg Schwarzenberg im Gregorienthal verwiesen wird. Nach dieser bischöflich baselschen Burg hat sich aber niemals ein Geschlecht genannt. — Adels- und Lehensarchiv Ober-Elsaß.

von Hünaberg von ihm zu Lehen hatte[1]); im Jahre 1339 wird er als Lehensherr Georgs von Uerzlikon genannt[2]).

Ulrich, Oeheim Graf Konrads von Freiburg, lebte noch am 3. März 1345[3]) und am 24. Januar 1346[4]), ist aber jedenfalls spätestens im Jahre 1348 gestorben.

Seine Wittwe, Johanna von Signau, tröstete sich bald über ihren Verlust an der Seite des Grafen Hans von Fürstenberg, mit welchem sie sich im Jahre 1349 vermählte. — Am 27. August 1349 vergabte sie, als Wittwe Ulrichs von Schwarzenberg und Gattin des Grafen von Fürstenberg, fünf Mark von den Einkünften des Frohnhofes zu Hofwiler[5]), welche sie als Morgengabe von ihrem ersten Gatten erhalten hatte, an das Cisterzienserkloster Wunnenthal[6]).

Ulrichs einzige Tochter Anna von Schwarzenberg verheiratete sich vor 1354 mit ihrem entfernten Verwandten, dem Freien Johann III. von Schwarzenberg zu Kastelberg. Sie brachte ihrem Gatten Schwarzenberg und Diersberg zu, wie sich aus den späterhin anzuführenden Urkunden mit aller Sicherheit ergiebt. Nach dem Tode ihres Gatten verheiratete sie sich um 1380 zum zweiten Male mit Boemund von Ettendorf, Herrn zu Hohenfels. — Mit ihr erlosch der ältere Ast der Herren von Schwarzenberg.

---

[1]) Reg. d. Schweiz. Arch. Kappel Nr. 486.

[2]) A. a. O., Nr. 198.

[3]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. XIII, S. 343, XIX S. 90.

[4]) Archiv Karlsruhe. Vereinigte Breisgauer Arch.

[5]) Hoffweier, Pfarrdorf südlich von Offenburg, gehörte zu den ehemals Diersbergischen Besitzungen.

[6]) Fürstenbergisches Urk.-Buch Band II, S. 173.

b) Die Nachkommen Johanns von Schnabelburg-Schwarzenberg.

Dem jüngern, von Johann von Schnabelburg ausgehenden Aste des Geschlechtes war eine etwas längere Lebensfrist gewährt.

Johann (I.) von Schwarzenberg, welcher bis zum Jahre 1300 seinen Neffen Wilhelm zum unzertrennlichen Gefährten hatte, ist bereits mit diesem zusammen mehrfach aufgeführt worden; er wird am 19. Januar 1298 Oheim der Markgrafen Heinrich und Rudolf von Hachberg genannt [1]).

Seine Gattin war Udelhild von Uesenberg, Schwester des Freien Burkhard von Uesenberg [2]).

Johann verkaufte noch im Jahre 1315 mit Zustimmung seiner Gemahlin Udelhild von Uesenberg und seines Sohnes Walther 7 Mark von der Steuer zu Waldkirch um 70 Mark dem Johannes Küchelin von Freiburg, und ebensoviel dem Walther von Falkenstein [3]).

Bald hernach starb er im Alter von etwa 65—68 Jahren, mit Hinterlassung zweier Söhne, Walther und Ulrich. — Einer Tochter, welche mit Wilhelm II. von Montfort-Tettnang verheirathet war, setzte ihr Gatte 400 Mark auf die Burg zu Liebenow als Leibding [4]). Sie starb vor 1321. Ob Adelheid von Schwarzenberg, 1340 als Gattin [5]), am 27. August 1348

[1]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins X, S. 323. Fürstenberg. Urk.-Buch I, S. 332.

[2]) 1309 nennt dieser Johann seinen Schwager. Zeitschr. f. Gesch. und Alterth. Freiburg V, S. 259. Er war Stammvater der Endinger Linie seines Geschlechtes.

[3]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins. Neue Folge VI, Nr. 126, und Archiv Karlsruhe, Tennenbach.

[4]) Vanotti, Gesch. d. Grafen von Montfort, S. 99.

[5]) Fürstenberg. Urk.-Buch V, S. 493. Sie verzichtete am 31. Okt. dieses Jahres auf ihre Ansprüche an die vier Thäler.

als Wittwe des Grafen Berchtold von Sulz vorkommend[1]), ebenfalls seine Tochter war, ist ungewiß.

Ebenso unsicher ist es, ob Johann (II.) von Schwarzenberg, 1330—1340 Domdekan zu Straßburg, von ihm abstammte[2]). Noch weniger ist die Zugehörigkeit Berchtolds von Schwarzenberg bekannt, welcher 1311 als Leutpriester von St. Martin zu Waldkirch vorkommt[3]).

Walther von Schwarzenberg, Johannes Sohn, gelobte bei Uebernahme der väterlichen Güter am 16. Juli 1316 seinen Bürgern zu Waldkirch, dieselben am Umgelde nicht zu irren[4]). Gemeinsam mit seinem Bruder Ulrich (I.) von Schwarzenberg[5]) verkaufte er am 22. Juni 1321 zehn Mark Silber von der Steuer zu Waldkirch[6]); ebenso versetzten die Brüder eine Woche später, am 29. Juni, gemeinsam mit ihrer Mutter Utte, Wittwe Johanns, an Schultheiß, Rath und Bürger zu Waldkirch die Steuer der Orte Kohlenberg, Gutach, Riedern und Buchholz, alle bei Waldkirch gelegen, um 100 Mark Silber[7]).

Am 31. August 1322 stiftete Frau Ute für ihren sel. Gatten Johann, ihre Tochter von Montfort sel., und für sich selbst eine Jahrzeit im Kloster Wonnenthal, mit Zustimmung ihrer beiden Söhne[8]).

Am Freitag vor Matthias 1328 verkaufte Walther von Schwarzenberg einen Zins zu Egelsberg bei Siegelau an

---

[1]) Staatsarchiv Stuttgart, Archiv Alpirsbach, und Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins XXXII, S. 282.

[2]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins XXXII, S. 282.

[3]) Archiv Karlsruhe, Tennenbach.

[4]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, Neue Folge VI m. 126.

[5]) Dieses Bruders Ulrich wird nach 1322 nicht mehr gedacht, derselbe ist wohl frühe gestorben. Er darf mit seinem Vetter Ulrich (II.), Heinrichs Sohn, nicht verwechselt werden.

[6]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, Neue Folge VI m. 126.

[7]) A. a. O. m. 127.

[8]) Archiv Karlsruhe. Wonnenthal.

Burkhard von Keppenbach. Unter den Zeugen nennt er „Ulrich (II.), min vetter Heinrichs sun von Schwarzenberg“ [1]). Von dem Bruder Ulrich ist keine Rede mehr.

Am 8. Dezember 1333 stifteten er, Walther von Schwarzenberg zu Kastelberg und seine Gattin Susanna (nach dem Siegelbild [2]) eine geborne von Ratsamhusen aus dem Elsaß) eine Jahrzeit im Kloster Tennenbach mit Gülten zu Endingen [3]).

In den Urkunden des Klosters Kappel findet er sich ein einziges Mal. Am 11. Februar vergabte Walther, Herr zu Schwarzenberg, Ritter, in gleicher Weise wie sein Vetter Heinrich, die schon erwähnten Güter zu Riffersweil und an der Sonnenlehne der Schnabelburg, an Kappel [4]).

Walther starb vor dem 13. Dezember 1343; denn an genanntem Tage schlossen die Pfleger der Kinder Herrn Walthers von Schwarzenberg sel. — der Freie Heinrich von Rappoltstein zu Hohennack, nächster Vaters Mag der Kinder [5]), Ritter Kotze, und Johann Schnewli, Schultheiß zu Freiburg i. B. — ein Bündniß mit der Stadt Freiburg für die Vesten Kastelberg und Waldkirch [6]).

Johann III. von Schwarzenberg ist das einzige dieser Kinder, welcher später als Sohn Walthers ausdrücklich bezeichnet wird; ein weiterer Sohn war vielleicht jener Walther (II.) von Schwarzenberg, welcher 1360 Güter an die Stadt Waldkirch verpfändet

---

[1]) Archiv Karlsruhe, Tennenbach.

[2]) Gerandeter Schild mit Querbalken.

[3]) Archiv Karlsruhe, Tennenbach. Endingen liegt westlich von Freiburg am Kaiserstuhl und gehörte den Uesenberg. Die betreffenden Gülten stammten also aus dem mütterlichen Erbe.

[4]) Reg. d. Schweiz. Arch. I, Kappel Nr. 170.

[5]) Diese Verwandtschaft konnte bis jetzt nicht festgestellt werden.

[6]) Schreiber, Urk.-Buch von Freiburg. I, S. 254.

haben soll[1]). Eine Tochter mag Frau Anna gewesen sein, die 1357 als Aebtissin zu Waldkirch den Kirchensatz zu Hegelnheim an die Johanniter zu Freiburg schenkte[2]) und kurz vor dem 18. Januar 1380 gestorben ist[3]).

Johannes (III.) von Schwarzenberg wurde bald nach dem Tode des Vaters volljährig, da er schon im Jahre 1347 selbständig handelte, und Steuern im Elzachthale an die Stadt Waldkirch verkaufte[4]). Immerhin blieb ihm noch lange, wenigstens bis 1359, wohl seiner Jugend willen, der Name „Hänsli". So wurde er z. B. 1350 genannt, als die Freiburger ihn und die von Waldkirch im Bündnisse der Städte Freiburg, Basel und Straßburg mit den Herzogen von Oesterreich als ihren Bundesgenossen vorbehielten[5]).

Mit der Vermögenslage des Kastelberger Astes der Schwarzenberg scheint es nicht zum Besten gestellt gewesen zu sein. Wie der Vater Walther nach Besitzergreifung der Herrschaft zu Verpfändungen gezwungen worden war, so mußte auch der Sohn, schon im Jahr 1347, zu Veräußerungen schreiten. Am 28. April 1352 verkaufte er sodann an Themmelin Hübschmann, seinen Schultheiß zu Waldkirch, eine Matte zwischen St. Peter und St. Martin[6]) um 25 Pfund[7]). Hänschens äußere Stellung hat sich dann jedenfalls durch seine Ehe mit der Tochter Ulrichs, Anna von Schwarzenberg, bedeutend verbessert. Sie brachte ja die Burgen Schwarzenberg und Diersberg mit Zubehörde in

---

[1]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins. Neue Folge VI m. 127. Möglicherweise ist die betreffende Angabe irrig und bezieht sich auf Johannes, Walthers I. Sohn.

[2]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, XVII S. 98.

[3]) A. a. O., XXXVI S. 297.

[4]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins. Neue Folge VI m. 127.

[5]) Schreiber, Urk.-Buch d. Stadt Freiburg I. 2. S. 405.

[6]) Kirchen zu Waldkirch, oder die Orte St. Peter und St. Margen?

[7]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, XXXVI S. 217.

die Ehe. — Immerhin war er genöthigt, zur Tilgung seiner Verbindlichkeiten die Perle seiner eigenen Besitzungen zu verkaufen, oder wie man sich verschämter ausdrückte, zu verpfänden. Solche Pfande wurden ja in der Regel nicht mehr eingelöst.

Am 31. Dezember 1354 verpfändete er mit Gunst seiner Gattin Anna, sowie des Grafen Johannes von Fürstenberg und dessen Gemahlin Johanna, seiner Schwiegermutter, die Burg Kastelberg, die Stadt Waldkirch, Oberwinden, halb Simonswald, Bleybach, Gutach mit der Mühle, Riedern, Kolnau, Kolenbach, die Säge in der Au, Arch und das halbe Suckenthal um 2140 Mark Silber an Hesso Schnewlin, Dieter von Falkenstein und Martin Malterer von Freiburg[1]). Er belehnte Schnewlin und Malterer auf St. Michel 1355 mit Waldkirch und Kastelberg, Lehen von Oesterreich. — Dienstag vor Martini 1356 verkaufte er das Süßenlehen in Siegelau und anderes mit Gunst seiner Gattin Anna.

Kleinere Veräußerungen fanden auch in der Herrschaft Diersberg statt. So verkauften am 15. März 1359 Graf Johann von Fürstenberg zu Wolfach, seine Gattin Johanna von Signau, sowie Junker Hänsli von Schwarzenberg und dessen Gattin Anna von Schwarzenberg gemeinsam der Stadt Offenburg den Zehnten aus deren Wäldern und den Zehnten an der Hälfte eines Loches im Schutterwald[2]).

Am 12. November 1368 verkaufte er mit seiner Gattin Anna und dem Sohne Ulrich, als Kirchenpatron zu Hoffwiler, ihren Antheil an den Wäldern im Banne von Schutterwald an die Stadt Offenburg[3]). Im Jahr 1370 heißt er advocatus castri Ortenberg[4]).

---

[1]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, XX S. 470, XXXVI S. 296.

[2]) Archiv Karlsruhe, Gengenbach.

[3]) Archiv Karlsruhe, Gengenbach.

[4]) Ortenberg, Burg südlich von Offenburg, im Kinzigthale. — Bezirksarchiv Straßburg.

In den Kappeler Urkunden wird Johannes (III.) Herr Hans von Schwarzenberg mehrfach genannt. Am 11. Juni 1356 bestätigte er von Waldkirch aus dem Kloster Kappel alle Vergabungen seiner Vorfahren [1]) und erneuerte am 17. Januar 1356 den von Johann (I.) und Wilhelm im Jahre 1296 dem Kloster ertheilten Bewilligungsbrief. Zugleich schenkte er dem Kloster den dritten Theil des Hofes zu Baar, sowie seine Rechte an den Zehnten zu Baar, Flüe, Teinikon, Büsikon und Ebertswil, und an allen Gütern, welche Hartmann von Hünaberg von ihm und seinen Vordern zu Lehen gehabt, auch an denjenigen, die er sich früher vorbehalten hatte [2]).

In ähnlicher Weise überließ er im Jahre 1369 — er war inzwischen Ritter geworden — dem Kloster seine Eigenthumsrechte an demjenigen Drittel des Hofes zu Baar und demjenigen Zehntdrittel, welches Götz von Hünaberg von ihm zu Lehen hatte [3]).

Und endlich berichtet Ritter Hartmann von Hünaberg am 19. März 1370 dem Freien Hans zu Schwarzenberg, daß er seinen Theil der Zehnten zu Baar, Ebertswil und Teinikon, welchen er von demselben zu Lehen gehabt, an Kappel übertragen habe [4]).

In den Händeln des Breisgaues und Schwabens scheint Hans von Schwarzenberg sich nach der Weise seiner Zeit betheiligt zu haben, und zwar natürlich auf Seite seiner Standesgenossen, gegen die Städte. — Noch 1360 stand der Freie wie in seiner frühen Jugend, mit der Stadt Freiburg in freundschaftlicher Beziehung und wurde deßhalb im Bürgerbriefe Freiburgs mit der Gräfin von Tübingen vom 17. Juni 1360 in gleicher Weise

---

[1]) Reg. d. schweiz. Archive, I. Kappel Nr. 209.

[2]) A. a. O. Nr. 212—214.

[3]) Reg. d. schweiz. Archive I. Kappel Nr. 244.

[4]) A. a. O. Nr. 244.

vorbehalten, wie im Jahr 1350, obwohl die Gräfin mit dem Freiherrn im Streite lag[1]). Da er aber auch mit seinem nahen Verwandten, dem Grafen von Freiburg, eng verbunden war — im Jahr 1365 saß er auf Bitte seines Oheims, Graf Egon, zu Freiburg für denselben zu Gericht[2]) — so stellte er sich im Streite des Grafen gegen die Stadt auf Seite des erstern. Am 24. Februar und 1. März 1368 befand er sich im Gefolge Graf Egons, als dieser einen Waffenstillstand mit den Bürgern von Freiburg abschloß[3]). Am 30. März des gleichen Jahres war er Mitbesiegler des Auskaufsvertrages, durch welchen sich die Stadt von ihren Herren ledigte[4]).

Im Jahre 1372 verbürgte sich Johann von Schwarzenberg mit drei andern Edeln für den von den Straßburgern gefangenen Domprobst Johannes von Kiburg[5]).

Freiherr Hans befand sich im Jahre 1377 bei dem Heere Graf Ulrichs von Württemberg, als dieser die freie Reichsstadt Reutlingen belagerte. Er fiel in dem durch Uhlands Dichtung berühmten Kampfe vom 21. Mai, in welchem die Reutlinger Bürger die Blüthe des schwäbischen Adels fällten[6]).

Er hinterließ einen, bereits 1368 genannten Sohn Ulrich (III.) und zwei Töchter, Gattin Ritter Burkhards von Maasmünster[7]), und Susanna, welche sich, nach 1385, mit Hans Hummel von Staufenberg verheirathete. — Johanns Wittwe, Anna

---

1) Schreiber, Urk.-Buch.

2) Archiv Karlsruhe. Vereinigte Breisgauer Archive.

3) Schreiber, Urk.-Buch II, S. 507.

4) Schreiber, Urk.-Buch II, S. 512 u. 529.

5) Stadtarchiv Straßburg. Gewölb unter Pfalz. Lade 129.

6) Chronik des Mathias von Neuenburg. Uhland nennt den Freiherrn irrig einen Grafen. „Drei edle Grafen folgen, bewährt im Schildesamt, von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt“.

7) Im Elsaß. Er fiel bei Sempach.

von Schwarzenberg, Herrin zu Diersberg, trat zum zweiten Mal in die Ehe mit Boemund von Ettendorf, Herr zu Hohenfels [1]).

Ulrich III. von Schwarzenberg mischte sich am 6. Juli 1375 in einen Streit zwischen dem Abt von St. Gallen und dessen ungehorsamen Unterthanen. Er sandte von Waldkirch aus mit 4 andern Edeln der Stadt Wil seinen Absagebrief, wegen der von Wildenstein, um das Unrecht, das die von Wil ihrem Vetter, dem Abt von St. Gallen gethan [2]).

Am 28. April 1378 trat er an Stelle seines verstorbenen Vaters Johann in eine Bürgschaft für Graf Egon von Freiburg ein [3]).

Sonst scheint er sich hauptsächlich durch Verkauf von Teilen seiner Besitzungen bemerkbar gemacht zu haben.

Am 11. Januar 1381 verkaufte er seine Rechte in Denzlingen [4]). Am 7. Februar 1382 gestattete ihm Herzog Leopold von Österreich, 400 Gulden auf seine Stadt Elzach zu entlehnen [5]); es scheint dies seinen Geldbedarf noch nicht gedeckt zu haben, denn Mittwochs nach St. Leo 1384 verkaufte er auch noch seine Vogtei, Lehenschaft und Leute zu Wendelingen und Uffhusen [6]).

Im Jahre 1392 besaßen die Kinder von Schwarzenberg einen Viertheil der Burg Diersberg, während der Stiefvater Boemund von Ettendorf durch seine Gattin in Besitz der übrigen

---

[1]) Briefbuch Straßburg D Fol. 169 und Urkunde von 1385, VI Kal. Jan. im Archiv Karlsruhe, Gengenbach.

[2]) St. Galler Urk.-Buch IV, S. 178.

[3]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. XVII, S. 76.

[4]) Arch. Karlsruhe, Vereinigte Breisg. Arch. — Denzlingen an der Glotter zwischen Waldkirch und Freiburg.

[5]) Arch. Karlsuhe. V. B.-A.

[6]) A. a. O. — Uffhausen liegt eine halbe Stunde südlich von Freiburg.

Theile gelangt war[1]). — Vier Jahre später hat Frau Suse von Schwarzenberg, Gattin des Hans Hummel von Staufenberg, alle ihre von Vater und Mutter, Johann und Anna von Schwarzenberg ererbten Rechte an die Veste Diersberg, mit Besitz zu Hofwiler[2]), Schutterwalde[3]), und Richenbach[4]) mit Gericht und Kirchensatz zu Hofwiler und Oberwiler[5]) an Burkhard und Wilhelm Hummel von Staufenberg versetzt, im Jahre 1398 aber um 120 Pfund Straßburger Pfennige verkauft. Auf St. Ulrich 1396 trat auch Ulrich von Schwarzenberg seinen Antheil an Diersberg um 200 Gulden an Markgraf Bernhard von Baden ab[6]).

In Verbindung mit seinen Besitzungen bei Offenburg und Lahr stand wohl Ulrichs Bürgerrecht mit der Stadt Straßburg, als deren Ausburger er 1402 genannt wird[7]).

In den Kappeler Urkunden wird Ulrich's nicht mehr gedacht, dennoch läßt sich auch seine Spur in der alten Heimat nachweisen. — Am 11. April 1383 gab er die Lehenschaft über alle Lehen, Leute und Gut in der Chamerau, besonders den halben Chamerwald mit Zubehörde, welchen Götz von Hünaberg und sein Sohn von ihm und seinen Vordern zu Lehen gehabt hatte, an Herzog Leopold von Österreich auf[8]).

Gehörte diese Lehenshoheit zu dem alten Besitze seines Stammes, so ist es dagegen völlig unaufgeklärt, auf welche Weise er zu einer Lehensherrlichkeit an der Ostgrenze des jetzigen Zürchergebietes gelangt war, ob durch Erbschaft im Mannsstamme,

---

1) Zeitschr. f. Gesch. u. Alterth. Freiburg IV, S. 278.
2) u. 3) Südlich von Offenburg.
4) Bei Lahr.
5) Nördlich von Lahr.
6) Zeitschr. f. Gesch. u. Alterth. Freiburg V, S. 331, 333.
7) Alt-Landbürgerbuch der Stadt Straßburg.
8) Stadtarchiv Zug. Geschichtsfreund V, S. 30.

oder durch irgend eine seiner Ahnfrauen[1]). — Am 6. Juli 1406 nämlich überließ er dem Hermann von Landenberg-Greifensee die Widum zu Bichelsee mit der Kirche daselbst zu rechtem Eigen, nachdem sie dieser bisher von den Freien zu Lehen gehabt hatte.

Ulrich von Schwarzenberg war schon 1372 mit der Gräfin Anna von Zimmern, Tochter Wernhers, verheiratet. — Am 28. Mai 1388 war sie Gläubigerin Aigelwarts von Falkenstein (im Schwarzwald)[2]). — Nach der Zimmer'schen Chronik[3]) hatte er einen Sohn Hans Wernher[4]), und eine Tochter Brigitte, welche sich, nach dem Tode des Vaters, zu Schaffhausen mit dem Freien Wilhelm von Grünenberg vermählte[5]). Eine weitere Tochter mag Frau Margaretha von Schwarzenberg gewesen sein, welche schon am 27. April 1413 und noch am 21. Januar 1423 als Äbtissin zu Waldkirch vorkommt[6]).

Herr Ulrich von Schwarzenberg scheint nicht zur Ritterwürde gelangt zu sein, da er noch am 20. September 1398 als „Junker" bezeichnet wurde[7]). Sein Tod fällt zwischen die Jahre 1406 und 1411.

Hans Wernher von Schwarzenberg, Sohn Ulrichs, wurde Samstag vor Maria Magdalena 1411 von der Herrschaft Österreich mit der vormals nach Elzach benannten Herrschaft Schwarzenberg und den Wildbännen der Herrschaft Schwarzenberg belehnt[8]).

[1]) Berchtold I. von Schnabelburg war mit einer Freiin von Klingen verheiratet.

[2]) Mon. Zollerana I, 413.

[3]) Ed. Barack I, S. 184.

[4]) Dieser im Hause Eschenbach vereinzelt dastehende Name kommt von den Grafen von Zimmern her, wo er sehr beliebt war.

[5]) Zimmersche Chronik I, S. 184. Das dort angegebene Jahr 1401 muß aber unrichtig sein, da Ulrich 1402 und 1406 noch genannt wird.

[6]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. XXXVI, S. 437.

[7]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. XX.

[8]) Arch. Karlsruhe. Vorderösterr. Lehenskodex Fol. 717.

Am 17. Juli 1418 lieh ihm Kunzmann von Bolsenheim mit Genehmigung Herzog Friedrichs von Österreich 200 Gulden auf das Städtchen Elzach[1]).

Am 6. Februar 1428 verglich er sich mit der Äbtissin von Waldkirch, Agathe von Uesenberg, über die ihm zustehende Vogtei ihres Klosters[2]). — Als das Kloster bald hernach in eine Probstei St. Margaretha umgewandelt wurde, übernahm er mit Urkunde vom 13. Januar 1431 die Vogtei derselben als Freivogt[3]).

Im Elsaß verkaufte er 1432 Güter, die Philipp Rich von Kaisersberg von ihm zu Lehen gehabt hatte, an Kaspar Beger von Geispoltzheim[4]).

Am 1. Oktober 1441 entschieden Bürgermeister und Rath von Freiburg im Breisgau, daß die Stadt Waldkirch durch ein Urtheil der Stadt Straßburg[5]) zwischen Johann Wernher von Schwarzenberg und dem Grafen von Sulz nicht gebunden sei[6]).

Im Jahre 1442 bestätigte ihn der österreichische Vogt des Breisgaues, Markgraf Wilhelm von Hochberg, im Besitz seiner österreichischen Lehen, dem Städtchen Elzach, dem Thal bi der Bach, den Wildbännen in Elzach bei der Schneeschleife, im Suckenthal, zu Glotter und Heiwiler[7]).

Am 4. Februar 1451 war er Beisitzer eines österreichischen Lehensgerichtes zu Freiburg im Breisgau[8]).

---

1) Arch. Karlsruhe. Verreinigte Breisgauer Archive.

2) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. XXXVI, S. 224.

3) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. XXXVI, S. 302.

4) Bez. Arch. Kolmar. Unter Linden Lade 13.

5) Hans Wernher war Ausburger von Straßburg, in den Jahren 1415, 1425, 1452 wird er als solcher im Alt-Landbürgerbuch von Straßburg genannt.

6) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. Neue Folge VI. m. 127.

7) Arch. Karlsruhe. Vereingte Breisgauer Archive.

8) Arch. Karlsruhe. Vereinigte Breisgauer Archive.

Am 9. Februar 1454 belehnte Hans Wernher, Herr zu Schwarzenberg den Hans von Sulz, gen. Harm, mit der Kyffelburg in der Oberstadt hinter dem Kloster zu Waldkirch [1]).

Merkwürdig ist es, daß Hans Wernher in der alten Heimat unter dem alten Namen eines Freiherrn von Eschenbach urkundet, daß sich das Geschlecht also nach Jahrhunderten seines Ursprungs vollkommen bewußt war [2]).

Am 18. Mai 1414 verlieh Johann Wernher von Eschibach, Freiherr zu Schwarzenberg, von den Gütern im Dorf und ob Egg zu Horgen, welche die Meier daselbst von ihm und seinen Vorfahren zu Lehen hatten, zwei Theile an Heini Meier, genannt Burkart, und einen Theil an Ott Meier, genannt Ott ab dem Berge, welche dieselben bis jetzt inne hatten [3]). — Am 9. Juni 1453 aber verpfändete Hans Wernher von Eschibach, Freiherr zu Schwarzenberg, die Lehensgüter zu Horgen im Dorf und ob Egg, dem Ulrich Edlibach, genannt Schüchzer von Hinterburg, um 4 Gulden rheinisch [4]).

Nach der Zimmer'schen Chronik war Hans Wernher mit Beatrix von Geroldseck vermählt; dieser Ehe entsproßte ein Sohn, Namens Simon, und eine Tochter Anna, die Gattin Heinrichs von Rechberg.

Simon von Schwarzenberg begab sich bei Lebzeiten seines Vaters in fremde Lande, und blieb verschollen. Wenn daher der alte Freiherr sein Leben beschloß, fiel das ganze schwarzenbergische

---

[1]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. XXXVI, S. 311.

[2]) Vielleicht steht damit im Zusammenhange, daß sich die Schwarzenberge im XIV. und XV. Jahrhundert meist nicht Herren „von“, sondern Herren „zu“ Schwarzenberg nannten.

[3]) Staatsarch. Zürich. Urk. Stadt und Land Nr. 3071.

[4]) Urk. Stadt und Land Nr. 3073. Ulrich Edlibach genannt Schüchzer, von Hinterburg, Kanton Zug, war der Vater des Chronisten Gerold Edlibach.

Erbe an die Tochter und deren Gemahl. Zur Wahrung der Rechte Simons im Falle seiner Rückkehr mußte sich deshalb Heinrich von Rechberg zu Hohen-Rechberg am 3. Dezember 1459 verpflichten, nach dem Tode seines Schwiegervaters den Edeln Simon von Schwarzenberg zum Freivogte von Waldkirch zu machen, falls er noch am Leben sei und ins Land zurückkehre[1]). Er kehrte aber nicht wieder, vielleicht ist er wie so viele abenteuernde Ritter seiner Zeit im Kampfe mit den Feinden der Christenheit gefallen, oder in deren Gefangenschaft verkommen.

Der alte, wohl 80jährige Freiherr Hans Wernher von Schwarzenberg, wurde im Jahre 1465 als Letzter des alten einst so mächtigen Stammes von Eschenbach zu seinen Vätern versammelt. Die Herrschaft Schwarzenberg aber, Elzach und die Vogtei der Probstei Waldkirch gelangten in die Hände des Schwiegersohns Heinrich von Rechberg, welcher im Jahre 1466 mit Schwarzenberg belehnt wurde. Wenige Jahrzehnte später vererbten sich die Besitzungen an die von Ehingen.

Ein 1464 in St. Gallen vorkommender Rathsherr Ulrich von Schnabelburg, welcher das Wappen der Eschenbach mit Schild und Helm im Siegel zu führen sich anmaßte, stammte aus dem Glockengießergeschlechte Schnabelburger, und stand zu den Freiherren dieses Stammes in keiner, wenigstens keiner rechtmäßigen, Beziehung. Abgesehen von den Dienstleuten von Schnabelburg, und den im Urbar des Klosters Einsiedeln erwähnten Truchsessen von Schnabelburg mag es auch noch andere Leute dieses Namens gegeben haben; ein Gut Schnabelberg lag z. B. laut Einsiedler Urbar nordwestlich von Einsiedeln.

---

[1]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. XXXVI, S. 311.

Stammtafel der Freien von Eschenbach.

N. N. von Eschibach, ux. **Adelheid.**

1185 Walther I. von Eschenbach, Herr zu Schnabelburg ux. Adelheid von Schwarzenberg.			Conrad Abt zu Marbach.	Ulrich Probst zu Luzern.
1185 **Walther II. von Eschenbach** † 1226. ux. Ita von Oberhofen	1185 Adelheid m. N. v. Roggenbach?	1185 Hedwig Nonne zu Engelberg?	Tütgard lebt 1250 m. Burkhard v. Unspunnen.	1185 Berchtold **von Schnabelburg** vergl. Tafel II. Haus **Schnabelburg-Schwarzenbg.**
1225 Berchtold I., † 1236. ux. N. N. von Regensberg.	Tochter m. N. v. Wart.	Tochter m. N. v. Gösgen.	Tochter m. N. v. Staufen.	
1238 Walther III., † Juni 1299. ux. Kunigunde von Sulz 1254—1309.	Berchtold II. 1249—1256.	Konrad 1256. Leutpriester zu Seengen.	Berchta m. Wernher von Kien.	
1263 Berchtold III., † 2. Juli 1298. ux. N. N. v. Wädiswil-Unspunnen?	Tochter m. Heinr. v. Tengen.	Elisabeth † vor 1290 m. Ulr. von Büttikon.	1287 Agnes 1319 m. Mangold v. Nellenburg.	
1291 Walther IV. von Eschenbach † 1343. ux. N. N. von Vaz. —	1299 Berchtold 1305 Johanniter. —	Mangold 1299—1338. —		

Stammtafel der Freien von Schnabelburg-Schwarzenberg.

II.

s. Taf. I. 1185 **Berchtold I. von Schnabelburg** † 1225 ux. **N. N. von Klingen.**

Ulrich I. von Schnabelburg 1223—1253 ux. Adelheid von Tierstein.	Walther I., Vogt zu Schwarzenberg 1223—1245 ux. N. N. von Habsburg.	Berchtold II.	Konrad † zu Paris	Heinrich I. Predigermönch	Tochter m. Konr. von Liebenberg.

Berchtold III. v. Schnabelburg 1243 † 1267. ux. N. N. von Hachberg.	Rudolf 1243 † vor 1249.	Walther II. 1249—1267.	Johannes I. v. Schwarzenberg 1255—1316 ux. Ula von Uesenberg.	Ulrich II. 1255—1267	Adelhild m. H. v. Tengen, Äbtissin zu Frauenthal.	Margaretha m. N. v. Grießenbg.	Wulfhild m. N. v. Wohlen.

1267 Wilhelm v. Schwarzenberg 1306 ux. Helka von Diersberg	Heinrich II. 1267—1271.	1315 Walther von Schwarzenberg † 134*. ux. Susanna von Rathsamhusen.	Ulrich 1321.	1330 Johann II. 1340 Domprobst zu Straßburg.

Heinrich von Schwarzenberg 1306—1328 ux. Anna von Uesenberg	Helka m. 1) Johann v. Wolhusen 1327 2) Friedr. v. Wangen.	1343 Johannes III. von Schwarzenberg 1377 ux. Anna von Schwarzenberg.	? Walther 1360?

1328 Ulrich II. von Schwarzenberg 1346 ux. Johanna v. Signau, seit 1349 Gräfin von Fürstenberg.	1372 Ulrich III. von Schwarzenberg 1400 ux. Anna von Zimmern.	Adelheid m. Burkh. v. Maasmünster.	Susanna m. Hans Hummel v. Staufenberg.

1354 Anna von Schwarzenberg m. 1) 1354 Johann III. von Schwarzenberg. 2) 1380 Boemund von Ettendorf.	1401 Hans Wernher v. Schwarzenberg 1465 ux. Beatrix von Geroldseck.	Brigitte m. Wilhelm v. Grünenberg.

Simon von Schwarzenberg 1459 verschollen.	Anna m. Heinrich von Rechberg.

Felix Hemmerli.

Von Prof. Dr. A. Schneider. (Rathhausvortrag.)

„Das Haus zum grünen Schloß, Hof des Propstes zum Großmünster 1337—1410. Hier wohnte 1430—1450 der Vorsteher der Stiftsschule, Magister Felix Hemmerlin.“

Diese Inschrift am Hause zum grünen Schloß neben dem Antistitium in unserer Stadt Zürich ist wohl allen Anwesenden bekannt. Und gewiß haben nur Wenige von Ihnen das geistvolle Bild Boßhard's in unserem Künstlergütli nicht schon gesehen, welches die in eben jenem Hause geschehene Gefangennahme Hemmerlis durch die Schwyzer darstellt, und uns den auf seine Bücher gelehnten Gelehrten, vielleicht nur etwas zu modern gedacht, seinen erbitterten Feinden gegenüber zeigt.

Gedenke ich ferner der anmuthigen Schilderung des „Lebens von Felix Hemmerli“, welche der Pfarrer und Dr. der Philosophie, Balthasar Reber, „neu nach den Quellen bearbeitet“, im Jahre 1846 herausgegeben hat, so möchte es mir fast als ein Wagniß erscheinen, von dieser Stelle aus noch über Hemmerli zu Ihnen zu sprechen.

Und doch hoffe ich mein Unterfangen vor Ihnen rechtfertigen zu können. Denn Hemmerli war bedeutend nicht als Pfarrer oder Philosoph, sondern als Jurist; er war Doktor — zwar nicht beider Rechte, aber des canonischen Rechts. Seine Schriften

lehnen sich an an diejenigen der großen Canonisten des 13. und 14. Jahrhunderts, und diese seine Bedeutung gerade konnte doch von Reber nicht gewürdigt werden. Gar wohl dazu befähigt war gewiß ein späterer Biograph Hemmerli's, der gelehrte und leider viel zu früh verstorbene Bischof von Basel, Fiala in Solothurn. Aber seine in der Zeitschrift „Urkundio" Bd. I, pag. 281—792 veröffentlichte Arbeit hatte mehr die kulturhistorische als die canonische Bedeutung des Mannes zum Gegenstande; und sein Artikel über Hemmerli in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" mußte nach der ihm dabei gestellten Aufgabe nothwendig knapp und gedrungen ausfallen, wenn auch ja nicht verkannt werden soll, daß Fiala über den Aufenthalt Hemmerli's in Solothurn viel neues Licht verbreitet hat, wie er denn auch den nachherigen Untersuchungen des Sprechenden das größte Interesse entgegenbrachte, so lange es seine gerade während derselben zu Ende gehenden Kräfte irgend gestatteten. Auch die sehr verdienstliche Arbeit Prof. Hans Heinrich Vögeli's „Zum Verständniß von Meister Hemmerli's Schriften bis auf die Costnitzer Versammlung 1414" schildert uns nicht den Juristen Hemmerli, sondern den Staatsmann und nie den Jüngling.

Als die ehrwürdige Universität Bologna sich rüstete, die Jubiläumsfeier ihres nicht weniger als 800jährigen Bestandes zu begehen, lag es für einen Abgeordneten ihrer hiesigen Schwesteranstalt nahe, das Leben und die Schriften des merkwürdigen Zürchers, der in Bologna seine hauptsächlichsten Studien gemacht hatte, zum Gegenstand einer der Jubilarin darzubringenden Festschrift zu wählen, und dabei nun einmal an der Hand der Fachwissenschaft tiefer auf seine am Ende des 15. Jahrhunderts gedruckten Arbeiten und die in unserer Stadtbibliothek, wie auf der Bibliothek der Kantonallehranstalten vorhandenen Hemmerlischen Handschriften einzugehen. Viel Schönes kam dabei unverhofft zu Tage. Und wohl das Werthvollste davon war das in der Samm-

lung der Antiquarischen Gesellschaft liegende, und einst von Dr. Ferdinand Keller gefundene Doktordiplom Hemmerli's selbst. Denn es ist dies das älteste Doktordiplom, das überhaupt in Original bis auf unsere Zeit gekommen ist.

Neue historische Publikationen kamen dabei trefflich zu Statten. Es waren die Akten der Universität Erfurt herausgekommen, und diejenigen der Deutschen Nation der Studenten zu Bologna und in beiden fand sich Hemmerli's Name. Und Roderich Stintzing's eben erschienene Geschichte der populären Literatur des römisch-canonischen Rechts in Deutschland gab neuen Aufschluß über die canonistischen Werke jener Zeit.

Da wurden dem Besucher des Bologneser Jubiläums in Bologna selbst neue Ueberraschungen zu Theil. Der gelehrte und fleißige Leiter des dortigen Staatsarchivs, Commendatore Carlo Malagola, hatte zusammen mit Dr. Umberto Dallari und unterstützt durch das erzbischöfliche Archiv, durch die reichen Sammlungen der Grafen Malvezzi, de Medici und Anderer in aller Stille eine Ausstellung von Manuscripten aus der Vergangenheit der Universität veranstaltet, und auch da wieder fand sich eine Anzahl Hemmerli betreffender Notizen.

Endlich ist in neuester Zeit auch die im Jahre 1652 von Joh. Heinrich Heidegger verfaßte und seit mehr als 100 Jahren verlorene Biographie Hemmerli's wieder gefunden worden, und zwar im brittischen Museum in London, und ich verdanke der Güte eines jungen Gelehrten und der freundlichen Vermittlung meines Kollegen, Herrn Theodor Vetter, eine Abschrift derselben.

So darf es doch wohl als nicht ganz unpassend bezeichnet werden, auch einem weiteren Kreise für die Wissenschaft sich interessirender Männer und Frauen aus Hemmerli's Vaterstadt wieder einmal die Gestalt des eigenartigen Mannes mit Zuhülfenahme der neu gewonnenen Resultate vor Augen zu führen.

Felix Hemmerli — so schreibt er sich, nicht Hemmerlin — bezeichnet sich im Anfang des Jahres 1452 als 63 Jahre alt. Danach ist seine Geburt in die Zeit von Anfang 1388 bis Anfang 1389 zu setzen, und zwar gemäß dem damaligen Gebrauche, dem Kinde den Namen desjenigen Heiligen zu geben, an dessen Tage es geboren war, wahrscheinlich auf den Tag Felix und Regula, 11. September 1388.

Seine Jugend fällt in eine Zeit, da das geistige Leben in den oberdeutschen Landen im Niedergang begriffen war. Die Scholastik hatte den freien Geistesflug des 12. und 13. Jahrhunderts gehemmt. Vergeblich suchte das Konzil zu Konstanz neuen Schwung in das gesunkene religiöse Leben zu bringen.

Was aber die politische Lage betrifft, so waren durch die Schlachten von Sempach und Näfels und den Frieden mit dem Bruder und den Söhnen Herzog Leopold's von Oesterreich die Städte und Länder der Eidgenossenschaft in den ruhigen Besitz ihrer Eroberungen gelangt. Sie hatten auch versprochen, keine österreichischen Angehörigen außerhalb ihres Gebietes mehr in ihren Bund zu nehmen, wie das durch Schließung von Burgrechten mit Sempach, Rußwyl, Hochdorf, Niederurnen, Filzbach und anderen Orten geschehen war. Gegen die großen Mängel der Kriegszucht wurde 1393 der Sempacherbrief erlassen, und es sollte nach demselben keiner der Orte ohne gute Gründe wieder irgend einen Krieg beginnen. Im Jahre 1394 wurde der Friede mit Oesterreich auf 20 und im Jahre 1412 auf 50 Jahre verlängert, freilich dann aber schon 1415 von den Eidgenossen auf Befehl Kaiser Sigismund's gebrochen, da der Kaiser ihnen schrieb, daß eine Versammlung der Fürsten und vieler Lehrer zu Konstanz erkläre, die Eidgenossen seien verpflichtet, dem Rufe gegen Friedrich von Oesterreich zu folgen, und für den Fall der Weigerung mit Acht und Bann drohte, worauf dann allerdings jede der Städte sich beeilte, bevor die Andern dazu kämen, sich so

viel als möglich von dem vogelfreien österreichischen Gebiete anzueignen.

Den Anfang des 15. Jahrhunderts bezeichnen die Kriege der Appenzeller gegen den Abt von St. Gallen, der sammt seiner österreichischen Hülfe 1405 am Stoß geschlagen wurde. Der geheime Leiter der Bewegung war Landammann Ital Reding von Schwyz, der wahrscheinlich Oesterreich hinter den Adlerberg zurückzudrängen trachtete. Der Krieg gegen den Abt wurde zum Kriege gegen den Adel, gegen welchen die Appenzeller öffentlich die Leute aufriefen, Befreiung von Lasten und Frohndiensten versprechend, bis die Niederlage vor Bregenz und der Rechtsspruch des Königs Ruprecht von der Pfalz im Jahre 1408 dem Kriege ein Ende machte. Die Eidgenossen alle außer dem Lande Schwyz hatten den Appenzellern im Anfang des Krieges das verlangte Landrecht verweigert und schlossen ein solches mit ihnen erst im Jahre 1411, Bern ausgenommen, das auch jetzt dem Bündniß fern blieb.

So fiel gerade in die Zeit der höhern Bildung Hemmerli's der Gegensatz zwischen den Schwyzern als Vertretern der demokratischen Partei und den Oesterreichern als Vertretern des aristokratischen Prinzips; und wir finden dabei Hemmerli auf Seite des letzteren. Diese Stellung und sein Haß gegen die Schwyzer ist für sein ganzes Leben bestimmend geworden.

Wie er zu dieser Stellung kam, ist freilich nicht ersichtlich. Von seiner Herkunft wissen wir nur das, was er selbst uns berichtet, daß er einem alten Zürcher Geschlechte angehörte, und seine beiden Eltern in Zürich verbürgert waren; jedenfalls aber müssen dieselben, wie aus zahlreichen Stellen seiner Schriften hervorgeht, wohlhabende Leute gewesen sein. Reber führt eine Anzahl Männer Namens Hemmerli an, welche in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts Zunftmeister gewesen sind.

Gewiß besuchte er die Stiftsschule am Großmünster, an welchem ein Friedrich Hemmerli als Chorherr erscheint; denn er sagt, daß die ecclesia Thuricensis ihn gebildet habe generavit et regeneravit.

Die Akten der Universität Erfurt ergeben nun aber die auffallende Thatsache, daß Hemmerli schon mit 18 Jahren diese hohe Schule bezog. Die Matrikel derselben enthält unter dem Datum 1406, dem Rektorate des Theologen Joh. Wartberg, der am 18. Okt. dieses Jahres zum Rektor gewählt worden war, den Eintrag:

„Felix Hemerlyn zahlt 13 Groschen" (die regelmäßige Immatrikulationsgebühr). Diese Universität war nur 27 Jahre vorher, durch Bulle des Papstes Clemens VII. vom Sept. 1379 gegründet worden. Sie war die 5. Universität in Deutschland, eine der freisinnigsten der damaligen Zeit. Gerade jetzt stand sie in hoher Blüthe. Auf dem Konzil zu Konstanz waren außer den ausgezeichneten Abgeordneten der Sorbonne zu Paris keine Namen so gefeiert, wie die der beiden Vertreter der Schule von Erfurt, des Joannes Zachariae und des Angelus Dobelin.

Lange verweilte Hemmerli indessen nicht daselbst; denn er schreibt in einer seiner Schriften, zu seiner Zeit sei in Bologna Antonius de Butrio gewesen; dieser aber ist schon am 4. Okt. 1408 gestorben; also muß Hemmerli schon vorher dort eingetroffen sein. Freilich erscheint sein Name um diese Zeit in den Akten der germanischen Nation zu Bologna nicht; indessen zeigte die Ausstellung im Staatsarchiv, daß gerade im Jahre 1407 Reformen in den Studienordnungen zu Bologna vorgenommen wurden, und es ist möglich daß um diese Zeit die Matrikel noch anders geführt wurde, als es später der Fall war, und so sein Name für uns verloren gieng.

Aus diesem seinem Aufenthalte in Bologna erzählt uns Hemmerli folgende kulturhistorisch merkwürdige Geschichte:

„Zwischen Siena und Perugia liegt ein Gebirge mit sehr hohen Alpen und tiefen Thälern, gewöhnlich Berg der Sibille geheißen und zu der Stadt Nursia und der Burg Montfort gehörend. Ich habe selbst gesehen und von Andern gehört, daß darin Höhlen und Grotten sich finden, durch die man weit in den Berg hineindringen kann, und so auch in den Theil des Berges, welcher gemeiniglich Venusberg genannt wird. Als nun der Papst Johann XXIII. in Bologna Hof hielt, sah ich einen Mann aus dem Lande der Schwyzer, welcher der Pönitenz wegen sich daselbst befand und angelegentlich beichtete (firmiter confitebatur), daß er in genannten Bergen bei den Frauen und Weiblein ein Jahr zugebracht habe. Von Reue übermannt und zerknirscht, erhielt er durch meine Hand die Wohlthat der Absolution in der Kirche San Petronio von einem Beichtiger des Papstes". Es folgt dann ein ausführlicher Bericht darüber, wie dieser Schwyzer in den Venusberg gelangt sei, und wie er daselbst sein Jahr herrlich und in Freuden verlebt habe. Der Schluß lautet:

„Genannter Schwyzer erkannte seine schwere Sünde und beichtete mit Schmerzen. Er sagte, daß, als er mit Andern zusammen hineingegangen sei, er auf die göttliche Gnade und Barmherzigkeit und die Hülfe der seligsten Jungfrau und aller Heiligen Verzicht geleistet habe und bekräftigte Alles mit aufgehobenen Händen, und schließlich erhielt er mit zerknirschtem Herzen in genannter Kirche die Gnade der Absolution".

Im Anfang des Jahres 1412 verließ Hemmerli Bologna wieder. Er wurde in der Mitte der Fastenzeit dieses Jahres Canonicus des Stiftes zu St. Felix und Regula in Zürich. Zwar war er erst 23 Jahre alt; aber es wurde damals bei Besetzung der Kirchenämter überhaupt mehr auf Gunst als auf Erfahrung und Reife des Urtheils gesehen; bemerkt doch J. J. Hottinger in seiner Kirchengeschichte, es seien damals selbst Bisthümer oft jungen Knaben anvertraut worden, solchen die noch

in die Schul gegangen und unter der Ruth gewesen, und dergleichen Knaben seien auch zu Zürich am Chorherrenstift befördert worden. Denen gegenüber war Hemmerli doch schon ein erwachsener, wissenschaftlich gebildeter Mann.

Der Bischof Heinrich von Konstanz hatte schon im Jahre 1368 auf den Wunsch des Rathes zu Zürich gestattet, daß denjenigen Chorherren von Zürich, welche sich auf hohen Schulen aufhielten, während ihrer ganzen Studienzeit die Einkünfte ihres Canonicates zukommen sollten. Und so finden wir denn in der Matrikel von Erfurt folgenden Eintrag:

„Im Jahre des Herrn 1413 am Tage der sel. Apostel Philippus und Jakobus (1. Mai) wurde zum Rektor der Universität gewählt:

Christianus Vorntzin von Molhusen, unter welchem Folgende immatrikuliert worden sind: . . . .

Felix Hemmerlin zahlt nur 8 Gr., da er schon einmal, unter Joh. Wartberg, immatrikuliert worden".

Hier erlangte nun Hemmerli seine erste wissenschaftliche Würde, er wurde Baccalaureus des canonischen Rechts. Es setzte dies ein canonisches Studium von 4 Jahren voraus, und ein bestandenes Examen, und gab dem Ernannten das Recht, über einen kleinen Abschnitt des corpus juris canonici, den ihm derjenige Doktor, welcher ihn promovirt hatte, anwies, öffentlich Vorlesung zu halten.

Von Erfurt erzählt uns Hemmerli in seinen Schriften wenig; wir lesen nur etwa die sonderbare Notiz, daß nach einer alten Stadtordnung Erfurts im dortigen Stadtrathe keiner habe sitzen dürfen, welcher den Vornamen Peter trug (wahrscheinlich wegen der Verleugnung des Herrn); oder an einer andern Stelle, es habe in Erfurt ein Weib einen Teufel im Leibe gehabt, welcher deutsch, lateinisch und böhmisch gesprochen habe u. drgl.

Wie lange Hemmerli hier weilte, wissen wir nicht; wir finden ihn aber fünf Jahre später, am 9. Sept. 1418, als Zeugen bei der Incorporation der Pfarrkirche Rohrdorf in das Spital Baden, wie Fiala nachgewiesen hat.

Mittlerweile war das große Konzil zu Konstanz eröffnet worden, und Hemmerli schreibt später einmal über dasselbe:

„Das Konstanzer Konzil, an welchem ich gewesen bin und so viel Rohes und Freches bei reichen und höheren Prälaten der Welt gesehen habe.“ Wann dies gewesen sei, können wir nicht bestimmt entscheiden. Nur so viel kann gesagt werden: Hemmerli spricht zweimal von Johannes Huß, indem er ihn mit dem „Priester und Ketzer Arius“ der römischen Kaiserzeit auf gleiche Linie stellt. Von Hussens Verurtheilung und Verbrennung sagt er nichts, trotz mannigfacher Gelegenheit, und ich vermuthe daher, daß er dabei nicht gegenwärtig war. Sie fand bekanntlich um Ostern 1415 statt, und Hemmerli hielt sich um diese Zeit wohl noch in Erfurt auf. Über die Absetzung des Papstes Johann XXIII. spricht er sich ausdrücklich nur auf Grundlage der Akten des Konzils aus. Er sagt, wenn das Konzil diesen nicht getreulich abgesetzt hätte, würde Gott selber dem Papst den Prozeß gemacht haben; Johann sei wegen seiner Extravaganzen abgesetzt worden; seinen Vorgänger Alexander habe er in Bologna vergiften lassen; er sei ein Neapolitaner gewesen und habe bisweilen, während er Messe lesen mußte, seinem administrirenden Caplan, einem Landsmann, auf neapolitanisch die ärgsten Flüche gesagt, wie „in hundert Teufel Namen“ u. dgl.

Auch auf die Geistlichkeit des Sprengels von Constanz ist er schlecht zu sprechen; er sagt, die auf dem Concil versammelten Astronomen hätten herausgefunden, daß diese Gegend hauptsächlich unter der Herrschaft des liederlichen Planeten Venus schmachte; und über die italienischen Geistlichen geht's noch schlimmer her. Ganz besonders aber wendet er sich gegen die Bettelmönche.

In den letzten Monaten des Jahres 1421 wurde Hemmerli Propst des St. Ursusstiftes zu Solothurn. Am 26. Juli 1422 versammelte er zum ersten Mal das Kapitel desselben.

Im gleichen Jahre finden wir ihn auch als Vertreter des Stiftes zum Großmünster bei der Incorporation der Kirche von Dällincon. Dann aber verschwindet er von beiden Stiften, und wir sehen ihn zum zweiten Male, und zwar zum Abschlusse seiner Studien, auf der Reise nach der Universität Bologna.

Als 19jähriger Jüngling war er einst in diese erste Universitätsstadt der Welt eingezogen. Jetzt, ein reicher Mann, 34 Jahre alt und schon Propst eines angesehenen Kapitels, ritt er wieder als einer der fahrenden Scholaren über den St. Gotthard den sonnigen Gefilden Italiens und den altehrwürdigen Hörsälen der „glorreichen Mutter der Studien", wie er selbst Bologna nennt, entgegen. Es gibt keine seiner größeren Schriften, in welcher er nicht ein= oder mehrmals ausspräche, wie gern und mit welcher Begeisterung er da verweilte und sich zu den Söhnen der Alma mater studii Bononiensis zählte. Noch als ein Sechszigjähriger wird er wieder jung in der Erinnerung an seinen dortigen Aufenthalt und bricht in Sätze aus, wie:

„Als ich süß am Busen der Mutter Bologna lag"

oder

„als mir Trost und Ruhe wurde in der herrlichen Schule Bolognas".

Sehen wir uns zunächst die Stadt an, wie Hemmerli sie fand.

Schon 50 Jahre früher als in Zürich hatten daselbst Geschlechter und Bürger im Streite gelegen. Und wie später in Zürich, so hatte auch dort dieser Streit mit dem Siege der Bürger geendigt. Der Kampf der Welfen mit den Ghibellinen, hier der Maltraversi mit den Seacchesi, insbesondere des Geschlechtes der Malvezzi mit dem der Bentivoglio — angeblich Nachkommen

König Manfreds, der in Bologna gefangen gehalten worden war und nun Signori der Stadt, hatte das Emporkommen der Republik nicht gehemmt. Es hatte sich in ihr ein lebhafter Bank- und Geldwechselverkehr entwickelt, der große Reichthümer brachte, namentlich im Hause der Pepoli, und der Stadt schon manche Annehmlichkeit verschafft hatte, welche anderen Städten erst lange nachher zu Theil wurden. Seit 1356 erscheinen Schlaguhren auf ihren Thürmen; die Straßen sind gepflastert, Feuerwächter patrouilliren durch die Nacht; es erheben sich Spitäler, an denen Aerzte angestellt sind, welche ein hohes Taggeld erhalten. Es werden aber auch Luxusgesetze erlassen, und zwar von der Stadtbehörde, nicht von der Kirche. 1376 war Bologna, die zweite Stadt des Kirchenstaates, von dem päpstlichen Reiche abgefallen und hatte sich unabhängig gemacht. Freilich blieb noch manches Barbarische zurück. So schreibt Hemmerli:

„In Bologna ist ein sehr großes Haus nahe Santa Maria maggiore, welches Geister dermaßen besetzt hielten, daß lange Zeit hindurch Menschen nicht darin wohnen konnten."

Ferner:

„Es ist in der Stadt ein Spital, genannt ‚zum Tod'; in demselben werden alle Kranken, auch die Sterbenden, aufgenommen. Daselbst befindet sich ein großer unterirdischer Keller, mit einem eng schließenden Deckel verschlossen und wie ein Friedhof konsekrirt. Wenn nun ein Armer im Spital gestorben ist, wird er schnell da hinunter geworfen und der Deckel wieder geschlossen." Es mag dies eine Reminiscenz aus dem Jahre 1423 sein, in welchem, wie Muratori berichtet, in der Stadt eine schreckliche Pest herrschte, der man vergeblich durch Prozessionen Einhalt zu thun suchte.

Aus der Umgegend der Stadt berichtet er:

„Zwischen Bologna und Pistoja bei einem Castel ist ein ähnlicher Berg wie der Pilatus bei Luzern und ein See, aus

welchem wie aus dem Pilatussee schreckliche Stürme aufsteigen, wenn man Steine hineinwirft."

Die Bewohner der Stadt stehen bei ihm in bestem Andenken. Er schreibt:

„Wir erfuhren von der Kanzlei des bischöflichen Konsistoriums in Bologna, daß ein Jahr lang keine Klage auf Trennung einer Ehe (super foedere matrimonii) anhängig gemacht wurde, obgleich bisweilen über Ehehindernisse der Verwandtschaft und Schwägerschaft und geistlicher Verwandtschaft (zwischen Konfirmanden oder Taufpathen) gestritten wurde; und es ist die Wahrheit, daß hauptsächlich in Rom, aber auch in Bologna und den meisten anderen Städten Italiens die Frauen, Jungfrauen und Töchter züchtig und wohl gezogen, unehrenhafter Annäherung unzugänglich sind, obgleich hin und wieder heimliche Stelldichein stattfinden. . . . Die Eheschließung findet gemäß dem canonischen Recht so statt, daß der Mann vor gehörigen Zeugen und unter den nöthigen Feierlichkeiten zur Jungfrau sagt: „Im Namen des Herrn will ich N. N. dich A. A. zur rechtmäßigen Gattin haben", worauf sie erwiedert: „und ich dich zum rechtmäßigen Mann".

Bekanntlich waren die Zinsgeschäfte vom canonischen Rechte verboten; sie wurden aber doch auch in den Kreisen der hohen Schule betrieben; freilich sagt Hemmerli: „Wer öffentlich Zinsen nimmt, wird nach rechtlicher Vorschrift nicht in geweihter Erde bestattet in ganz Deutschland, in Rom, in Bologna und an vielen anderen Orten Italiens".

Eine Straßenscene aus seiner Bologneser Studienzeit erzählt er wie folgt:

„In jenen Tagen hörte ich eine von den vielen Predigten des jetzt canonisirten Bruders Bernardinus, in welcher er schrecklich über die Spieler und den Gebrauch der Würfel loszog. Das hörte auch ein gewisser Johannes Ortulanus, ein braver Mann. Und während er noch ganz unter dem Eindruck der

Predigt nach Hause gieng, traf er auf zwei Bologneser Bürger, welche am Festtag bei ihren Wohnungen Würfel spielten. Von heiligem Eifer ergriffen, packte er sie, schmiß sie zu Boden und warf Würfel und Karten auf die Erde. Die beiden aber hinwieder fuhren wüthend über Ortulanus her, wälzten ihn in dem gerade an jener Stelle der Straße besonders dicken Straßenkoth und traten ihn mit Füßen. Er aber rief beständig mit sanfter Stimme: Geduld! Geduld! und mit diesem beständigen Rufe trollte er sich, bis zur Unkenntlichkeit beschmutzt, nach Hause. Sowohl seinen Nachbaren aber, die ihn befragten, als auch öffentlich erklärte er, daß er mit seinem Dreinfahren gefehlt habe und mit Recht gestraft worden sei, darum auch habe er sich geduldig gefügt bis zuletzt. Das wurde dem Bernardinus hinterbracht; dieser züchtigte in der nächsten Predigt die beiden Bologneser gehörig; sie baten ihn um Verzeihung und erhielten dieselbe auch."

Wichtiger ist folgende Scene, die er erzählt:

In Bologna stand einmal am Bette eines sterbenden reichen und mächtigen Mannes ein Mönch und wies ihm die Wege zur Seligkeit. Der Reiche gab mit Augen und Händen seine herzliche Zustimmung zu erkennen; und zuletzt sagte der Mönch zum Sterbenden in Gegenwart seines Sohnes: „Und du gibst 10 ₶ den Carmeliterinnen?" Jener antwortete: „Ja guter Vater". „Ferner 10 ₶ den Predigermönchen?" „Ja guter Vater"; „und 10 ₶ den Minoriten?" „Ja guter Vater". Und so sprach der Mönch weiter fast von allen Mönchsorden der Stadt. Als aber der Sohn hörte, daß der Vater ungewöhnlich viel und gegen seine Natur vergabte, fragte er ihn: „Und soll ich den Mönch da die ganze Treppe hinunter werfen?" worauf jener: „Ja guter Sohn". Der Sohn sah also, daß sein Vater ganz ohne Bewußtsein gesprochen hatte und der Mönch machte sich so schnell er konnte aus dem Staube.

Wenn diese Geschichte auch nicht buchstäblich richtig sein sollte, so zeigt sie doch, was man sich in Bologna erzählte.

Savigny weist darauf hin, daß die Universitäten damals in der Reihe der Bildungsmittel eine weit wichtigere Stelle einnahmen, als heute, weil die ungeheure Masse der heute überall verbreiteten Bücher fehlte. Eine Folge davon war, daß man weit länger als jetzt studirte, und daß viele unter den Studirenden durch ihr reiferes Alter, wie durch ihren Rang, ihre Aemter und Würden ein Ansehen erhielten, das auf den ganzen Stand zurückfiel und wovon sich heute nichts Aehnliches mehr findet, und beides trifft bei unserem Hemmerli vollkommen zu. Welches Selbstgefühl, sagt Savigny, mußte mit Grund damals in den Lehrern, welcher Ernst und Eifer in den Schülern erweckt werden, die vielleicht Europa durchzogen hatten, um einen nicht geringen Theil ihres Lebens in der Schule zu Paris oder Bologna zuzubringen! Bildete doch Bologna das Muster für die Rechtsschulen Italiens, Spaniens, Frankreichs, wie Paris mit seiner strengeren Abhängigkeit der Schüler das Muster für die Schulen der Theologie in Deutschland und England.

Bei diesem Bestande der Schülerschaft wird es begreiflich, daß in Bologna die Studenten es waren, die durch Abgeordnete aus ihrer Mitte zusammen mit dem abgehenden Rektor den neuen Rektor wählten, dem die Professoren (Doktoren genannt) jedes Jahr Gehorsam schwören mußten. Ja es bedurften die Lehrer, wenn sie eine Reise machen wollten, welche länger als 8 Tage dauerte, der Zustimmung der Studenten. Der Rektor konnte Doktor oder auch bloßer Scholar, Student, sein, nur nicht Klostergeistlicher, nicht verheirathet, nicht unter 25 Jahre alt; er mußte ferner ein hinreichendes Vermögen besitzen, und wenigstens 5 Jahre lang auf eigene Kosten die Rechtswissenschaft studirt haben.

Die Rechtsschule war getheilt in zwei Universitäten, die der Citramontani und die der Ultramontani, von denen jede ihren eigenen Rektor wählte. Daneben bestand eine Universität der Artistæ, Schüler der sieben freien Künste, Philosophen und Aerzte, und seit 1360 eine theologische Schule nach dem Muster der Schule von Paris.

Volles Bürgerrecht in den juristischen Universitäten hatten ursprünglich nur die fremden Scholaren, erst später auch die aus Bologna selbst. Die Versammlung der Studenten, vom Rektor berufen, war die eigentliche Universitas.

Jede der Universitäten zerfiel in Nationen je nach dem Geburtsort der Scholaren. Unter diesen hatte die der Alamanni, zu welcher Hemmerli gehörte, vor allen andern große Vorrechte; sie mußten nur ihren eigenen, von ihnen speziell gewählten Prokuratoren, nicht dem Rektor der Universität, Gehorsam schwören, und standen auch unter deren Gerichtsbarkeit, nicht wie die übrigen Studenten unter derjenigen des Rektors.

Je auf ein Jahr wählten die beiden Universitäten gemeinsam einen Notarius, und jede für sich einen Bidellus, wie auch die Doktoren der wichtigeren Lehrstellen ihren eigenen Bidellus hatten, der von den Studenten honorirt wurde.

Die Stadt Bologna hatte ihre Lehrer und Schüler mit besonderen Rechten und Freiheiten ausgestattet. 1417 hatten die Professoren allgemeine Befreiung von allen bürgerlichen Lasten erhalten; die fremden Lehrer und Scholaren sollten von Alters her wie Bürger von Bologna behandelt werden, und vom 14. Jahrhundert an erhielt der fremde Professor durch die Anstellung in Bologna zugleich das Bürgerrecht der Stadt. Es wurde ferner den Lehrern und Scholaren für Raub und Gewaltthätigkeit von der Stadt selbst Entschädigung für den Fall zugesichert, daß die Thäter sie nicht leisten könnten.

Die Anstellung und Besoldung der Lehrer geschah ursprünglich nur auf ein Jahr, die Wahl ursprünglich durch die Studenten. Aber immer mehr wurden jene von der Stadt gewählt, die sie besoldete, und so wird im Jahre 1420 unter 21 juristischen Lehrern nur bei einem erwähnt, daß er von der Universität gewählt sei. Statt dessen finden sich 6 besoldete Lehrstellen für Scholaren, welche jährlich durch Wahl besetzt wurden.

Der regelmäßige Kurs der Vorlesungen war ganzjährig; er begann am 19./20. Okt. und dauerte bis zum 7. Sept.

Hemmerli sagt uns, daß er in den Zwanzigerjahren immatrikulirt worden sei, als das Rektorat der Ultramontani der deutsche Erb-Reichsmundschenk Albertus von Limpurg, Canonicus von Mainz und Würzburg, bekleidet habe. Wir finden nun in den Akten der Universität unterm 3. Juli 1423 und 21. Febr. 1424:

Albertus Fridericus Senchius de Alemania, Graf zu Porlin, des römischen Königs pincerna (Mundschenk) und Rektor der Ultramontani des römischen und canonischen Rechts in Bologna. — Auch dieser hatte zuerst, 1417, zu Erfurt studiert, wo er mit seinem Diener Walterus von Lymburg in der Matrikel erscheint, und war dann 1421 in das Studium zu Bologna eingetreten.

So ist also Hemmerli wahrscheinlich im Oktober 1423 zum Beginn des Studienjahres an die Hochschule gekommen.

Die alemannische Nation daselbst bezeichnet den Eintritt Hemmerlis mit den Worten:

„Erhalten von dominus Felix canonicus zu Zürich und Propst zu Solothurn 19½ Goldgulden". Dazu kommt im Jahre 1424:

„Item von Herrn Felix 20 Bologneser".

Hemmerli war übrigens keineswegs der erste Geistliche des Zürichgaues, der seine Studien auf der Rechtsschule zu Bologna machte. Wir finden daselbst schon 1316 Johann und Heinrich

Peregrinus von Zürich, 1318 Ulrich Vink, Canonicus zu Zürich, 1333 Caplan Heinrich von Zell, 1335 Felix Stucki von Winterthur, 1381 Conrad Holzach, Pfarrer in Bülach u. a.

Wie die andern Studierenden jener Zeit, so schloß auch Hemmerli sich vorzugsweise an Einen Lehrer an, und zwar an den Bologneser Doktor Johannes Andreas de Calderini, Generalvikar des dortigen Bischofs, der seit 1410 canonisches Recht las, 1431 auch Doktor des römischen Rechts wurde und 1437 starb.

Hemmerli erzählt, zur Zeit seines Aufenthaltes in Bologna sei ein flandrischer Student (Flammingus scolaris) zum Rektor der Ultramontani gewählt worden. Dieser habe seiner Zeit, um eher zum Doktor promoviert zu werden, den Mund sehr voll genommen, wie er den für ihn stimmenden Doktoren kostbare Talare von Scharlach schenken werde. Sobald er aber die Doktorwürde empfangen habe, sei er verschwunden, und habe weder den Doktoren noch auch nur den Pedellen auch nur das bezahlt, was zu zahlen gewesen sei. Diese haben sich dann bei der deutschen Nation darüber beschwert, man habe ihnen aber geantwortet: „Er ist ein Flandrer“. Wir sind nun in der Lage, an der Hand der Akten des Staatsarchivs zu Bologna zu sagen, wer dieser Rektor war: der spectabilis et generosus dominus Goswinus Silvestris.

Außer Calderini trifft Hemmerli in Bologna noch eine Reihe der bedeutendsten Juristen jener Zeit, und er liebte es bis in sein hohes Alter, hin und wieder von ihnen zu sprechen. Da ist der gelehrte Petrus Aristotiles, Doktor des römischen Rechts, der im Jahr 1432 starb; ferner Johannes Salicetus, Archidiacon, Doktor beider Rechte; der Doktor juris utriusq. Antonius de Albergatis, und Bernardus de Lamola, Doktor des römischen Rechts. Sie alle erscheinen in Hemmerlis Doktordiplom.

Weitere große Bologneser Doktoren seiner Zeit feiert er mit den folgenden Worten:

„Baldus sagt, daß vor dem einfachen Dökterlein (doctorellus) wie ich es bin der Offizier (miles) den Vorrang habe, im Sitzen sowohl wie im Gehen; anders aber bei den berühmten Gelehrten, wie in unserer Zeit den Bologneser Bürgern Bartholomeus de Saliceto, Johannes de Ymola, Petrus de Ancharano, Antonius de Butrio, Florianus Sampieri, und das Alles mit Recht, denn der ist immer mehr zu ehren, der selber etwas geleistet hat, und so ist es auch in der That auf der Universität Bologna gehalten worden". Wir kennen diese Gelehrten auch aus anderen Nachrichten wohl; es würde aber zu weit führen, darauf hier näher einzutreten. Nur über Ancharanus mag etwa noch gesagt werden, daß die Akten der germanischen Nation zu Bologna den Eintrag enthalten:

„Der hochberühmte Lehrer Petrus de Ancharano richtet in Bologna einen Kurs ein für arme Jünglinge, welche daselbst den Studien obliegen".

Schulte sagt von ihm: „er genoß einen europäischen Ruf; alle Zeitgenossen rühmen seine ungeheure Gelehrsamkeit, praktische Einsicht und Rechtschaffenheit".

Unter den prachtvollen Grabdenkmälern, mit denen Bologna mitten in der Stadt seine verstorbenen Juristen ehrte, befindet sich auch das seinige.

Gelegentlich gibt uns Hemmerli auch höchst interessante Notizen über berühmte Bologneser Juristen aus früherer Zeit, und hier steht ihm obenan der große Canonist und Freund Petrarca's, Joh. Andreae, der am 7. Juli 1348 in Bologna verstorben war. Hemmerli sagt, Andreae sei für die Juristen das gewesen, was Thomas von Aquino für die Theologen. Joh. Andreae sei in seiner Geburtsstadt Bologna verfolgt, zwei seiner Söhne, von denen der eine noch bedeutender als er selbst zu werden versprochen, seien hingerichtet, er selbst verbannt worden, und habe dann, allgemein hochverehrt, in Padua seinen Lehrstuhl auf-

geschlagen. Andreae hatte 4 Söhne, und die beiden andern sind nach Savigny nach seinem Tode auch noch enthauptet worden, wie Muratori schreibt, weil ihnen zur Last gelegt wurde, sie hätten an einer Verschwörung theilgenommen, in welcher sie übernahmen zu rufen: Es lebe das Volk, Tod den Pepoli.

Als Andreae einst — erzählt Hemmerli — als Mitglied einer Gesandtschaft der Bologneser vor dem Papst Joannes XXII. im Kreise seiner Kardinäle erschien, warf dieser ihm zornig vor, er selber habe an einer Verschwörung Theil genommen, welche zum Ziel gehabt habe, daß die Gemeinde Bologna das Joch der Herrschaft der römischen Kirche gänzlich abschüttle. Andreae sah sofort ein, daß einer seiner Collegen, ein adliger und in höchstem Rufe stehender Mann, der dabei stand, der Urheber dieser Beschuldigung sein müsse. „Heiliger Vater“, erwiederte er, „wenn so etwas geschehen wäre, was ferne von mir sei, „so hätte es doch nur durch den Bericht eines Menschen Dir zu Ohren kommen können. Aber der, der so etwas hinterbracht hat, würde, auch wenn es wahr wäre, ein Verräther und Meineidiger sein und die Schande seiner eigenen Schurkerei erzählen, darum ist ihm nicht zu glauben. Denn das — für die Verschwörung gebrauchte lateinische — Wort consilium kommt von con und sileo, heißt also zusammen schweigen, nun hat er geredet. Hat er aber nicht die Wahrheit gesagt, so ist er ein Lügner. Wie man also die Sache auch wenden mag, so ist er jedenfalls keines Glaubens würdig.“ Dann führte er berühmte Stellen beider Rechte an, und so entrann er der Anschuldigung jenes Feindes.

Wirklich losgetrennt vom Kirchenstaate wurde Bologna erst 1376, also lange nach Andreae's Tode; es muß sich also die Nachricht auf einen früheren, angeblichen oder wirklichen, Versuch der Lostrennung beziehen.

Wir finden Hemmerli in Bologna eifrig mit dem corpus juris civilis beschäftigt; seine späteren Schriften zeigen große Vertrautheit mit demselben; freilich sind seine Citate nicht immer genau, manchmal offenbar nur aus dem Gedächtniß aufgenommen. Die griechischen Stellen citiert er nicht; es war die Zeit, da gesagt wurde: „Was griechisch ist, wird nicht gelesen". Und doch scheint er griechisch verstanden zu haben, denn er führt griechische Etymologien an, freilich wunderlich genug, wie es eben an der Zeit lag, z. B.

monos griechisch = allein,
achos „ = Traurigkeit

also monachos = der allein Traurige, der Mönch, oder

dromos griechisch = der Lauf,
ares „ = mars, der Tapfere

also dromedar = das tapfer Laufende.

Fiala erwähnt im Urkundio eine im St. Ursusmünster zu Solothurn liegende Bibel, welche von Hemmerli geschriebene Verdeutschungen griechischer Wörter enthält. Daneben erscheinen nach einer Mittheilung von Dr. Meisterhans auch deutsche Übersetzungen von über 100 hebräischen Wörtern, alles mit Hemmerli's Monogramm und dem Namen Xilef versehen. Hemmerli sagt auch an einer Stelle:

„3 Sprachen sind es, die auf dem ganzen Erdkreis am meisten hervorragen: Hebräisch, Griechisch und Latein; denn in diesen 3 Sprachen ist von Pilatus die Inschrift auf das Kreuz Christi gesetzt worden. Die klarste aber und wohltönendste der Sprachen aller Völker ist die griechische, die allgemeine sowohl als auch ihre Dialekte, der attische, der dorische, der jonische und der theolische".

Neben dem römischen erscheint in seinen Citaten das longobardische Recht; und zahllos sind die von ihm angeführten Stellen aus den Schriften der großen Interpreten des corpus juris,

der Glossatoren, eines Azo, Bartolus, Baldus, Accursius u. v. a. Sie verrathen eine ungeheure Belesenheit. Freilich wird dabei in scholastischer Weise oft eine Stelle angerufen für etwas, wofür sie dem Sinne nach ganz und gar nicht paßt und nur etwa im Wortlaut einen Anhaltspunkt bietet.

Aber noch viel größer ist Hemmerli's Belesenheit im corpus juris canonici und dessen Glossen, von denen er am meisten die Werke des Thomas v. Aquin citiert.

In einer auf der Zürcher Kantonalbibliothek aufbewahrten Handschrift eines Werkes von Hemmerli hat hie und da am Rande eine, wohl protestantische, Hand des 16. Jahrhunderts den Verfasser von seinen zahlreich citierten Autoren weg auf das Evangelium verwiesen. Da heißt es z. B. bei einer Frage, welche Hemmerli stellt und beantwortet:

„Es antwortet dir, mein Felix, Christus selbst Matth. V; diesen höre, nicht den Thomas oder einen andern!"

Und am Schlusse, zu den Worten Hemmerli's:

„Denn Alle sind wir Kinder des Papstes"

schreibt die Hand:

„Kinder des Papstes, des Papstes, Kinder des Papstes, also nicht Christi und Gottes, Joh. 1!"

Zu den Worten Hemmerli's:

„In dem beseligenden corpus juris canonici"

ist angemerkt: „unseligen".

Hemmerli hat nicht mehr die Blüthe, ja nicht mehr die Nachblüthe der Schule von Bologna gesehen, aber er ist in seinen Studien stets auf die Schriften jener Zeit zurückgegangen. Auch die Klassiker des Alterthums hat er eifrig studiert. Fiala wundert sich mit Recht über sein barbarisches Latein, das „seine Studien in Bologna und seine fleißige Beschäftigung mit den Schriften der alten Römer verleugnet und gegen die klassische Eleganz italienischer und französischer Zeitgenossen scharf absticht", über

seinen schwerfälligen verworrenen Styl. Dagegen werden wir das Überladen der Sätze, die Pleonasmen u. dgl. wohl auf Rechnung der Zeit schreiben dürfen, welche dem Humanismus vorangieng, aber auch zu demselben führte.

Wie schon erzählt, erlangte Hemmerli zu Bologna die Doktorwürde im canonischen Recht. Bevor ich indessen auf seine Promotion eintrete, mag eine kurze Wiedergabe der Nachrichten, welche uns Savigny über die Bologneser Doktoren gibt, am Platze sein.

Der Canonist mußte, um zum Examen zugelassen zu werden, beschwören, daß er 6 Jahre lang studiert habe. Darauf erwählte er sich einen oder mehrere Doktoren, die ihn dem Archidiaconus präsentierten. Er hatte zwei Examina zu bestehen, zuerst eine Arbeit über zwei aufgegebene Stellen zu schreiben und zu vertheidigen, wobei die mit ihm disputirenden Doktoren schwören mußten, daß sie sich nicht mit dem Candidaten verabredet haben, auf der andern Seite aber den Candidaten freundlich wie ihren eigenen Sohn behandeln sollten. Wurde das Examen gut bestanden, was nicht immer der Fall war, so hieß der Geprüfte Licentiatus. Wenige Tage nachher fand die Hauptprüfung in der hohen Domkirche San Petronio zu Bologna statt, in welche man sich in feierlichem Zuge begab. Der Licentiat hielt daselbst eine Rede und eine juristische Vorlesung, über welche dann die Scholaren (nicht die Doktoren) mit ihm disputirten. Darauf folgte eine Rede des Archidiaconus oder des Doktors, den er dazu delegirt hatte, worin der neue Doktor proklamirt wurde. Dem Proklamirten wurden die Insignien seiner neuen Würde überreicht, nämlich ein Buch, ein Ring und der Doktorhut (Barett) und er erhielt den Doktorkuß. Dann schwor er dem Collegium der Doktoren, daß er diesem sowie dessen einzelnen Mitgliedern und seinen Statuten nicht entgegen handeln wolle, worauf man die Kirche wieder in feierlichem Zuge verließ.

Die Doktoren hatten das Recht, ohne Einschränkung zu lehren, nicht nur in Bologna, sondern nach päpstlichen Verordnungen auch an anderen Rechtsschulen. Viele von ihnen aber verpflichteten sich, nach im Staatsarchiv zu Bologna liegenden Urkunden, nicht anderswo zu lesen als nur in Bologna.

In diesem Archiv findet sich nun folgender Eintrag:

„1424, Donnerst. 7. Sept. Dominus Felix de Turegho (Zürich) de Alamannia wurde zum ersten Examen vorgestellt von Petrus Aristotiles, durch die vortrefflichen Doktoren beider Rechte Antonius Albergatis und Joh. Andr. de Caldarinis geprüft und mit allseitiger Zustimmung approbirt".

Mit diesem Tage also wurde Hemmerli Licentiatus. 4 Tage später erfolgte die feierliche Promotion in San Petronio. Das Staatsarchiv enthält darüber die Notiz:

„Promovirt die Herren Felix de Alemannia im canonischen Recht und Martinus, Canonicus und Decanus von Regensburg ebenfalls im canonischen Rechte".

Dom. Joh. Andr. de Caldarini gab ihnen die Insignien in seinem Namen und demjenigen des Antonius de Albergatis.

Im Sommer 1846 fand Dr. Ferd. Keller das Doktordiplom Hemmerli's in dem Einbande eines der Rechnungsbücher des Chorherrenstiftes zu Zürich vom Jahre 1468. Es war also dieses werth- und ehrenvolle Dokument nach der Entführung Hemmerli's durch die Schwyzer von seinen erbitterten Gegnern am Chorherrenstift keines besseren Looses würdig gefunden worden, als zum Einband einer Gutsrechnung des Stiftes verwendet zu werden. Wir aber dürfen dafür dankbar sein, denn gerade diese Verwendung hat uns das äußerst merkwürdige Dokument bis auf diesen Tag erhalten. Leider sind beim Ablösen des Pergamentes vom Buchdeckel eine Anzahl Buchstaben verloren gegangen und dann von unbekannter Hand wieder ergänzt worden, wodurch die Urkunde natürlich an Werth ein-

gebüßt hat. Es ist aber an der Richtigkeit dieser Wiederergänzungen doch in Wahrheit nicht zu zweifeln; denn sie werden nicht nur durch den Sinn gefordert, sondern auch durch die im Staatsarchiv zu Bologna vorhandenen Abschriften anderer ungefähr gleichzeitiger Dokumente gestützt.

So sind z. B. gleich im Anfang nach den vier ersten Worten: „In Christi nomine Amen“ die Worte ergänzt:

„Gloriosa scientiarum Mater Bononia cuius in toto orbe terrarum veneranda“

und in der Biblioteca Communale von Tartagni habe ich das Doktordiplom des Conventinus von Iguvio vom Jahre 1472 gefunden, welches beginnt mit den Worten:

„In Christi nomine Amen. Scientiarum gloriosa mater atque toto orbe veneranda“

und noch Diplome von 1531 und 1537 beginnen mit den Worten: „Gloriosa studiorum mater Bononia“.

Datirt ist das Diplom:

„Gegeben zu Bologna in der Kathedralkirche am 11. Sept. 1424 zur Zeit des Pontificats des heiligsten Vaters in Christo unsers Herrn Herrn Martinus V., durch göttliche Fügung Papstes in Gegenwart der edlen und fürtrefflichen Männer des Herrn Goswin von Flandern, Rektors der Ultramontanen, Herrn Joh. de Bosculis von Florenz, Vizerektors der Citramontanen, Herrn Bernardus de Lamola, Doktors des römischen Rechts und Filipus de Formaglinis, Bürger von Bologna, und zahlreicher Anderer, sowohl Geistlicher als Laien, sowohl Einheimischer als Fremder, die daselbst in großer Menge zur Ehre des genannten neuen Doktors sich versammelt haben.

Ich Florianus Mathei de Griffonibus, Bürger von Bologna, kaiserlicher und städtisch bolognesischer Notar und durch apostolische Verleihung Notar des Archidiakons zu Bologna, bin bei

allem Vorbemeldten dabei gewesen, habe auf Gesuch das Obige geschrieben und mit meinem gewohnten Zeichen bezeichnet".

Die Griffoni waren ein angesehenes Geschlecht zu Bologna; einen Joh. Jac. de Griffonibus fand ich als Notar in einer Urkunde des dortigen Staatsarchivs vom Jahre 1410.

Als Doctor juris nahm Hemmerli gemäß der seit Jahrhunderten in Bologna herrschenden Tradition den Adel für sich in Anspruch, so bescheiden er auch von seiner Doktorwürde spricht.

Ein scharfer Spötter, wie er war, hat er sich später einmal nicht versagen können, einem seiner Gegner auch ein Doktordiplom auszustellen, dessen Wortlaut er uns aufbewahrt hat; er ernennt ihn zum Doktor der Dummheit. Im 1. Korintherbrief, Kap. 1, kommt das Wort des T o r e n vor. Dieser Tor gibt Hemmerli den Auftrag, jene Promotion vorzunehmen; und nach einer mit vielen Citaten gespickten Einleitung folgt nun der Text des Doktordiploms ganz nach dem Muster von Hemmerli's Diplom, das er dabei vor Augen gehabt hat, nur natürlich mit den nöthigen Aenderungen. Wie das Diplom Hemmerlis beginnt: „Gloriosa mater studiorum Bononia", so dieses Diplom:

„Gloriosa . . . . mater stultitia" u. s. w.; und es schließt nach Anführung der glücklich bestandenen Proben ausgezeichneter Dummheit mit den Worten:

. . . . und so ernenne denn ich, Felix, kraft der mir verliehenen Gewalt den Andreas zum Esel und erkläre ihn ausgerüstet, geschickt und passend, die Rechte und Würden des Doktors dieser Facultät auszuüben, auf Andere zu übertragen, auch über diese Materie zu lesen, zu lehren, zu interpretiren, zu schreiben, zu diktiren und so auch Andere zu Eseln heranzubilden und öffentlich alle möglichen Eseleien auszuüben.

Dessen zu Urkund haben wir ihm die Insignien dieser Würde verliehen, die an den Talar fest angenähte Kapuze, das Barett aus dickem Eselsfell mit Ohren, u. s. w.

Gegeben im Jubeljahr 1450 am 1. Jan. im Hause, welches die Weisheit sich erbaut hat und wo sie den Wein gemischt und den Tisch gedeckt hat, auf daß sie erfreue das Menschenherz, und die Gläubigen Christi stärke und segne in unzählige sæcula sæculorum Amen".

Nach der Promotion scheint Hemmerli noch kurze Zeit in Bologna geblieben zu sein. Doch schon am 1. Dez. 1424 hielt er wieder seine erste Kapitelversammlung in Solothurn; er vollendete im Juni 1426 daselbst den Statutenentwurf für das Kapitel, und war im Jahre 1427 wieder in Zürich.

Seine späteren Schicksale, sein Leben und Wirken in Nutzbarmachung seiner Studien kann ich hier nur noch kurz berühren; ein näheres Eingehen darauf ist auch um so weniger nothwendig, als die Kunde davon durch das Buch von Reber schon in weite Kreise gedrungen ist.

Hemmerli war ein sehr, all zu sehr, streitbarer Mann, der mit dem größten persönlichen Muth gegen Unwissenheit und Denkfaulheit, wie gegen die in einem großen Theile des Klerus eingerissene Sittenlosigkeit zu Felde zog, damit schuf er sich viele und erbitterte Feinde. Der Probst Annenstetter am Großmünster selbst war ihm feindlich gesinnt, weil er dessen Verkehr mit den Weibern bitter tadelte; aber noch grimmiger haßte ihn dessen Nachfolger Nithart, obwohl Hemmerli selbst dessen Wahl durchsetzen geholfen hatte, freilich, wie er schreibt, nur damit kein noch Schlechterer gewählt werde. Nithart entzog Hemmerli einen Viertel seiner Einkünfte für die Zeit seiner Theilnahme am Basler Konzil. Ja die Clique des Probstes am Großmünster ging sogar so weit, daß sie durch einen Söldner bei Schwamendingen einen Mordanschlag auf Hemmerli machen ließ, der indessen mißlang und nur zu einer schweren Verwundung des Angefallenen führte. Auch der sittenlose Bischof von Konstanz, Hemmerli's eigener Diöcese, wird von ihm nicht verschont. So

regt in seinen Schriften schon der freie kritische Geist des 16. Jahrhunderts wie noch im Traum die Schwingen; aber noch hat Hemmerli kein Verständniß für die erwachende Volkskraft, und, in Bewunderung der Sterne des Adels versunken, strauchelt er über den vom Boden sich erhebenden Bauer der Eidgenossenschaft. Überhaupt bedarf das Wort von seinem geistigen Kampfe doch einer Einschränkung: Seine Angriffe richten sich keineswegs gegen die hergebrachten Lehren und Anschauungen; in geistlichen wie in weltlichen Dingen folgt er ohne Prüfung den überlieferten Dogmen; er theilt den kindlichen Glauben seiner Zeit ebenso gut, wie den kindischen Aberglauben; er betont die große Bedeutung des Jubeljahres 1450 und den Reliquienkultus, und erzählt mit der gläubigsten Naivität, wie der Bischof von Lausanne und der Domvikar von Chur den Maikäfern nach den Vorschriften des corpus juris canonici den Prozeß machten wegen Schädigung der Christenheit, nicht ohne ihnen einen tüchtigen Advokaten zur Vertheidigung an die Seite zu stellen, und wie sie dieselben nach vergeblicher Ermahnung zur Besserung zum Feuertode verdammten; oder wie Bertold Schwarz, um das Quecksilber fest zu machen, dasselbe einem Basilisken, vor dessen Blick ja bekanntlich sonst Alles erstarre, freilich ohne Erfolg, vorgelegt habe. Er gibt auch Anleitungen über die Beschwörung des Wetters.

Aber er schreibt doch eine besondere Abhandlung, um zu beweisen, daß es den Zürcher Bauern, deren Trotten im Kriege mit den Eidgenossen zerstört worden waren, erlaubt sei, auch den Sonntag zum Einziehen der schweren Trottbäume zu benutzen, damit sie auf den Herbst zum Pressen der Trauben gerüstet seien, wobei er freilich hinzufügt, daß viele Zürcher Trauben eigentlich besser ungepreßt bleiben würden. Er schreibt gegen die Einführung neuer Kulte und empfiehlt, lieber die bisherigen besser und gewissenhafter zu besorgen. Ja selbst bei ihm, der den Adel so eifrig verficht, welcher von den Römern

abstamme, und den Bauer auf den Boden hinunter weist, von welchem er komme, fehlt nicht die trockene Entgegnung des Bauers: „Der wahre Adel wird nicht angeboren, sondern errungen".

So führt er denn auch gegen allgemein eingerissene Mißbräuche schonungslos die Feder. Seine erste Schrift, vom Jahre 1438, ist gegen die Lolharden und Begutten gerichtet, jene äußerlich frommen Müßiggänger, die bei gesundem Leib das Land bettelnd durchziehen; und es ficht ihn nicht an, daß sie sogar in einer päpstlichen Bulle empfohlen worden sind. Und gerade diese Schrift ist es, die seinen Ruhm begründete und nachher von Niclaus von Wyl unter dem Titel „Von den vermögenden Bettlern" deutsch herausgegeben worden ist. Auch den Bettelmönchen ist er nicht grün, weil sie meist in beschränkter Unwissenheit schlechten Päpsten, wie einem Joh. XXIII. oder Eugen IV. zur Stütze gegen die Concilien dienen. Aber er scheut sich auch nicht, gegen einen Cardinal zu schreiben, auch gegen den Papst Joh. XXIII. selbst, der seinen Vorgänger hatte vergiften, gegen Eugen IV., der den Bologneser Doctor juris civilis Antongaleazzo di Bentivoglio hatte in Stücke hauen lassen, und er schleudert beiden Päpsten das Wort „Mörder!" ins Gesicht.

Wie er aber die hohe und höchste Geistlichkeit nicht schont, so schont er auch seine Collegen am Chorherrenstift zu Zürich nicht, bis endlich die rohe Gewalt ihn übermannt, und ihm nur noch übrig bleibt, seine „ungerechten Richter" in seinem Passionale vor das Gericht der Welt zu stellen oder einen „Dialog über den Trost ungerecht Unterdrückter", wie etwa 1000 Jahre früher Boëthius, zu schreiben. Groß ist nach Fiala seine Bedeutung auf kirchlichem Gebiete. Sein Hauptwerk aber ist eine politische Schrift, sein großer Dialog „über den Adel", und dieser mit seiner kühnen und gewiß weit über das richtige Maß hinausgehenden Bekämpfung der damaligen Feinde Zürichs ist es auch gewesen, was ihn zum Untergange führte.

Wie in den dogmatischen Sätzen, so bleibt Hemmerli auch in der Form seiner Schriften seiner Schule, der Scholastik, treu. Zwar das lebendige Gespräch handhabt er vortrefflich; er liebt es auch, kurze schlagende Sentenzen einzustreuen wie: „Gut reden und schlecht leben heißt sich selbst das Urtheil sprechen", oder „Müßiggang ist die Mutter schlechter Streiche und die Stiefmutter der Laster". Aber in seinen Traktaten macht sich daneben die scholastische Schulmethode breit mit ihren Thesen und Antithesen, ihren Nutzanwendungen und endlosen Beispielen in oft kleinlichem Formalismus, in zahlreichen Pleonasmen und unerquicklichem Wortstreit. Insbesondere sind es seine in der Gefangenschaft ohne die Möglichkeit eines gelehrten Apparates, nur unter der Lektüre scholastischer Vorbilder, geschriebenen Schriften, welche diese Schule zeigen.

Was seine äußeren Schicksale betrifft, so wurde er 1428 zum Cantor, d. h. Chordirigent, und damit wohl zugleich zum Schulmagister des Stiftes in Zürich gewählt, wie einst der im Jahre 1281 verstorbene Conrad von Mure es gewesen war. Er freute sich, der Nachfolger dieses Mannes zu sein, den er hochverehrte, und dessen Fabelbuch er herausgab. Er hat auch dieses Amt, wie Alles, was er erfaßte, ernst genommen, den Gesang des Stiftes gehoben, und es bitter beklagt, wenn kleinliche Intriguen des Propstes Nithart ihn darin störten. So wenig er auch in seinen Schriften davon spricht, so sehen wir doch, daß die Musik seine Freude war, wie er denn auch eine Anzahl Musikinstrumente hinterließ.

Auch fürstliche Auszeichnungen wurden ihm zu Theil. Er wurde zum Rath des Markgrafen von Baden, des Markgrafen Wilhelm von Hochberg und seines Bruders Otto ernannt. Das Buch über den Adel widmet „dem Glorreichen Fürsten meinem Herrn dem berühmten Herrn Albrecht Herzog von Oesterreich und Steier, dem geneigtesten Lehrer — Felix, seiner Magnifizenz

demüthiger Capellan"; und die daran anschließende „Prozeßverhandlung" ist überschrieben: „Dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Herrn Friderich römischem König (es ist Friedr. III.) Felix, Cantor der Kirche zu Zürich, sein Capellan, sehr mittelmäßiger Doktor des canonischen Rechts Heil in dem, der den Königen das Heil ertheilt". Er leitete auch die feierlichen Einzüge des neu gewählten Papstes Felix V. in Solothurn am 20. Juni 1440 und am 19. November 1442, wie den Friedrichs III. vom 4. Oktober 1442.

Bezüglich seiner juristischen Studien schreibt er einmal, er habe neulich ein großes Buch über beide Rechte, römisches und kanonisches Recht, geschrieben; aber es ist nichts mehr davon erhalten. Indessen beweisen seine zahllosen Citate aus den beiden corpora juris, wie aus deren Glossen und anderen Schriftstellern, daß er sich fortwährend auch mit dem Civilrechte beschäftigte. Er hatte sich dazu auch in einer zur damaligen Zeit geradezu seltenen Weise die Mittel verschafft; denn er schreibt:

„Unter den Klerikern der Diözese Constanz hat gegenwärtig keiner mehr Bücher als ich, wenn auch vielleicht einer Bände von größerem Preise haben mag. Denn ich habe außer den von mir selbst verfaßten Büchlein über 500 Bücher, Büchlein, Bände oder Abhandlungen, die in meinem Studierzimmer regelmäßig aufgestellt sind, und dazu eine große Menge von allen Seiten aus Kirchen und Klöstern mir bereitwillig geliehene, sehr alte Schriften."

Mit Wehmuth gedenkt er, nachdem er seiner Bibliothek beraubt und in Haft gesetzt worden ist, seines Studierzimmers im Chorherrenhofe zum grünen Schloß in Zürich mit den Worten:

„Die Vorderseite meines Hauses hat einen weiten Blick nach dem westlichen Horizont und ist den Stürmen des Nordwindes mehr als die umliegenden Häuser ausgesetzt; wie auf das Haus Hiob stürzen aus den unwirthlichen Gebirgen die Winde darauf los. Es liegt neben dem größeren Thor der Stiftspropstei; auf

der Ostseite desselben ist ein besonderes Gemach gelegen, für mein Studierzimmer ganz geeignet, das hier dem sanften Ostwind offen steht; hier lag ich einst den Studien ob in Mitten blühender Gärten, umgeben von dem Schmuck meines Zimmers, meinen Büchern, Pulten, Karten, Tafeln, Tischen und was dazu gehört, so reichlich, daß wohl in ganz Deutschland kein einfacher doctor juris canonici zu finden ist, der darin eben so gut bestellt wäre. Und vor dem Zimmer liegt eine offene Laube mit eisernem Geländer, um welche mannigfaltige Vögel singen und jubeln und worin manchmal, besonders in den Sommerferien, sich eine heitere Tischgesellschaft zusammenfand!"

Damit mag verglichen werden, was Niclaus von Wyle über ihn schrieb:

„Doctor Felix Hemmerlin ist gewesen zytliches Guotes rych, und der künste arm; und doch dero beder der miltest den ich ye hab erkennet. Des guotes darumb rych danne er stuond des benügig und wolt nicht arm leben umb daz er rych sturbe. Und der kunst darumb arm; danne wie vil er dero mit emssigem studieren lernt, so beducht inn doch allwegen des zelützel sin, und im hieran gebrechen, und stund wyter in steter begird und übung sölichs noch zeerfolgen; aber darumb der miltest: des ersten sins gutes halb, danne er teglichs allen armen menschen, sin Hus suchend, das Armusen ußtaillet, gelich ainer teglichen spende. und ane das so was ouch sin tische stetz gezieret mit erbern gesten; die ihm dann unberüft selbs kommend lieber waren dann berüffet, welche er dann ouch nit allain mit gnugklichem essen und trinken sunder ouch mit süßen hüpschen schwenken yetz schimpflich dann ernstlich, wie gelegenhait der gesten das erfordert, also spyset, daz niemant Inn ainist hörende nit müste zu Im günstigen Willen enpfachen, und begird han Inn mer und offt zehörend. Und sobald er die Zite in dem Stift zu Zürich mit singen und lesen (darzu er dann allwegen der erst, und darvon

der hinderst und letzte was) mit Andach vollbracht hatt, so gab er die übergen zyte Lesung und Übung der geschrifte; aintweders etwas studierend oder etwas samelnd und schribende, das usgegeben andern lüten nutz und frucht bringen möcht. So oft ain arm mensche zu Im kam rats begehrende, den rate tailt er Im getrülich mit. Und machet dem ouch geschrift brief und anders, und begert des kainen solde noch lohne anders danne etwenn von aim geburen dryer oder vierer pfennig wert Hanfsamens synen fögeln dero er stetz ain große zal in siner liberye singend, und underwylen da selbs Jung ziechend fliegen hatt. So tett er ouch sine bücher, dero ich ob britthalb hundert gezellet hab, niemant erberm, durch lernens willen die entlehnende, versagen. Gesanges, gemeldes und aller künsten hüpskait und afentüren ist er gewesen ain großer liebhaber, und wolt ouch des yetklichs selbs etwas können als vil er des mocht begrysen."

Wenn Hemmerli von den gelehrten Gästen spricht, die ihn in Zürich besuchten, so wissen wir auch sonst, daß er in regem Verkehr mit den Männern der Wissenschaft blieb. Dazu gab ihm hauptsächlich das Concil zu Basel Gelegenheit.

Das Stift zu St. Felix und Regula in Zürich muß überhaupt trotz allen Mängeln, welche Hemmerli ihm vorwirft, damals ein Mittelpunkt geistigen Lebens gewesen sein, und Hemmerli selbst nennt es einmal eines der besten der ganzen Diöcese. Es trafen da einmal nicht weniger als vier Doctoren des canonischen Rechtes zusammen:

Hemmerli, der Propst Mathias Nithart von Ulm, zugleich Canonicus der Fraumünsterabtei, dessen Bruder Heinrich, wie Hemmerli Bologneser Doktor, von ihm ist noch ein Band Manuscripte vorhanden, und Jacobus Scultetus, der Nachfolger Hemmerlis als Cantor.

Hemmerli hat sich indessen trotz seinen juristischen Studien und trotz dem guten und dankbaren Andenken, in welchem er

seine Bologneser Studienzeit stets behalten hat, durchaus nur als Canonicus und nicht als Juristen gefühlt, und er erlaubt sich hie und da einen Scherz gegen die Juristenzunft.

So läßt er einen Bauer zu einem Adeligen sagen:

„Sprich mir nicht von Gesetzen und Bullen; solcher Waffen bedienen sich gewisse unmenschliche Leute, welche Juristen oder schlechte Christen genannt werden".

Darauf erwidert der Adelige:

„Ich halte die Juristen für gelehrt in den heiligen Bullen und den segenbringenden Gesetzen, in deren den ganzen Erdkreis zierendem Lichte die Kirche strahlt wie Sonne und Mond".

Dann der Bauer:

„Die Juristen sind Quellen ohne Wasser, von Stürmen durcheinander gejagte Wolkenballen. Ich sah einst in Rom Advokaten und Prokuratoren in öffentlicher Gerichtsverhandlung wie bissige Hunde mit wüthendem Gebell auf einander losfahren und vor dem Richter und den auf sie vertrauenden Clienten gegen einander kämpfen, nachher aber im Wirthshause beim klaren Wein die trüben Herzensgeheimnisse friedlich austauschen"
und dann bricht er in die Verse des Jacobus Solodurensis aus:

„Gott vernichte des Satans Musiker, diese Juristen" u. s. w.

So verfährt Hemmerli auch in seinem Buch „Gerichtsverfahren". Die von den Schwyzern entgegen geschworenen Eiden auf der Wiese zu Nänikon hingerichtete Besatzung des Schlosses Greifensee will im Himmel vor dem von Gott delegirten Richter den Schwyzern den Prozeß machen und beräth sich darüber mit dem heiligen Jacobus, bei dessen Kapelle an der Sihl bei Zürich ebenfalls eine perfidia der die Stadt Zürich belagernden Schwyzer vorgekommen sei (ein Theil derselben hatte sich in der Nacht mit den Abzeichen der Zürcher versehen, sich unter die ausfallenden Belagerten gemischt und dann zugleich mit den von

vorn angreifenden Feinden diese niedergemacht). Dann erzählt Hemmerli weiter:

„Es wurde beschlossen, daß alle des Rechtes erfahrenen, welche man gemeiniglich Juristen nennt, im ganzen Himmelreich zusammengerufen werden sollten durch das öffentliche Edikt der Prätoren, damit sie als Advokaten und Sachwalter mit der Waffe ruhmwürdiger Rede kämpfen. Auf den angesetzten Termin erschien aber Yvo von Britannien Dr. J. U. hocherfahren und der Armen Advokat ganz allein. Jacobus spricht zu ihm: „Du bist wohl der einzige Fremdling im himmlischen Jerusalem?“ und Meister Yvo antwortet: „Allein habe ich den Himmelskreis durchwandert und meinesgleichen gesucht, da ja von Natur gleich und gleich sich gern gesellt und sich aneinander freut und jedes lebende Wesen seinesgleichen liebt. Aber all mein Scharfblick hat in allen Wohnungen der Himmlischen keinen Juristen finden können“.

Yvo nimmt dann aber die Sache an die Hand. Er stellt sich an die Schranken, zieht seinen Doktorhut vom Kopfe und stellt sein Begehren; darauf wird Azahel, der nach dem 2. Buch der Könige, Cap. 2, der schnellste Läufer war, an die Beklagten Schwyzer abgesandt mit der Citation. Er kann aber nicht zu denselben gelangen, weil sie in der Hölle sind und muß sich daher gemäß dem corpus juris canonici damit begnügen, die Citation an die eherne Höllenpforte anzuschlagen. Natürlich erscheinen die Geladenen nicht vor Gericht. Es folgt das Contumacialverfahren, und dieses führt zu ihrer Verurtheilung. Der siegreiche Yvo bittet, die Execution des Urtheils einem streitbaren Kämpfer zu übertragen. Demgemäß wird der tapfere Held Judas Machabaeus mit derselben beauftragt. Sofort bittet Yvo um's Wort und sagt: „Herr, allmächtiger König! Der ist ein reiner Laie und kennt die Gesetze nicht. Er würde nicht im Stande sein, die nöthigen Strafverfügungen gehörig zu promul-

giren. Es können aber die Unwissenden bekanntlich abgelehnt werden, wenn es sich um eine Execution handelt". Der Herr entspricht und ruft statt seiner den Führer und Gesetzgeber des Volkes Israel, Moses, auf. Der aber bricht sofort in die Worte aus: „Ich bitte, Herr, ich bin nicht beredt, ich habe eine schwere Zunge". Und Meister Yvo erklärt: „Er ist auch sonst nicht fähig zur Execution, denn er hat einen Menschen getödtet. Ich berufe mich dafür auf 2. Buch Moses, Cap. 2; er ist somit nicht als klassisch zu betrachten und ich bitte, daß ein Anderer mit der Execution betraut werde". Es wird dann der alttestamentliche St. Jakob zum Executor ernannt, und damit endigt der Prozeß im Himmel und beginnt die Execution auf Erden, welche der Heilige bei seiner Kapelle an der Birs durch die Schaaren der Armagnaken in furchtbarer Schlacht vollziehen läßt.

Daß die Schwyzer durch solche Schmähschriften aufs Höchste gegen Hemmerli erbittert wurden, ist begreiflich. In dem Buche über den Adel legt Hemmerli ihnen ganz unsagbare Dinge zur Last, wirft ihnen z. B. kannibalische Verstümmelung der Leiche Stüßi's vor, mit dessen Fett sie ihre Schuhe geschmiert haben sollen u. dgl., und berichtet damit gewiß nicht immer wahrheitsgetreu. Freilich hatten auch sie ihrerseits ihn empfindlich getroffen, indem sie im Jahre 1443 sein väterliches Landgut gänzlich zerstörten.

Nach geschlossenem Frieden aber blieben sie ihm die volle Heimzahlung dessen, was er ihnen gethan, nicht schuldig. Es wurde im Februar 1454 zur gänzlichen Aussöhnung Zürichs mit ihnen eine große eidgenössische Fastnacht in Zürich abgehalten. Wie lustig es bei solchen Anläßen zuzugehen pflegte, das mag man daraus entnehmen, daß 20 Jahre früher an einer Fastnacht selbst die Aebtissin zum Fraumünster, die Schwester des Bischofs von Konstanz, wie eine zeitgenössische Quelle sagt: „Nachts vermummt mit underschiedlichen Pfaffen in ziemlichem Unwesen

in der Stadt herumgeloffen und die Pfaffen sich um das schönste Frölin geschlagen haben".

Hier strömten über 1500 lautfröhlicher Gesellen aus der Eidgenossenschaft zusammen. Da mitten im Festjubel begannen die Gewaltthaten. Zwar ein Anschlag der Schwyzer auf den Stadtschreiber mißlang. Aber am Mittwoch den 18. Febr. um die Mittagsstunde überfiel eine Schaar derselben den greisen Hemmerli in seinem Hause zum grünen Schloß, schleppte ihn heraus und band ihn auf sein Pferd. Hemmerli sagt, mehr als 3000 Menschen haben zugesehen, und so groß sei die Zahl seiner Feinde in der Stadt selbst gewesen, daß sich keine Hand für ihn gerührt habe. Tschudi berichtet ganz einfach: „Die von Zürich tettind nützit darzu". Reber hat übrigens klar gemacht, daß bei dem Anschlag die Schwyzer lediglich das willige Werkzeug der gegen Hemmerli erbitterten Geistlichkeit, des Propstes Nithart, des Generalvikars Gundolfinger, und des Bischofs von Konstanz, waren.

Die Schwyzer führten den Gefangenen denn auch direkt nach Konstanz zu Gundolfinger, der ihn anfänglich im Schloß Gottlieben, dem nämlichen Kerker, in welchem 40 Jahre früher Joh. Huß geschmachtet hatte, in strenger Haft hielt, dann nach Mörsburg bringen ließ und endlich den Luzernern auslieferte. Von diesen wurde er in einen Thurm gesperrt, nach einigen Monaten aber dem dortigen Kloster der Franziskaner zur Verwahrung übergeben. Obgleich er seiner Zeit auch gegen ihren Orden als einen Beschützer der Begharden geschrieben hatte, scheint er doch, wie Fiala ausführt, von ihnen in milder Haft gehalten worden zu sein. Er schrieb bei ihnen bis zum Jahre 1458 unter Benützung ihrer kleinen Bibliothek noch verschiedene Schriften, von denen 8 Prosawerke und 3 Klagelieder noch erhalten sind.

An den Rand eines seiner in Zürich verbliebenen Manuscripte, da wo er von seiner Schrift über den Adel spricht,

schrieb die schon erwähnte unbekannte Hand mit rother Tinte die Worte:

„Wegen dieses Büchleins gerade sollst du, Hemmerli, gefangen genommen worden und zu Luzern bei den Minoriten im Gefängniß gestorben sein.“

Niclaus von Wyle spricht im Jahre 1464 von ihm als einem schon seit einiger Zeit Verstorbenen.

Felix Hemmerli lebte in einer öden, unfruchtbaren Zeit, der Decadenz des Mittelalters, der Verknöcherung scholastischer Weisheit, und er steht ganz auf dem Boden derselben mit seinem blinden Autoritätsglauben und Aberglauben. Aber wie er bereits gegen die Mißbräuche des Klerus zu Felde zieht, die 60 Jahre später zu der kräftigen Reaction der Reformation führen, so zeigt sich auch sonst in seinen Schriften schon hie und da ein früher Vorbote der kommenden Zeit. So erzählt er mit Verwunderung:

„Etliche sind von griechischem Lande aus nach Osten gefahren, dem Laufe der Sonne entgegen, nach dem Stern des Meeres sich richtend. Vier Jahre lang sind sie so unterwegs gewesen und einmal sind sie mit ihren Fußsohlen den unsrigen gerade gegenüber gestanden; da hatten sie das Bewußtsein, daß sie jetzt die Hälfte der Reise hinter sich haben; und endlich sind sie in einem Hafen der Grafschaft Flandern wieder an’s Land gestiegen.“

Und ein andermal berichtet er mit unverhohlenem Staunen:

„Ein neues monstruoses Gefäß ist erfunden worden, genannt pixis oder bombarda. Da wird Salpeter mit Schwefel und anderen Ingredienzien hinein gethan. Wird dann eine Flamme dazu gebracht, so schleudert es einen Blitz und einen furchtbaren Donnerschlag und speit mit Macht und Schnelligkeit schwere Massen Steine oder Metall aus.“

Hemmerli’s Waffe ist, wie wir gesehen haben, oft der geistreiche Spott. Und so hat er, der doch die Autorität der her-

gebrachten Kirche so hoch hielt, durch die Erschütterung der Autorität ihrer Träger unbewußt der Reformation mächtig vorgearbeitet. Erinnert er da nicht lebhaft an jenen Mann, der, so ganz auf dem Boden der alten französischen Stände des vorigen Jahrhunderts stehend, doch durch seinen Spott ihren Untergang in der französischen Revolution vorbereiten half, und dessen Lebensbild in so glanzvollem Vortrage wir vor 8 Tagen hier haben entrollen sehen, Beaumarchais?

Aber noch eine andere Parallele zu Hemmerli bietet uns die Geschichte; es ist Lukianos von Samosata, der Mann des 2. Jahrhunderts nach Christus, der über römische und griechische Götter und Philosophen so geistreich und überlegen zu spotten wußte, und damit unbewußt dem Siege des Christenthums über die alte Welt vorgekämpft hat.

Die Weltgeschichte wiederholt sich nicht, sagt man; aber sie fließt nicht in glattem Strom, sondern in oft ruhigeren, oft stürmischen Wellen, und deren schäumenden Kämmen gehen immer wieder parallele Wellenthäler voran. Sollte nicht auch der Spott über die gegenwärtige Gesellschaftsordnung die gefährlichste Waffe gegen dieselbe sein? Und so ist es doch wahr, daß die Geschichte, so riesig auch die Naturwissenschaften an Bedeutung zunehmen, immer noch die beste Lehrmeisterin des Menschengeschlechtes ist, wenn die Menschen nur von ihr lernen w o l l e n.

Erinnerungen
des
Obersten Johannes Landolt von Zürich
aus den Jahren 1807 bis 1815.

Nach seinem Tagebuch herausgegeben von Dr. Albert Maag in Biel.

Zweiter Theil:
Die Jahre 1811 bis 1815.

Vorwort des Herausgebers.

Dem zweiten Theil der Erinnerungen des Obersten Johannes Landolt, im Manuscript 135 Seiten umfassend, kommt insofern besondere Bedeutung zu, als der Hauptabschnitt dem weitaus populärsten kriegsgeschichtlichen Ereigniß der napoleonischen Periode, dem Feldzug in Rußland, gewidmet ist, während dagegen die Schlußpartie dieses zweiten Theils, die Aufzeichnungen über den Feldzug in der Schweiz von 1815 enthaltend, einen ziemlich magern Inhalt aufweist. So erklärt sich des Herausgebers Entschluß, die eigentliche Bearbeitung des Textes, wie er im Manuscript vorliegt, mit der Erzählung der Rückkehr aus Ruß-

land abzuschließen, also nur den Hauptabschnitt nach dem Wortlaut des Originals wiederzugeben, dagegen den Ereignissen von 1815 eine vorwiegend resumirende Darstellung zu widmen.

Ueber die Art und Weise der Textreproduktion des zweiten Theils braucht um so weniger Rechenschaft gegeben zu werden, als die Seite 137 des letzten Jahrgangs erwähnten Grundsätze auch hier maßgebend gewesen sind. Der zweite Theil enthält folgende Beilagen zum eigentlichen Text:

1. Aehnlich der entsprechenden Beilage des ersten Theils ein kleines Vocabularium oder „Verzeichniß der nöthigsten russischen Wörter, ins Deutsche übersetzt“, zum größten Theil solcher für Nahrungsmittel und Bedürfnißgegenstände, deren Kenntniß dem während des Feldzuges von 1812 auf Requisition ausziehenden Offizier und Soldaten unumgänglich nöthig war.

2. Ein mit Monats- und Tagesangaben versehenes Verzeichniß der Marschetappen für den Zuzug zur großen Armee und ein kürzeres für die Marschetappen seines Voltigeurbataillons im März 1815.

3. Ein Verzeichniß von «généraux de France» und russischer Heerführer aus dem Jahre 1812.

Ferner enthält der zweite Theil folgende Karten, sämmtlich von Landolt selbst entworfen: Bataille du 16, 17, 18, 19 Octobre à Polotsk; Gegend an der Beresina; Bataille du 28 Novembre 1812 à la Bérézina; zwei Croquis über die Expedition nach Pontarlier (1815).

Zwei landschaftliche Bilder, gleichfalls von Landolt's Hand, stellen dar: «Fort Impériale en Normandie» und „Retzen bei Brandenburg“.

1. In der Normandie.

Den 10. November 1810 erhielt ich endlich die Erlaubniß, nach Zürich zu reisen, welche Reise ich in Gesellschaft des Herrn Hauptmann Rüscheler und des Herrn Lieutenant Binzegger von Zug[1]) zu Pferd machte, und wo ich Ende Dezembers glücklich anlangte. Kaum war ich einige Monate in meiner Heimath, so erhielt ich von meinem Obersten d'Affry[2]) den Befehl, unverzüglich bei dem Regiment einzutreffen, um meine Kompagnie, die nun vollzählig war, zu übernehmen[3]).

Als ich beim Regiment angelangt war, welches immer noch in Rennes war, erhielten wir den Befehl, unter dem Kommando des Herrn Hauptmann Bleuler nach Brest zu marschiren, wohin uns das Depot in einigen Tagen folgen sollte. Nicht acht Tage waren wir daselbst, schon zum Theil eingerichtet und das Depot mit allem Gepäck und Gefolge angelangt, so kam wieder eine neue Ordre, nach Rennes zurückzumarschiren, wo wir in einigen Tagen anlangten. . . . In Rennes blieb meine Kompagnie nicht lange. Sie mußte nach Vitré marschiren, um von dort aus die Deserteurs von allen erdenklichen Corps nach Rennes zu eskor-

---

[1]) Michael Binzegger, in états de situation auch Benziger genannt, stammte von Baar im Kanton Zug, wo er am 3. März 1773 geboren wurde. Er war Landolts Leidensgenosse während der Gefangenschaft in Ximena (siehe den Plan S. 176 des Z.-T. 1893).

[2]) Der Bataillonschef Karl Philipp von Affry, der Sohn des freiburgischen Landammanns, ist am 29. Juni 1810 zum Obersten des vierten Schweizerregiments ernannt worden.

[3]) In der Kompagnie Landolts diente noch ein anderer Zürcher, der Sergeant Heidegger, der sich in seinen Aufzeichnungen als ein loser Bursche ausweist, dessen Begriffe von militärischer Disziplin recht mittelmäßig waren. Er sagt in seinen Aufzeichnungen, daß die Voltigeurs Landolts „aus schönen und gut exerzierten Leuten bestanden, bei denen ich manche Freude genoß“ (siehe unten Landolts übereinstimmendes Urtheil). Vergl. auch S. 148 des Z.-T. 1893.

tieren, was manchmal sehr unangenehme Auftritte mit diesen Leuten verursachte, und öfters war man im Fall, mehrere gebunden führen zu lassen.

Den 13. Juni erhielt ich Befehl, mit meiner Kompagnie nach Avrange (Avranches) zu gehen, wo ich das Regiment antraf, um mit demselben nach Cherbourg zu marschiren. Den 22. langten wir daselbst an. Meine Kompagnie wurde nebst derjenigen von Herrn Hauptmann Gantin ins Fort Liberté versetzt, das eine gute halbe Stunde von Cherbourg im Meer liegt und nur durch eine 300 Schritte lange digue mit dem Lande verbunden ist. Bei unserer Ankunft trafen wir daselbst eine halbe Kompagnie Positionsartillerie an, die im Nothfall die dort befindlichen Stücke bedienen mußte. Dieses Fort ist mit einer Brustwehr auf einen Felsen gebaut; es hat einen bedeckten Weg, Gräben und Hauptwall, alles von großen Quadersteinen, und ist bombenfest. Bei unserer Ankunft errichteten wir sämmtliche Offiziere ein Ordinäre und ernannten Herrn Hauptmann Gantin zu unserem Ordinäremeister, und ein Soldat war unser Koch. Die einen von uns jagten, und die andern fischten, so daß wir immer gut lebten. Das Gewild, das wir in unserer Gegend schießen durften, bestand meistens aus Louis, Doppelschnepfli und vielerlei Arten von Sandläufern, die wir gewöhnlich, wenn das Meer abgelaufen war, in großer Menge am Strande antrafen, so daß wir nie ohne eine gute Prise zurückkehrten. Der Dienst des Platzes war nicht strenge; man erlaubte unsern Soldaten bei den in der Nachbarschaft neu errichteten Verschanzungen zu arbeiten, wobei jeder des Tages wenigstens zwanzig Batzen verdienen konnte, allein auch in dieser Zeit viele Kleidungsstücke zu Grunde giengen.

Nach Verlauf eines Monats erhielten wir den Befehl, das Fort Liberté zu verlassen, und kamen beide Kompagnien in das Fort Impérial, das 3 Stunden von Cherbourg und 1½ Stunden

vom Land entfernt ist. Im Fort befanden sich damals 2 Kompagnien vom 11. Jägerregiment nebst einer Abtheilung Kanoniere, mit welchen wir sehr gut standen; hingegen hatten wir bisweilen mit dem Platzkommandanten, der unter dem Pantoffel seines Weibes stand, Zwistigkeiten, welche indessen keine weiteren Folgen hatten. Das Fort ist sehr schön, in der Form eines Roßeisens, und hat sehr angenehme und gesunde Zimmer. Wenn aber das Meer stürmisch und hoch ist, so schlagen die Wellen über das Fort und bis in den Platzhof. Mehrere Male kamen englische Briggs oder Korvetten bis auf Kanonenschußweite in das Fort und ließen uns einige Kanonenschüsse über die Köpfe fliegen, welche ihnen sogleich beantwortet wurden, worauf sie ins hohe Meer zurücksegelten.

Obschon wir uns hier mit Jagen und Fischen beschäftigten und dabei immer so glücklich waren, daß Offiziere und Soldaten davon im Überfluß hatten, so waren wir dennoch sehr vergnügt, als wir den 28. Oktober den erwünschten Befehl erhielten, das Fort Impérial mit armes und bagages zu verlassen und uns gegenüber au Beguet, einem Dorf, in dem eine prächtige Kaserne war, zu etablieren, wo wir Offiziere im Pavillon sehr gut waren; indessen mußten wir die ersten Tagen auf dem Boden schlafen, weil unsere Betten noch nicht angelangt waren. Als wir gerade unsern Hausrath in Ordnung brachten, kam der General Vandamme, der uns in dieser Gegend kommandirte, und besuchte unsere Kaserne, womit er sehr zufrieden schien, denn er kam auf mein Zimmer und blieb über eine Stunde bei mir; dabei sprach er mir die halbe Zimmerbesoldung für die Offiziere zu und machte überdies Hoffnung, die Feld-Lebensmittel zu verschaffen, was für uns wohlthätig gewesen wäre, indem die Lebensmittel ungeheuer theuer waren; indessen wurde es vergessen, denn wir erhielten Nichts mehr. Den 11. November brachte ein französischer Korsar ein englisches Paketboot von 10 Kanonen

hier ein, welches er in der Gegend von Jersey weggenommen hatte; dabei waren zwei englische Offiziere, die aber beide verwundet waren; einer davon starb gleich nach seiner Ankunft in Cherbourg, wo wir ihn mit allen Ehren ins Grab begleiteten. Unser Dienst war hier sehr strenge, indem wir Morgens um 10 Uhr, nachdem unsere Soldaten ihre Suppe gegessen, auf den 2½ Stunden von uns entfernten Exerzierplatz marschiren und dort bis in die Nacht hinein manövriren mußten. Kaum waren wir zurück, so wurde die Mannschaft ausgezogen und die ganze Nacht patrouillirt, da wir wegen des öftern Landens der Engländer sehr auf unserer Hut sein mußten. Den 20. November Morgens, mit Tagesanbruch, zeigte mir der Korporal von der Wache an, daß man die Engländer gerade vor unserem Dorfe kanoniren sehe. Es fand sich wirklich, daß eine französische Brigg tüchtig auf eine englische Fregatte feuerte, welche einen Convoi, den die Brigg eskortirte, verfolgte. Die Fregatte hatte beinahe den Convoi abgeschnitten, als sich derselbe mit gutem Wind unter die Kanonen eines unserer Forts bei Bretteville zurückzog, worauf die Fregatte, die sich ebenfalls ins Weitere begeben wollte, auf eine Sandbank auflief; es dauerte aber nicht lange, da das Meer im Steigen war. Der Transport glaubte nun ruhig dem Land nach gegen Cherbourg fahren zu können. Allein ehe er sich recht umsah, kam die Fregatte, die unterdessen wieder flott war, mit vollen Segeln daher, schnitt beinahe dem ganzen Transport den Weg ab und gab ganze Ladungen darauf. Nun aber fingen unsere Landbatterien, deren drei waren, an, mit Mörsern und Kanonen zu feuern, so daß endlich die Engländer etwas weichen mußten und der eine Convoi leichter durchkommen konnte; indessen war ein Transportschiff sehr beschädigt und hatte mehrere Todte und Verwundete; es langte aber im Hafen von Cherbourg an. Nach einer Stunde kehrte die Fregatte wieder um und verfolgte die zwei Kanonierschaluppen, welche den Convoi

deckten, und im Vorbeifahren gaben sie drei Ladungen auf's Fort Impérial, die von demselben mit sechs 36 Pfündern beantwortet wurden. Endlich rückte die ganze im Hafen von Cherbourg befindliche k. k. französische Flotte, 1 Kriegsschiff, 2 Fregatten und mehrere Briggs, mit vollen Segeln aus, und Jedermann glaubte ein Seegefecht und französische Wunder der Tapferkeit zu sehen, denn auf diese Kanonade kam noch eine englische Fregatte mit vollen Segeln herbei; darauf aber kehrte die ganze französische Flotte, ohne einen einzigen Schuß zu thun, in den Hafen zurück, immer von der ersten Fregatte verfolgt und beschossen, die sich dann endlich mit der zweiten zurückzog, und so endete die ganze Seeschlacht zwischen Dermenville (?) und Cherbourg, welcher wir vom Anfang bis zum Ende zugesehen hatten.

Den 2. Dezember mußten wir mit der ganzen Garnison nach St. Vast marschiren, wo wir, vom General Vandamme kommandirt, im Feuer exerzirten, und von da kamen wir nach Cherbourg in Garnison. Den 4. mußten wir plötzlich ausrücken, ohne die Ursache zu erfahren. Um 9 Uhr konnte meine Kompagnie, die in der Stadt einquartiert war, in ihre Quartiere gehen; sie mußte indessen bereit sein, auf den ersten Ruf wieder unter den Waffen zu stehen. Den 5. rückte wieder in aller Frühe die Garnison aus. Wir stellten uns zwischen dem Fort Liberté und der Stadt in bataille, die spanischen Kriegsgefangenen, deren über 6000 Mann waren, uns gegenüber; eine Wache von 50 Mann mit mehreren Spaniolen und einem Pater Beichtiger beschloß im größten Rieselwetter den Zug, und endlich löste sich das Räthsel. Die Spaniolen hatten sich nämlich einen Tag vorher empört und einen französischen Fourier erstochen, wobei die Thäter ergriffen worden, die nun bei dieser Ceremonie erschossen wurden. Den 6. wurden wir alle 6 Eliten-Hauptleute nebst dem Stab zum Herrn General Vandamme an die Tafel geladen, wo wir äußerst höflich empfangen und sehr schön und gut traktirt

wurden. Er schien sehr wohl mit uns zufrieden zu sein, denn er machte uns die schmeichelhaftesten Komplimente, welche wir aber lieber mit einem Monat Sold vertauscht hätten, da in Cherbourg alles ungeheuer theuer war, wie in der ganzen Umgegend. Der General soll ein sehr guter Jäger sein; wenigstens hatte er sehr schöne Hühner- und Jagdhunde.

Den 17. war wieder große Revue, vom General selbst kommandirt. Nach der gewohnten Abdankung sagte er zu unserem Obersten d'Affry: „den 25. dies marschiren Sie nach Versailles!" Dies wäre schon lange begegnet; allein wir erwarteten noch einen Zuwachs von 360 Mann, vom Depot kommend, welche jede unserer Kompagnien mit 30 Mann verstärken sollten. Bis zu unserem Abmarsch von Cherbourg gab es viel zu thun, da die Verstärkung angelangt war und sogleich in die Kontrolle aufgenommen werden mußte. Ich hatte das Glück, sehr schöne Leute zu bekommen. Endlich, den 25. Oktober, marschirten wir nach Paris über ... Caen wo wir Rasttag und Kommissärmusterung hatten, wie an jedem Rasttag [1]). Den 31. marschirten wir von Caen nach Lisieux, wo wir das neue Jahr 1812 mit einem Rasttag feierten. Lisieux, ebenfalls in der Normandie, ist eine sehr schöne und beträchtlich große Stadt. Den 3. Januar verließen wir Lisieux, um nach Versailles über St. Germain zu marschiren, wo wir den 6. in großer Parade eintrafen. In St. Germain befand sich der Schwiegervater unseres Herrn Obersten, Herr von Diesbach, welcher da seine Besitzungen hatte [2]).

---

[1]) Vom vierten Regiment marschirte zunächst nur das erste und zweite Bataillon nach Paris, denn das dritte war, weil noch unvollständig, in Rennes zurückgeblieben, und das vierte war noch in Spanien. Salomon Bleuler von Zürich kommandirte das erste Bataillon.

[2]) Graf von Diesbach von Belleroche. Vergl. des Herausgebers „Schicksale der Schweizerregimenter in Napoleons I. Feldzug nach Rußland 1812" (2. Aufl. 1890), S. 27.

Den 7. Januar rückten wir in unserem einstweiligen Aufenthaltsort, in Versailles ein. Die Offiziere mietheten sich Zimmer, und die Soldaten wurden einkasernirt.

2. Durch Deutschland nach dem Niemen.

Den 11. erhielten wir Befehl, in der Nacht von Versailles abzumarschiren, um dann Morgens als dem 12. um 8 Uhr vor den Tuilerien aufzumarschiren und von dem Kaiser gemustert zu werden. Als wir mit Tagesanbruch vor der Stadt anlangten, mußten sich Offiziere und Soldaten in die größte Parade setzen, und so marschirten wir auf den Platz Vendôme, wo wir das zweite Schweizerregiment nebst dem vierten Kroatenregiment [1]) antrafen, mit denen wir auf den Paradeplatz vor die Tuilerien marschirten, wo in einer Stunde die französische Garde zu Pferd und zu Fuß anlangte. Alle Regimenter stellten sich in geschlossener Kolonne dicht hinter und neben einander und erwarteten in dieser Stellung den Kaiser [2]). Die Anzahl der Truppen mochte sich auf 25—30,000 Mann belaufen und bot in der That einen imposanten Anblick. Endlich, um 11 Uhr, erschien der Kaiser auf der Treppe vor dem Palast und ließ ein Regiment nach dem andern in den Hof einrücken, musterte es, und hernach wurde vor ihm mit einem „Vivat!" abdefilirt. Erst Abends ½5 Uhr kam die Tour an unser Regiment. Der Kaiser musterte eine Kompagnie nach der andern, sprach mit mehreren Offizieren und Soldaten, ließ uns in die Linie stellen und befahl unserem Herrn Obersten, uns in

[1]) In Wirklichkeit das dritte.

[2]) Das zweite Schweizerregiment, kommandirt vom Obersten von Castella von Freiburg, war bereits am 8. Januar durch den Kaiser selbst gemustert worden, vor dem sich bekanntlich der Zürcher Hauptmann Füßli durch sein keckes Benehmen auszeichnete (vergl. die „Schicksale der Schweizerregimenter", S. 29).

französischer Sprache zu kommandiren, was, wie wir es uns vorgenommen hatten, gar nicht gehen wollte, denn unser deutsches Kommando war bis dahin doch immer noch eine (freilich kleine) Auszeichnung vor den Franzosen. Er ließ deßwegen den General Mouton uns Deutsch kommandiren[1]), worauf es so gut ging, daß der Kaiser unter den Zähnen lachte und dann befahl, daß wir in Zukunft das französische Kommando erlernen sollten, was auch später in Aachen geschah. Indessen schien er sehr zufrieden und sagte dem Herrn Obersten, wie es bei solchen Revuen gewöhnlich geht, etwas Artiges. Da wir das letzte Bataillon waren, so zeigte man uns an, daß wir nun alle von der Garde traktirt und ein repas de corps haben sollten. Wir erschienen am gehörigen Ort und hatten die Ehre, mit mehreren Marschällen und andern beim Hof employirten vergoldeten Herren zu speisen.

Während der ganzen Zeit, da wir in Paris waren, hatten wir vom Morgen bis Abends keinen Augenblick für uns, da wir immer in den Kasernen bei unsern Leuten bleiben mußten, theils um zu putzen, theils um alle Augenblicke zu einer Revue ausrücken zu können. Den 15. wurde unser ganzes Offizierskorps zum Mittagessen zum Prinzen Berthier eingeladen, welches aber erst Nachts um 10 Uhr anging, indem der Prinz vom Morgen bis Abends beim Kaiser im Kriegsrath war, um sich über den Krieg gegen Rußland zu berathen.

Den 19. Januar erhielten wir den Befehl, nach Aachen abzumarschiren, und den 20. Morgens um 6 Uhr waren wir schon im Marsch. Nachdem wir die schöne Provinz Isle de France passirt hatten, rückten wir in das ebenso schöne Brabant ein und marschirten über Chambray, Valenciennes, Mons, Brüssel und

---

[1]) Andere Berichte nennen den General Rapp, erzählen aber im Uebrigen das Nämliche.

Liège nach Aachen, wo wir den 5. Februar anlangten ...[1]). In Aachen starb Herr General von St. Gratien; er ist daselbst begraben worden. Den 3. März, nachdem wir daselbst oft hatten exerziren und wirklich endlich auf Französisch hatten kommandiren lernen müssen, langte der Befehl an, nach Düsseldorf abzumarschiren, wo wir am zweiten Tag anlangten und wo man uns anzeigte, daß von der Zeit an, da wir den Rhein überschritten hätten, keine Bezahlung des Soldes mehr stattfinden werde, bis wir zurückgekehrt wären, und daß der Bürger das Militär ernähren müsse. Dies war das erste Mal, so lange ich diente, daß ich auf den compte meines Hauswirths zu leben gezwungen war; allein Noth bricht Eisen, und mein Beutel erlaubte es nicht anders. Mein braver Hauswirth, müde der vielen und lästigen Einquartierungen, beklagte sich bei mir über das bekannte grobe Betragen der Franzosen so wiederholt, daß ich endlich auch ausging und mit meinen Kameraden mich in ein Kaffeehaus begab, wo wir Herrn Schultheß bei der Sonne antrafen; wir blieben bis spät in die Nacht beisammen. Den 4. marschirten wir nach Müllheim an der Ruhr, den 5. nach Dorsten, den 6. nach Dülmen, einer französischen Lumpenstadt, den 7. nach Münster, einer schönen großen Stadt mit sehr schönen Promenaden, an der Ems. Den 8. faßten unsere Leute für 2 Tage Brot, denn wir hatten daselbst einen Rasttag, wobei wir von unserem Brigadegeneral Amey gemustert wurden[2]). Mehrere französische Regimenter zu Pferd und zu Fuß sind in diesen Tagen hier durchpassirt. Von Münster marschirten wir über mehrere unbedeutende Städtchen und Dörfer

[1]) In Aachen traf während des langen Haltes, von Rennes kommend, auch das (kompletirte) dritte Bataillon des vierten Regiments ein.

[2]) Die Brigade Amey (bestehend aus dem 4. Schweizerregiment und einem kroatischen Regiment) bildete mit den Brigaden Candras (1. und 2. Schweizerregiment) und Coutard (3. Schweizerregiment und 123. Linienregiment) die Division des Grafen Merle (anfangs Beilliard oder Belliard).

nach Hannover, wo wir den 17. anlangten und von allen unsern Hauswirthen auf's Freundschaftlichste empfangen wurden.... (Rasttag). Da gerade die Jäger zu Pferd von der Garde neu montirt werden sollten, so brachten die Bauern die prächtigsten Pferde, welche nun zur Auswahl ausgesetzt wurden; das geringste davon wäre meines Erachtens noch ein Paradepferd gewesen, und kein Bataillonschef hätte sich darob schämen dürfen. Den 18., als wir die Musterung passirt hatten, zeigte man uns an, daß wir den 25. über Braunschweig in Magdeburg eintreffen sollten und daß Herr Kommandant Felber uns verlasse, um auf das Depot zurückzukehren, was uns sehr angenehm war, indem wir außer dem Manövriren, worin er unstreitig Meister war, nirgends Ehre von ihm einernteten [1]).

Den 25. März rückten wir im entsetzlichsten Regenwetter und im Koth bis an die Kniee mit 11 Bataillons in der berühmten Festung Magdeburg ein. Wir wurden bei den Bürgern einquartiert. In unserem Hause waren ungefähr 30 Offiziere, die alle auf dem Stroh schlafen mußten. Wenn eine Brigade gemustert war und Lebensmittel für vier Tage und Patronen gefaßt hatte, so wurde wieder abmarschirt. Nach drei Tagen rückten wir in das Brandenburgische ein. Der Stab und zwei Kompagnien kamen nach Brandenburg selbst und meine Kompagnie in ein armes, 4 Stunden von Brandenburg und im Morast und Sandhügeln gelegenes Dorf, Netzen, wo wir Offiziere bei dem Herrn Pfarrer einquartiert waren, der ein sehr artiger

---

[1]) Das über den ehemaligen Bataillonschef Beat Felber von Luzern gefällte Urtheil stimmt mit dem Inhalt zahlreicher im Bundesarchiv aufbewahrter Briefe seines eigenen Chefs, Salomon Bleuler, an den Obersten von Affry überein, Korrespondenzen, in denen sich Bleuler in Verwünschungen gegen Felber nicht genug thun kann. Felber war in der That ein höchst ruchloser Mann (vergl. des Verfassers Geschichte der Schweizertruppen in Spanien und Portugal, Bd. II, Artikel Felber).

Mann war und uns sehr viel Freundschaft erwies. Da die Jagd daselbst sehr gut war, profitirte ich oft davon, indem wir ohne dieselbe sehr schmal hätten leben müssen. Den 9. April erhielt ich Befehl, mit meiner Kompagnie in Brandenburg einzutreffen, um am folgenden Tage mit dem Regiment nach Prenzlau und Umgegend zu marschiren. Unterwegs hatten wir, nämlich das Kroatenregiment und das unsrige, die Ehre, von S. M. dem König von Preußen in der Gegend von Oranienburg gemustert zu werden; er schien sehr zufrieden zu sein. Nachdem wir abdefilirt waren, lud er unsere Chefs zu einem déjeûner in einem nahe gelegenen Dorf ein, und wir marschirten nach Oranienburg, einem sehr artigen Städtchen im Brandenburgischen am Fluß Havel. . . . Am folgenden Tag marschirten wir nach Prenzlau und Umgegend; mich traf das Loos wieder in ein Dorf, wo wir freilich sehr gut waren. . . . Kaum hatten wir uns in dieser angenehmen Gegend und bei den braven Leuten derselben ein wenig erholt, so kam der Befehl (am 26. April), beim Empfang desselben mit meiner Kompagnie nach Carmzo (Gramzow?) zu marschiren und daselbst das Regiment abzuwarten. Zu meinem größten Verdruß war noch in dieser Ordre befohlen, daß ich von diesen braven Einwohnern einen kleinen Stier oder eine Kuh in Requisition setzen, und daß jeder Soldat für zwei Tage Lebensmittel von seinem Quartierträger mitbringen solle; auch mußte noch ein kleines Fäßchen Branntwein auf Rechnung der Einwohner mitgenommen werden. Freilich gab ich für alles Gutscheine, sowie auch für den Wagen, der unsere Equipage führte. Das war nun der Dank für unsere gute Aufnahme; allein am gleichen Abend konnte ich noch das obgenannte Stierchen eschappiren machen, und es hatte keine weitere Folgen.

Am nämlichen Tag rückten wir in Stettin ein. . . Da erhielten wir den Befehl, unsere Koffer stehen zu lassen und nur das Nothwendigste mitzunehmen (das war das Signal, nichts

mehr von den Koffern zu sehen, wie es mir sogar in Rennes selbst begegnete, und wogegen ich, ohne gute Bekannte zu kompromittiren, Nichts machen konnte), denn am folgenden Tag marschirten wir nach Stargard zu, wo schon kein Deutsch mehr gesprochen wurde. Am 29. langten wir in Stargard an, jedoch nicht, um da zu bleiben, denn wir wurden in die ärmsten Dörfer in Kantonnemente geschickt, wo wir erbärmlich schlecht waren. Mein Kantonnement war Wisocka, drei Stunden von Stargard, ein Dorf, dessen Einwohner von den vielen Einquartierungen ganz ruinirt waren, so daß die meisten Bürger ihr Vieh mit Schaub ab den Dächern ernähren mußten. Um ein wenig besser leben zu können, ging ich in der Zwischenzeit auf die Jagd; allein da diese Gegend aus unabsehbaren Sandflächen, Föhrenwäldern und kleinen Seen besteht, so fehlte es gänzlich an Gewild; nur bisweilen waren wilde Schwäne anzutreffen, auf die man auf große Distanz mit der Kugel schießen mußte; indessen hatte ich das Glück, einmal einen großen zu schießen, den wir aber wegen des starken Geruchs nach Fischen nicht genießen konnten. Fische habe ich nie gesehen; ich weiß nicht einmal, ob sich die Einwohner mit Fischen abgeben.

Nachdem wir einige Tage hier gewesen waren, erhielten wir den Befehl, in die Gegend von Mewen zu marschiren, um am folgenden Tag die Musterung durch den Marschall Oudinot zu passiren[1]). Die ganze Division erschien auf dem bestimmten Platz, und nachdem uns der Herr General (?) inspizirt hatte, manövrirte er den ganzen Tag über Berg und Thal ohne eine einzige Rast bis Abends 4 Uhr. Nach der Revue ließ er alle Offizierkorps vor die Front kommen und bezeugte uns seine größte Zufriedenheit; die Soldaten erhielten noch einen Schnaps,

[1]) Herzog von Reggio, Chef des zweiten Armeekorps, dem die Division Merle (Beillard) zugetheilt wurde.

und hernach konnten wir in unsere Kantonnemente, die beinahe sieben Stunden weit entfernt waren, zurückkehren. Obschon wir weit in die Nacht hinein zu marschiren hatten, sah man sehr wenige Traineurs. Zwei unglückliche Voltigeurs vom vierten Bataillon, welche bei einem Marketender zurückgeblieben waren, wollten dem Regiment nacheilen, verfehlten aber die Straße; unglücklicher Weise trafen sie auf einen Bauern zu Pferd, den sie nach den Truppen fragten, welcher ihnen aber keine Antwort gab, indem er sie ohne Zweifel nicht verstand. Diese zwei Mann, ohnehin betrunken, luden ihre Gewehre und schossen miteinander dem Reiter nach; er fiel todt vom Pferd, worauf beide Voltigeurs von den in der Nähe gelegenen Kroaten arretirt und uns zugeschickt wurden. In wenigen Tagen waren die Verhöre vollständig; das Kriegsgericht, das in Pontschow tagte, wo unser Regimentsstab war, verurtheilte beide zum Tode, welches Urtheil sogleich in Gegenwart einer ungeheuren Menge Einwohner vollzogen wurde.

Den 12. Mai passirten wir auf einer Schiffsbrücke die ungeheure Weichsel, und die ganze Division blieb in der Gegend von Marienwerder, um den Kaiser zu erwarten, vor welchem dieselbe die Revue passiren sollte. Die vier Schweizerregimenter bildeten eine prächtige Front. Der Kaiser kam nicht, und wir bezogen nun rückwärts gegen Königsberg neue Kantonnemente, wo man zu unserer größten Freude Deutsch redete. Am 13.[1]) verließen wir unsere Kantonnemente, marschirten sehr streng und kamen den 15. bei Wehlau an, wo wir von dem Kaiser gemustert werden sollten. Das ganze Armeekorps war versammelt, allein vergebens, denn er kam wieder nicht. Endlich den 18. musterte uns Napoleon bei Jägersburg[2]). Er war in der kleinen

[1]) Im Manuscript Landolt's ist irrthümlich der 9. Mai genannt.

[2]) Hier irrt sich Landolt im Namen; die Musterung fand bei Insterburg statt.

Uniform, das heißt in einem abgenutzten blauen Rock, und ritt ein falbes Pferd; die Revue dauerte beinahe den ganzen Tag und hätte vielleicht noch länger gedauert, wenn nicht ein fürchterliches Donnerwetter angerückt wäre. Sieben Unteroffiziere und Soldaten von unserem Regiment erhielten das Kreuz der Ehrenlegion. Hätte Herr Oberst d'Affry auch Offiziere bei diesem Anlaß dazu vorgeschlagen, so wäre nicht zu zweifeln gewesen, daß auch sie das Kreuz erhalten hätten. Mehrere Avancements fanden noch statt, wobei Herr Hauptmann Imthurn von Schaffhausen zum Chef de bataillon und mein Oberlieutenant Sartori zum aide-major erwählt wurden [1]). Der alte wackere Oberst Raguettli [2]) vom ersten Regiment erhielt an diesem Tage das Kreuz, das er schon früher als ein uninteressirter und als ein wahrer Vater an seinem Regiment verdient hätte. Als wir vor dem Kaiser abdefilirt waren und an einem preußischen Jäger-Regiment vorbeimarschirten, brachte es uns ein Lebehoch, welches wir auch freudig erwiderten, worauf wir in unsere Kantonnemente marschirten.

3. Vom Niemen nach der Düna.

Den 24. Juni passirten wir Morgens in aller Frühe den Niemen unterhalb Kowno, den wir vertheidigt glaubten; allein

[1]) Unter den Zürchern, welche bei diesem Anlaß bedacht wurden, befand sich der erst 28 Jahre alte Hauptmann Hartmann Füßli, der zum ersten Bataillonschef vorrückte.

[2]) Andreas Raguettli von Flims (Graubünden), Oberst des ersten Schweizerregiments, weiland Hauptmann im Regiment Salis (bis 1792), Mitglied der Bündner Militärkommission. Im Februar 1799 wurde er Chef der dritten helvetischen Halbbrigade, welche 1800 der Donau- und hernach der Rheinarmee angehört hat. Am 16. März 1803 war er zum Kommandanten des neu kreirten ersten Schweizerregiments in kaiserlichen Diensten ernannt worden und hatte als solcher den Feldzug in Unteritalien bestanden.

die Russen hatten sich schon zurückgezogen, und nur wenige Kosaken bildeten die Nachhut. Am 26. wurde ich mit meiner Kompagnie als Eskorte zum Reserve-Artilleriepark des 1. Armeekorps beordert, der auf der Straße nach Dünaburg aufgestellt war. In einigen Tagen waren wir eine Stunde davon angelangt und mußten da, wie gewohnt, einen Bivouac beziehen. Ich hatte das Glück, sehr artige und freundliche Chefs bei diesem Park anzutreffen, was die Ursache war, daß sich meine Leute mit den französischen Kanonieren und Trainsoldaten auf einem freundschaftlichen Fuße befanden, und was auch unsern schweren Dienst desto angenehmer machte. Von da aus mußten wir, wie immer, da wir keine Rationen erhielten, Fourrageurs aussenden, welche uns dann Ochsen und Branntwein einbrachten. Um aber alle Unordnung und Plünderungen zu verhindern, mußte immer einer unserer Offiziere mitgehen, der für Alles verantwortlich war; kam er mit Lebensmitteln zurück, so wurde die Distribution vorgenommen wie in der Garnison.

Den 29. Abends marschirten wir mit unserem Bivouac nach Wilkomir ab, wo wir am folgenden Tag bei guter Zeit ankamen, wie gewohnt hinter dem Flecken unser Geschütz auffuhr und wir unsere Posten aufstellten; zu gleicher Zeit rückten mehrere Bataillone Infanterie und mehrere Escadrons Kürassiere im Flecken ein. Am folgenden Tag, Abends zwischen 6—7 Uhr, wollten die Kürassiere ihre Pferde in dem nahe gelegenen Bach tränken, als auf einmal wie ein Blitz eine ziemliche Anzahl russischer leichter Kavallerie über sie herfiel; allein die Kürassiere zogen ihre Säbel, und unterstützt von Infanterie, jagten sie die Russen zurück und nahmen ihnen noch mehrere Gefangene ab. So war auch unser Park, der während des Lärmens aufgefahren war, zur Vertheidigung bereit; allein da wieder Alles ruhig war, wurde Jeder wieder in seine Ruhestätte geschickt. In dieser nämlichen Nacht kam ein starkes Donnerwetter, von einem solchen

Wolkenbruch begleitet, daß wir gegen Morgen ungeachtet unserer guten barraques halb im Wasser lagen und davon erwachten. Um uns zu tröcknen (da der Regen immer noch in Strömen fortdauerte) und aus Mangel an Holz nahmen wir den ersten besten Bauernwagen und machten damit Feuer an, welches uns dennoch nicht tröcknete, bis wir in den Flecken kommen konnten, wo ich bei einem Bäcker durch unsere Leute Brot backen lassen konnte.

Den folgenden Tag marschirte das zweite corps d'armée durch Wilkomir, um 2 Stunden vorwärts den Bivouac zu beziehen; indessen sah ich Niemand von unseren Bekannten; diese hatten eine andere Straße eingeschlagen [1]). Da ich das Glück hatte, mehrere große Fässer Branntwein für unser Regiment zu erhalten, so übernahm ich die Eskorte selbst und machte damit große Freude, denn er war ziemlich selten in ihrem Bivouac. Am 2. Juli marschirten wir wieder mit unserer großen Karawane vorwärts, und nach mehreren Tagemärschen wurde Halt gemacht, wobei wir beinahe alle Tage von herumschweifenden Abtheilungen von Kosaken geneckt und beunruhigt wurden, so daß wir weder bei Tag, noch bei Nacht Ruhe hatten und immer auf unserer Hut sein mußten. Sehr oft ohne Lebensmittel, hin- und hergezogen, wurden wir endlich durch ein portugiesisches Bataillon abgelöst, und so verließen wir den Park und kehrten mit Freuden zu unserem Regiment zurück. Wie ich schon oben gesagt: während der ganzen Zeit, da ich mit meiner Kompagnie beim Park war, wurden wir von dem Herrn Oberstlieutenant der Artillerie und seinen sämmtlichen Offizieren mit der größten Achtung und Freundschaft behandelt; so gerne wir wieder bei unseren Kameraden waren, so schieden wir dennoch sehr ungerne

---

[1]) In den Souvenirs de Abraham Rösselet (von Twann), publiés par R. de Steiger (Neuchâtel 1857), S. 159, sind als Etappen von Wilkomir nach Dünaburg die Ortschaften Schemidky, Uzany, Antolepty und Kalkunen genannt.

von diesen braven Leuten, die wir seitdem nicht mehr sahen, indem sie zur großen Armee kamen.

Bis zum 22. Juli gab es nichts Bemerkenswerthes, als daß wir sehr starke und beschwerliche Märsche hatten; allein an diesem Tag kamen wir gegen die Düna [1]), wo wir diesseits Drissa in ein von den Russen verlassenes, ungeheuer verschanztes Lager einrückten. Gleich bei meiner Ankunft in diesem Lager wurde ich mit meiner Kompagnie auf eine Rekognoszirung gegen ein Dorf diesseits der Düna beordert, wo die Russen mehrere Kompagnien Jäger und eine Escadron donischer Kosaken hatten; eine Brücke über die Düna hinter dem Dorf unterhielt die Kommunikation des Dorfs mit dem in Drissa stehenden ziemlich starken russischen Korps. Nach meinem Anrücken gegen das Dorf gaben die Russen Feuer. Die zweite Hälfte der Kompagnie ließ ich ungefähr 100 Schritte hinter mir stehen, wo sie im Nothfall in einer ausgemachten viereckigen Redoute Posten fassen und uns aufnehmen konnte. Mit der ersten Hälfte formirte ich eine Kette links auf 5 Schritte Distanz. So blieb ich ungefähr eine Stunde, ohne vorrücken zu können, auf weitere Befehle hin stehen, bis man mir anzeigte, daß Kavallerie auf dem rechten Flügel anrücke. Sogleich ließ ich die Masse auf den rechten Flügel formiren. So erwartete ich die Reiter, welche mit einem fürchterlichen Lärm heransprengten. Als sie ungefähr auf 80 Schritte angerückt waren, ließ ich das Gliederfeuer machen, worauf sie sogleich umkehrten; indessen hatten sie 2 Mann und ein Pferd verwundet, was mich glauben machte, daß meine Leute zu hoch angeschlagen hätten; auch ich hatte einen leicht Verwundeten. Die Russen,

---

[1]) **Diese Notiz ist insofern unrichtig, als die vier Schweizerregimenter bereits am 13. Juli gegenüber Dünaburg die Düna erreichten; dem linken Ufer entlang über Druja aufwärts marschirend, kamen sie erst in den Bereich der von Landolt erwähnten Ortschaft Drissa.**

die im Dorf waren, zogen sich singend über die Brücke zurück. Ich wurde durch eine Kompagnie Kroaten abgelöst und mußte auf ihrem linken Flügel während der Nacht Vorposten gegenüber dem Dorfe aufstellen, da wieder eine Abtheilung Infanterie und Kosaken das Dorf besetzte und auch ihrerseits Vorposten ausstellte. Den 23. sollten wir die Festungswerke des Lagers demoliren; allein es wollte gar nicht gehen, indem unsere Leute wegen Hunger und Diarrhoe, welche in der ganzen Armee hauste, zu sehr abgemattet waren und sich Offiziere und Soldaten mit Mühe auf den Beinen halten konnten. Am nämlichen Tag, nach Mittag, passirte der Feind zwei Stunden unter uns die Düna; allein ein Bataillon des dritten Regiments trieb ihn mit Verlust zurück und hatte einen Offizier, Herrn Kunkler[1]), und 7 Mann verwundet. Am 25. brannte der Feind sein Lager und seine Magazine ab und zog sich zurück. Dessen ungeachtet mußten wir des Abends ausrücken und unter den Waffen bleiben, bis die gehörigen Rekognoszirungen und Beobachtungen des Feindes gemacht waren.

Sobald die Berichte eingegangen waren, marschirten wir der Düna entlang hinauf bis nach Disna, wo wir unterhalb des Städtchens den Bivouac bezogen und bis zum 28. blieben. Am gleichen Tag passirten wir den Fluß über eine sehr große Schiffsbrücke und marschirten durch Wälder und unbewohnte Gegenden, wo die meisten Einwohner ihre Hütten (ich will nicht sagen Häuser) verlassen hatten; nur selten fand man eine große Pächterei oder ein mittelmäßiges Landgut, welches unsere Soldaten ein Schloß oder einen Edelsitz nannten, und von dem sie sich zum Voraus alle erdenklichen Lebensmittel und Branntwein versprachen. Aber wie oft fanden sich die guten und hungrigen Leute betrogen, wann sie ohne Erlaubniß sich aus den Gliedern entfernten und

[1]) Viktor Kunkler von St. Gallen, Lieutenant.

in diesen vermeintlichen Schlössern Nichts mehr fanden als die leeren Wände, indem dieselben schon früher beim Rückzug der Russen ausgeplündert worden waren! Bei diesem starken und beschwerlichen Marsch blieb Herr Heinrich Escher von Zürich, der Kadett in meiner Kompagnie war, zurück; ohne Zweifel starb er an der Diarrhoe, denn niemals konnte ich Etwas von ihm vernehmen.

Am 31. zogen sich die 1. und 2. Division, die den Feind wieder in einer stark verschanzten Position antrafen (Jambowo), mit blutigen Köpfen zurück und hinterließen viele Todte und Blessirte. Am 1. August war unsere Division auf einer kleinen Anhöhe außerhalb des Waldes (Obodarszina) in Schlachtordnung aufgestellt und erwartete da den Feind, der schon unsere Vorposten angegriffen und zurückgedrängt hatte. Sobald der Feind zum Theil aus dem Wald vorgerückt war, wurde eine Frontveränderung vorgenommen, so daß die Infanterie rechts von der Straße Front gegen den Wald machte, die Kürassierdivision [1]) auf unserem linken Flügel auf der Straße blieb. Indem die Infanterie den Wald mit Sturm angriff, setzte die ganze Kürassierdivision auf der Hauptstraße mit verhängtem Zügel gegen den Wald, traf aber in der Mitte desselben auf einen runden Platz, wo 10—12 russische Kanonen aufgeführt waren, welche die schöne und breite Straße bestreichen sollten. Wirklich wurden sie alle miteinander abgefeuert, so daß sie unter Freund und Feind einen großen Verlust verursachten; indessen wurden alle nebst vielen Gefangenen genommen; der russische General Kulnief blieb todt. Unsere Division blieb den ganzen Tag en reserve im Wald bei Siwoszina hinter einem Flüßchen, der Drissa, stehen. In der Gegend, in der wir aufgestellt waren, befanden sich viele verwundete Russen, die wir so gut als möglich verbanden; auch

---

[1]) Doumerc.

theilten wir brüderlich unsere wenigen Lebensmittel mit ihnen. Abends zogen sich unsere 1. und 2. Division, da sie Nichts gegen den Feind ausrichten konnten, zurück, nachdem sie die Hälfte der leichten Artillerie verloren hatten, welche, wie sie aufgefahren war, von dem feindlichen Geschütz demontirt wurde. (Der General Wittgenstein war nämlich den Russen mit seiner ganzen Macht zu Hülfe gekommen).

Am 2. August brachen wir frühe auf und zogen uns bis auf Bielaia, drei Stunden von Polotzk, zurück, wo wir auf dem Scheideweg von Dünaburg und Petersburg Posten faßten; allein auch da blieben wir nicht lange stehen. Indem man vernahm, daß wir durch ein russisches Korps von Polotzk abgeschnitten werden sollten, mußten wir über Hals und Kopf (jedoch in bester Ordnung) nach Polotzk marschiren, wo wir vorwärts der Stadt gegen den Wald die Linie formirten. Am 7. rückten wir wieder auf der Straße von Dünaburg vor, wo wir eine Stunde vorwärts eines Klosters bei Swolna ein Lager bezogen. Die 1. und 2. Division waren nebst einer Abtheilung Kürassiere jenseits . . . aufgestellt. Am 9., Nachmittags um 2 Uhr, sahen wir von den entgegengesetzten Anhöhen die Russen in drei Kolonnen anrücken, worauf wir unter das Gewehr traten und uns in geschlossener Kolonne hinter der ersten Division aufstellten. Unterdessen zogen sich unsere Vorposten plänkelnd zurück, und die feindlichen Kolonnen eilten näher, so daß das Kanonenfeuer sehr stark wurde. Unsere Kürassiere machten mehrere Chargen, wurden aber tüchtig abgewiesen, so daß sie sich diesseits des Flusses aufstellen mußten. Zwischen die Kürassierlinie und uns kam der Artilleriepark zu stehen. Das feindliche Kanonenfeuer nahm stark zu, und die Kürassiere, die nur etwa 150 Schritte vor uns waren, verloren viele Leute; auch kamen viele Kanonenkugeln in und um unsere Kolonnen; auf 10 Schritte von uns wurde unserem

Brigadegeneral Amey das Pferd unter dem Leib todtgeschossen [1]). Gegen 7 Uhr Abends hörte das Feuer auf; allein wir hatten viele Todte und Blessirte.

Am nämlichen Tag stieß ein Korps von 16,000 Mann Baiern unter dem Kommando des Generals von Wrede zu uns, welche einstweilen auf unserem rechten Flügel blieben. Am folgenden Morgen zogen wir uns bis auf das Kloster bei Walintzi zurück, wo wir wieder das Lager bezogen. Der Feind ließ uns da ruhig einige Tage zubringen, ohne uns anzugreifen, was uns um so erwünschter war, als immer noch beinahe der größte Theil der Armee von der Diarrhoe so geschwächt war, daß uns bei jedem Marsch viele Leute zurückblieben und nachher gefangen wurden.

4. Die Kämpfe bei Polotzk [2]).

Am 16. waren wir wieder vor Polotzk, auf unserem Rückmarsch vom Kloster immer von den Russen auf der Ferse verfolgt, indessen nicht beunruhigt, bis wir wieder bei Polotzk Posten

---

[1]) Amey war ein Freiburger (im November 1850 als pensionirter Divisionsgeneral zu Straßburg gestorben).

[2]) In der Darstellung der Kämpfe bei Polotzk finden sich mehrere Versehen, aus denen man schließen kann, daß Landolt bei späterer Aufzeichnung Vorgänge des Monats August mit denen des Oktober theilweise verwechselt hat. Ein solcher Gedächtnißirrthum liegt um so näher, als die Kampftage der beiden Monate fast die nämlichen Daten tragen, wobei die Datirung Landolt's insofern richtig zu stellen ist, als diejenigen des Monats August je um einen Tag rückwärts zu setzen sind, wie an Ort und Stelle später angemerkt wurde. Es ist schon an und für sich auffallend, daß Landolt den Ereignissen vom 17.—18. August eine ziemlich ausführliche Erwähnung widmet, dagegen diejenigen vom 18. Oktober, die doch den Rückzug von Polotzk zur Folge hatten, mit verhältnißmäßiger Knappheit berührt. Die Thatsache aber der stattgefundenen Verwechslung ist geradezu nachweisbar an Hand der Verlustlisten, welche Landolt

gefaßt hatten; dann wurden erst Abends spät unsere Vorposten angegriffen und zurückgedrängt. Herr Oberstlieutenant Bleuler erhielt den Befehl, mit seinem Bataillon vorzurücken; allein er kam nicht zum Feuer, und die Nacht trennte die Streitenden. Am 17. zogen wir in die Stadt zurück, und in Folge eines Mißverständnisses marschirte unser Herr Oberst d'Affry mit unserem Regiment über die Düna hinter die Stadt[1]), und wir blieben hier bei den Equipagen, während man sich vor der Stadt den ganzen Tag sehr hitzig schlug; die übrigen Schweizerregimenter standen auf den Wällen, wo eine Haubitzgranate einige Mann vom zweiten Regiment beschädigte.

---

in Bezug auf den 17. (nach ihm 18.) August anführt. Nicht nur sind die dort angeführten Namen überhaupt ungenau, nach dem Hörensagen aufgezeichnet, sondern es ist auch im Besondern die Liste der getödteten Offiziere chronologisch falsch angebracht; was z. B. den zuerst genannten Hauptmann (Leonhard) Müller aus dem Thurgau, vom zweiten Regiment, anbelangt, so steht soviel fest, daß er am 18. Oktober seinen heldenhaften Tod fand, dessen nähere Umstände uns obendrein ein Regimentskamerad desselben, der Adjutant-Major Bégos (a. unten a. O., S. 90—91), sehr ausführlich darlegt. Gleich verhält es sich auch mit der Verwundung des Obersten von Castella. Auch waren die Offiziere Wilhelm Uhlmann und Jakob Fries unter den Verwundeten aufzuzählen, da sie erst später ihren Wunden erlagen; die Namen Baucher, Hugger und Steiger sind wenigstens in einem Verlustverzeichniß des zweiten Regiments nirgends genannt. Inwiefern auch andere einzelne Angaben zeitlich zu verlegen sind, ist freilich nicht kontrollirbar, aber charakteristisch ist immerhin, daß im Manuscript Landolt's die Karte zur «Bataille du 16, 17, 18, 19 Octobre à Polotsk» auf derjenigen Seite sich eingeheftet befindet, auf der von den Ereignissen des 18. (17.) August die Rede ist.

[1]) Anders lautet das Urtheil des Adjutant-Majors von Schaller (des Vaters des Herrn Ständerath H. von Schaller in Freiburg), der ebenfalls dem vierten Regiment angehört hat. Er sagt: «Le régiment d'Affry avait été envoyé dès le 17 août au-delà de la Dwina pour empêcher l'ennemi de tourner la place en traversant le fleuve aussi large que le Rhin à Bâle» (Vergleiche die Souvenirs d'un officier fribourgeois 1798—1848 par H. de Schaller, conseiller d'état, 2. éd., Fribourg 1890, p. 50). Das Regiment kehrte erst am 18., Abends, in die Stadt zurück.

Den 18. griffen die Russen unsere ganze Linie an. Wir passirten wieder den Fluß. Das dritte und unser Regiment besetzten den Wall; das 1. und 2. Regiment waren auf dem linken Flügel der ersten Linie. Nachdem die Russen rasch herangerückt waren, demaskirte sich unsere Artillerie auf allen Seiten, und wechselweise wurden die einen oder andern zurückgedrängt. Bei dieser Affäre kam ein Kosakenkorps und fiel plötzlich auf unsern rechten Flügel, der in einen panischen Schrecken gerieth und im Galopp der Stadt zueilte, worauf das dritte Schweizerregiment den Befehl erhielt, die Fliehenden mit dem Feind aufzuhalten, was es auch mit vollem Muth erzweckte, so daß es Alles zum Stellen brachte. Unsere Kürassiere hieben mehrere Male ein, nahmen mehrere Kanonen und viele Gefangene dem Feind ab und jagten ihn zurück. Das Schlachtfeld war mit Leichen bedeckt. Das 1. und 2. Regiment haben sich mit Ruhm bedeckt, indem sie gegen einen zehnfach stärkern Feind sich schlugen und dennoch keinen Schritt wichen; indessen waren von 50 Offizieren dieses zweiten Regiments 32 verwundet oder getödtet. Herr Oberst von Castella hat auf die linke Seite eine todte Kugel erhalten, und zwei Pferde sind ihm unter dem Leib erschossen worden. Diejenigen Offiziere, welche getödtet wurden, sind: Herr Hauptmann Müller aus dem Thurgau, Müller von Freiburg, Baucher, Blaser (oder: Glaser?), Arpagnon, Hugger, Steiger, Uhlmann, aide-major, und Fries; tödtlich verwundet: Schnyder von Wartensee, Bundi und Hänsler; leicht verwundet: Oberst Castella, Bataillonschef Füßli, Belmont, Rusca, Deriaz, Tschudi, Boner, Lieutenant Uhlmann (älter), Albiez, Absolu, Chollet, Christ, Girard, Heß, Kramer, Olivier, Itschner [1]). Alle blessirten Offiziere reisten noch am nämlichen Tag nach Wilna ab.

[1]) Von den hier genannten Offizieren sind unseres Wissens Zürcher (nebst Füßli): Heinrich Heß und Johann Itschner, beide Lieutenants im 2. Regiment (statt Arpagnon lies oben: Arpagaus).

Am folgenden Tag, als dem 19. August, Nachmittags, wurde allen Truppen befohlen, auf den ersten Wink bereit zu sein; unsere Regimenter, mit Ausnahme des ersten, wurden auf den ersten Wall gestellt [1]). Die ganze Artillerie rückte um 1/24 Uhr Abends mit der Infanterie und Kavallerie vor die Stadt und wurde ganz nahe beim Hauptquartier des Generals Wittgenstein aufgefahren, und in dem Augenblick, als die russische Armee Lebensmittel faßte, ward ein so fürchterliches Kanonenfeuer gegen das Haus des Generals gerichtet, daß es sogleich in Flammen gerieth und er sich nur in aller Eile zu Fuß flüchten konnte, worauf dann die Schlacht anging. Alle Batterien begannen nun ihr Feuer auf beiden Seiten, und unsere mußten mehrere Male sich ein wenig zurückziehen, rückten aber vereint mit den tapfern Baiern wieder vor. Von dem hohen Wall, worauf wir als Reserve stehen mußten, konnten wir beide Armeen und ihre Manöver deutlich sehen, erhielten aber eine Menge Kanonenkugeln und Haubitzgranaten, welche letztere in den nahe hinter uns stehenden Häusern zersprangen; jedoch brach dieses Mal kein Feuer aus [2]). Auf dem rechten Flügel standen die Baiern; sie marschirten in geschlossenen Carré's vor- und rückwärts, wie auf

[2]) Auch diese Notiz ist ungenau, wie das Datum, denn nicht nur das erste, sondern auch das zweite Regiment lag am 18. August (statt 19.) vor Polotzk in Reserve.

[3]) Was hier Landolt auf den 19. (resp. 18.) August bezieht, erinnert zu auffallend an eine Stelle der Aufzeichnungen des Lieutenants und nachmaligen Obersten David Zimmerli von Zofingen (vom 3. Regiment), als daß wir diese hier nicht anmerken wollten, denn was hier folgt, verlegt Zimmerli ausdrücklich auf den 18. Oktober, also bestätigend, was wir zu Anfang dieses Abschnitts anmerkten. Nachdem er nämlich erwähnt hat, wie sein Regiment am 18. Oktober gegen 3 Uhr Nachmittags in Polotzk angelangt sei und seine Stellungen auf den Schanzen der Stadt eingenommen habe, fährt er also fort:

„Hinter derjenigen Stelle, die ich mit meiner Kompagnie besetzte, befand sich ein hohes Gebäude und dicht daneben eine als Magazin dienende

dem Exercirplatz. Außer den Regiments-Piecen, die meistens aus 2 Dreipfündern und einer Haubitze bestanden, und den in mehreren Redouten befindlichen Kanonen war unsere Artillerie mit der Kürassierdivision in der Mitte, die Infanterie theils zur Deckung bestimmt, theils dazu, den Russen das Vorrücken auf dem linken Flügel zu verwehren; zwischen dem Ufer der Düna, auf dem linken Flügel der Franzosen, stand unser erstes Regiment nebst dem der Kroaten.

Gegen 8 Uhr, nachdem unsere Armee bald vorwärts, bald rückwärts gezogen war, ohne daß noch Etwas entschieden worden, rückte auf einmal ein russisches Dragonerregiment aus dem Wald gegen den linken Flügel und stürzte sich gerade auf das erste Schweizerregiment und das Kroatenregiment, welche die Carré's formirt hatten, forcirte beide, sprengte vorwärts und verfolgte eine Escadron unserer Dragoner bis unter unsere Kanonen; allein da wurden sie vom 2. und 3. Regiment abgeschlagen und würden weit mehr Leute verloren haben, wenn sie nicht unter die unsrigen gemischt gewesen wären. Jedermann glaubte, daß das 1. Regiment mit den Kroaten durch diese Kavalleriecharge ganz aufgerieben worden sei; allein zu unserer größten Freude zeigte es sich, daß nur eine kleine Anzahl geblieben war [1]). Meine

---

Kirche, welche hervorragenden Gebäulichkeiten einer russischen Batterie als Zielscheibe dienten: wir waren daher während etwa $1^1/_2$ Stunden im eigentlichen Sinn des Worts von Kanonenkugeln umsaust, in passiver Stellung, jeden Augenblick gewärtigend, von einer solchen verstümmelt oder weggerafft zu werden."

[1]) Der hier erzählte Ueberfall wird von einem Offizier des ersten Regiments selbst, vom Hauptmann Rösselet, zum Theil gleichartig, dargestellt (a. a. O. S. 163):

«Un escadron des chevaliers — gardes russes, qui se trouvait en colonne serrée et masqué par un petit bois, déboucha tout d'un coup, se déploya et fit une brillante charge sur une des nos colonnes. La brigade chargée de la soutenir s'avança, mais ne put résister à ce choc inattendu, tourna les dos et s'enfuit en désordre, si bien que

Kompagnie erhielt in diesem Augenblick Befehl, auf die andere Seite der Polota, wo jenseits des Abhangs mehrere Häuser standen, die russische Kavallerie in die Flanke zu nehmen, was glücklich vollführt wurde; sie zog sich schleunigst zurück, worauf auch unser Centrum wieder vorrückte. Mein linker Flügel war an das ziemlich steile Ufer der Düna gelehnt, so daß ich im Nothfall, von der Kavallerie gedrängt, mich ohne Gefahr, chargirt zu werden, auf das zweite Regiment zurückziehen konnte; allein Alles ging bei uns nur mit entgegengesetztem Plänkeln ab, bis die Nacht einbrach; dann rappellirten die Russen, und damit hörte das Feuer auf. Meine Kompagnie mußte die ganze Nacht auf Vorposten und mithin immer unter dem Gewehr bleiben. Als der Tag anbrach, sahen wir zu unserem größten Erstaunen keine Russen und keine Armee mehr. In der Nacht vom 19. auf den 20. (corr. 18./19.) August zog sich dieselbe so still und ruhig auf der Straße von Petersburg zurück, daß wir nicht das Geringste davon bemerkten.

Das ganze Schlachtfeld war mit Todten und Verwundeten, zersprungenen Pulverwagen, verbrannten Pferden, demontirten

---

notre brigade, composée des 1. et 2. suisses, qui étaient en réserve, ne put tirer un coup de fusil dans la crainte d'atteindre nos troupes, qui arrivèrent sur nous, pêle-mêle avec les Russes (also ist nicht das erste Schweizerregiment überfallen worden, wie Landolt sagt). . . . Un mouvement prompt rétablit cette malheureuse affaire. Il fut exécuté par notre 4. régiment de cuirassiers et quelques compagnies de voltigeurs, entre autres celles du 3. régiment suisse . . ; La nuit fit cesser ce combat.»

Daß das 1. und 2. Schweizerregiment zusammen operirten, beweisen auch die Souvenirs des Campagnes du lieutenant-colonel Louis Bégos (Lausanne 1859), der über den 18. August sich kurz und knapp also äußert (p. 83): «Le 18 août l'armée française reprit ses avantages, et le 1er et 2me régiments suisses en eurent l'occasion au moment où la cavalerie russe culbutait quelques bataillons français, de rétablir l'ordre par leur sang-froid et leur intrépidité», u. s. f.

Kanonen u. s. w. bedeckt. General Gouvion St. Cyr war am Fuß verwundet, und zwei bairische Generale waren getödtet (der eine war General Deroi), welche wir einige Tage nachher bei einer Kirche, eine halbe Stunde vorwärts Polotzk, militärisch begruben (rechts von der Polota).

Am 20. (corr. 19.) in aller Frühe wurden Rekognoszirungen auf alle Seiten ausgesandt [1]), welche rapportirten, daß sich General Wittgenstein bis auf 7 Stunden zurückgezogen habe, worauf sogleich von allen Bataillons Detaschemente ausgezogen wurden, um die Todten zu begraben und die Verwundeten in die Stadt zu bringen; diese letzteren wurden in das Spital und mehrere Kirchen getragen, welche aber nicht hinreichten, sie unterzubringen; was von diesen Unglücklichen transportabel war, wurde nach Wilna abgeschickt. Schon in Polotzk hatten die Aerzte wenig oder gar keine Verbandsachen mehr, und Tausende der schwer Verwundeten wurden entweder vier oder mehr Tage nicht, oder auch gar nie verbunden, was meistens daher rührte, daß diese Aerzte mehr auf den Transport ihrer eigenen Sachen bedacht waren als darauf, die nöthigen chirurgischen Verbandsachen in ihren Mantelsäcken mitzunehmen, wozu ihnen die Regierung doch Pferde bewilligte. Eine kleine Schilderung unseres Bataillonsarztes Fischlin von Dießenhofen wird hier nicht außer dem Wege sein [2]). Unter dem Titel „Für die Kranken und Blessirten" faßte er alle Tage eine oder mehrere Bouteillen Fruchtbranntwein. Da derselbe übrigens selten und für die Soldaten zu theuer war, so konnte sich der Soldat, welcher den Fischlin bediente, nicht enthalten,

---

[1]) Unter den zur Verfolgung ausgesandten Truppen befanden sich auch die Voltigeurs des ersten Schweizerregiments, kommandirt von Rösselet, von welchen bei diesem Anlaß 9 Mann verwundet wurden.

[2]) Wie sich der Chirurg-Major Fischlin bereits in Portugal benommen, siehe in des Herausgebers „Geschichte der Schweizertruppen" ꝛc., I, 484—486.

bisweilen diesen Bouteillen zuzusprechen, was der Doktor merkte, ohne aber bestimmt zu wissen, wer es war. Um sich nun des Branntweindiebes zu vergewissern, goß er Opium in eine dieser Flaschen und ließ sie am gewohnten Ort stehen, so daß sie der arme Teufel finden konnte. Diese feine List wirkte so wohl, daß der unberufene Mauser am gleichen Tag verschied. Dies machte freilich bei Jedem einen fatalen Eindruck, so daß Herr Oberst d'Affry sich genöthigt sah, seinen Liebling, den Herrn Doktor Fischlin, für ein paar Tage in Arrest zu setzen. Hingegen hatten wir zu gutem Glück noch einen Unterarzt, Namens Umholz, von Riesbach, Kantons Zürich. Dieser gab sich sehr viele Mühe, verband unsere meisten Verwundeten und war überhaupt deßwegen sehr geachtet.

Am vierten Tag nach der Schlacht bei Polotzk wurde meine Kompagnie beordert, vor der Stadt die Todten zu begraben, und deßwegen ritt ich mit einem unserer Offiziere auch in diese Gegend. Ungeachtet daß es schon der vierte Tag nach der Schlacht war, war dennoch die ganze Gegend mit Leichen und mitunter mit Verwundeten bedeckt. Eine ganze französische Grenadierkompagnie von circa 80 Mann nebst ihren Offizieren lag todt auf einem Haufen; diese Kompagnie hatte sich lange in Masse gegen ein russisches Dragonerregiment vertheidigt, und da sie keine Hülfe erhalten und sich verfeuert hatte, war sie von demselben überwunden und zusammengehauen worden; ringsum waren todte Pferde und Dragoner. Nicht ferne von dieser Stelle war meine Kompagnie, wie gesagt, damit beschäftigt, die Todten zu begraben. Während wir hingehen wollten, rief uns ein in seinem Blute liegender russischer Dragoner. Als wir hinkamen, sahen wir mit Entsetzen, daß ihm eine Kanonenkugel den rechten Schenkel von der Hüfte weggerissen hatte; aber ungeachtet des großen Blutverlustes und viertägigen Fastens konnte er mit ziemlicher Kraft die Bitte äußern, in das Spital gebracht zu werden, was ich

ihm versprach; sogleich befahl ich einem meiner Unteroffiziere, wenn die Kompagnie in die Stadt zurückkehren würde, diesen Dragoner mitzunehmen; es geschah auch, und der Dragoner lebte dort noch mehrere Tage[1]).

Da die russische Armee so weit von uns entfernt war, daß wir nun ruhig sein und unserer Gesundheit Rechnung tragen konnten, so logirten wir uns in die von den Einwohnern verlassenen Häuser; beinahe alle Kompagnien unseres Regiments waren auf oder um den großen Platz herum einquartiert. Herr Hauptmann Bleuler, Herr Lieutenant Orell, Herr Lieutenant Kratzer[2]) und ich logirten neben dem schönen Jesuitenkloster im Posthaus, waren da allein Meister und ziemlich bequem, d. h. unter einem guten Dach und auf dem Stroh. Einer unserer Bedienten mußte die Küche besorgen, während die andern auf Zugemüse ausgeschickt wurden, denn Rindfleisch hatten wir immer im Ueberfluß; dazu fehlte jedoch manchmal das Salz, welches bisweilen durch Schießpulver ersetzt wurde. Seit einiger Zeit hatten wir auch das Brot entbehren müssen; auch das erhielten wir jetzt täglich, indem unser General Gouvion St. Cyr in einem Armeebefehl das Marodiren bei Todtschießen verbot und zugleich alle benachbarten Landbewohner aufforderte, Früchte (Korn) in die Stadt zu bringen, was so gut von Statten ging, daß in kurzer Zeit die ganze Armee täglich mit Brot versehen war. Eine unweit von Polotzk gelegene, dem Jesuitenkloster gehörende Wassermühle und alle brauchbaren Handmühlen waren Tag und Nacht mit Mahlen, und alle Bäckereien mit Brotbacken beschäftigt. Am 28. August rückte man Morgens um 10 Uhr aus und marschirte auf ein großes, eine halbe Stunde von der Stadt

---

[1]) Schumachers Tagebuch gedenkt der entsetzlichen Corvée ebenfalls.

[2]) Heinrich Bleuler und Orell von Zürich, Johann Friedrich Kratzer von Bern.

entferntes Feld und formirte ein offenes Carré. Hierauf brachte ein Detaschement Gendarmen ungefähr 12—15 französische Marobeurs, welche sogleich im Angesicht der ganzen Armee erschossen wurden. Zugleich wurde jedem Regiment angezeigt, daß das Nämliche jedem Militär begegnen werde, wenn er auf dem Plündern oder außerhalb des Korps ertappt werden sollte, und man hielt Wort, denn alle Tage wurden solche Unglückliche aus allen Korps hier eingebracht, ohne weiteren Prozeß durch ein Detaschement abgeführt und, wie die ersteren, erschossen. So grausam die strenge Justiz zu sein schien, so war es durchaus nicht mehr möglich, ohne diese Maßregeln solche Leute, die sich immer vermehrten, zu ihren Korps zurückzubringen. Manchmal waren Hunderte solcher Leute beisammen, die immer hinter der Armee plünderten und mordeten; wenn sich die Armee zurückziehen mußte, so packten sie wieder auf, raubten Alles, was ihnen gefiel, und machten erst dann Halt, wenn die Armee stehen blieb. Auf diese Art fanden wir in allen Dorfschaften und Flecken, wo diese Leute durchgezogen waren, nicht nur keinen einzigen Einwohner mehr, sondern es waren auch durchaus keine Lebensmittel mehr zu finden.

Da die Jagd in der Gegend von Polotzk sehr reich an Hasen, Birkhühnern, Schnepfen, Enten, Feldhühnern u. s. f. war, so erhielt ich, da wir durchaus Nichts zu thun hatten, die Erlaubniß, zu jagen, und wirklich schoß ich soviel, daß ich meinen Kameraden außer unserem Ordinäre damit dienen konnte. Das hatte zur Folge, daß mich Herr Oberst d'Affry des gewöhnlichen Polizeidienstes entließ und mich auf die Jagd beorderte, wohin mich öfters Herr Oberstlieutenant Imthurn und Herr Hauptmann Bleuler begleiteten[1]). Ganz allein von meinem treuen Hühnerhund begleitet, ging ich bis auf zwei Stunden von Polotzk in den Wald hinein, wobei ich manche schöne Gegend kennen

[1]) Aehnliches erzählen auch Bégos (a. a. O., S. 85—86) u. A.

lernte. Mitten in diesen unabsehbaren Wäldern fand ich öfters sehr artige Bauernwohnungen, von Feldern und Wiesen umgeben. Erstere waren meistens verlassen, und deren Bewohner hatten sich auf eine kleine Entfernung mit ihrem Vieh in den Wald geflüchtet. Oefters traf ich ganze Familien an, die mich übrigens sehr höflich behandelten und mir bisweilen Milch und Honig anerboten, insonderheit, wenn sie hörten, daß ich kein Deutscher und kein Franzos sei. Bis zum 16. Oktober, zu welcher Zeit sich unsere ganze Armee von der fatalen Diarrhoe gänzlich erholt hatte, genossen wir in Polotzk und Umgegend die größte Ruhe und Frieden.

Am 16. Oktober Nachmittags war ich eben auf der Jagd unweit der Hauptstraße gegen Wilna und hörte in der Richtung von Drissa, wo die Baiern standen, ein starkes Musketenfeuer, das von einer tüchtigen Kanonade begleitet wurde. Da ich nicht wußte, was dieses Feuern bedeuten sollte, so ging ich mit geschwindem Schritt nach Polotzk, wo noch Niemand Etwas davon wußte. Auf dem Platz traf ich unsern Herrn Obersten d'Affry an, dem ich von dem Gehörten Rapport abstattete, worauf er sogleich dem Marschall St. Cyr davon Anzeige machte. Es war ungefähr Abends um 4 Uhr, als eine reitende Ordonnanz dem Herrn Marschall die Anzeige überbrachte, daß die Russen die Baiern angegriffen hätten, allein erstere mit Verlust zurückgedrängt worden seien. Am folgenden Tag erhielten wir Berichte, daß das Bataillon Weltner [1]) vom dritten Schweizerregiment, welches 7 Stunden vorwärts gegen Smolensk detaschirt war, von den Russen angegriffen worden sei und sich zurückgezogen habe. Wirklich langte es gegen Mittag in Polotzk an, nachdem es ziemlich

---

[1]) Hieronymus Weltner von Solothurn wurde im November des Jahres 1808 zum Bataillonschef ernannt. Der Zusammenstoß fand bei Cotiani statt.

viele Leute verloren hatte. Es dauerte nicht lange, so hörte man in der nämlichen Richtung eine starke Kanonade und Gewehrfeuer, und allmälig langten Verwundete von allen Waffen an. Die Franzosen zogen sich nach und nach gegen Polotzk zurück und hielten ihren rechten Flügel an die Düna und den linken an die Polota.

Die Russen debouschirten, langsam vorrückend, aus einem Wald links von der Straße gegen Smolensk und pflanzten in der Mitte ihrer Front auf einer Anhöhe eine Batterie von circa 20—25 Kanonen auf, die meisterlich zu feuern anfingen; mehrere Kavallerieangriffe fanden statt, allein ohne Erfolg, und das Feuern dauerte bis in die Nacht.

Am 18. in aller Frühe wurde wieder angegriffen. Bald zogen sich die Russen ein wenig zurück, und bald die Unsrigen. Gegen Mittag rückte wieder eine neue Kolonne unter dem Kommando des Generals Wittgenstein, auf der Straße von Petersburg herkommend, gegen uns an, so daß wir von drei Seiten angegriffen waren. Mit abwechselndem Glück wurde geschlagen, und das Feuer dauerte Tag und Nacht fort.

Am 19., Nachts um 12 Uhr, erhielt unser Regiment, das bis dahin immer auf dem großen Platz in Bereitschaft gestanden, den Befehl, gegen die Brücke (welche über die Polota führt), zu marschiren und dieselbe, koste es, was es wolle, zu vertheidigen. Die Russen waren dicht an der Brücke und im Begriff, zu stürmen. Die Grenadierkompagnie Bleuler vertheidigte die Brücke hinter einem spanischen Reiter und ließ den Feind mehrere Male so nahe kommen, daß kein Schuß fehlte und die Russen immer mit großem Verlust zurückweichen mußten. Ein Theil unseres Regiments war auf dem rechten Flügel der Grenadierkompagnie und meiner auf dem linken derselben, alle längs dem Ufer der Polota, deren Ufer sehr hoch waren. In dieser Stellung wurde bis 1/22 Uhr unaufhörlich gefeuert, und wir hatten auch schon ziem-

lich viele Todte und Verwundete; unter ersteren war der Feldweibel Weber von Zürich. Endlich erhielten wir den Befehl zum Rückzug, da die Russen in unserem Rücken in die Stadt gedrungen waren.

In bester Ordnung zogen wir uns auf den großen Platz und von da gegen die Düna zurück. Meine Kompagnie deckte den Rückzug. Die Russen verfolgten uns Schritt für Schritt, und während wir beim Zurückziehen das Gassenfeuer machten, marschirten mehrere Pelotons Russen an uns vorbei, ohne daß wir sie oder sie uns in der Dunkelheit erkannten. Kaum waren wir an der unteren Schiffsbrücke angelangt, wurde wieder ganze Wendung gemacht, um in die Stadt zurückzukehren, eine zurückgebliebene Voltigeurs-Kompagnie der Kroaten zu retten. Im Sturmschritt hatten wir beinahe die Anhöhe erreicht, als uns eine französische Batterie jenseits der Düna für Russen hielt und uns mehrere Kartätschenschüsse nachsandte, die aber glücklicher Weise über uns herflogen und Niemand trafen, worauf wir uns unverrichteter Sache zurückzogen und über die Brücke marschirten, die auch sogleich zerstört wurde [1]). Links vom Ufer der Düna marschirte unsere ganze Armee, Front gegen Polotzk, auf. Bei diesem Rückzug hatten wir nebst vielen andern Unteroffizieren und Soldaten einen ausgezeichnet guten Offizier, nämlich meinen Unterlieutenant, Herrn Kratzer von Bern, verloren [2]), der beim

[1]) Wie Landolt hier den Rückzug schriftlich darlegt, pflegte er ihn später in Zürich im Freundeskreis gesprächsweise zu schildern: „Ich behielt die Kompagnie beisammen und zog durch die brennenden Gassen der Brücke zu, indem ich ganz einfach das Gassenfeuer (feu de chaussée) machen ließ, gerade so, Ihr Herren, wie wir es hier im Schützenplatz beim Exerciren machen. So hielt ich mir die Russen vom Leibe und zog über die Schiffsbrücke ab, welche gleich hinter uns abgebrochen wurde.“ (Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft, 1873, S. 13).

[2]) In der That Unterlieutenant und nicht Lieutenant, wie Landolt S. 174 ihn selbst nannte.

Rückzug durch den Schenkel geschossen wurde und in Polotzk an der Wunde starb. Mit Tagesanbruch (den 20.) fing die feindliche Artillerie von verschiedenen Punkten der Stadt aus ihr Feuer an; es wurde sogleich von der unsrigen, die sich schon Abends zurückgezogen hatte, tüchtig beantwortet. Es dauerte bis gegen Mittag, worauf dann eine ziemlich starke Abtheilung Kosaken oberhalb der Stadt über die Düna setzte, um uns in die rechte Flanke und in den Rücken zu fallen; sie wurden aber mit großem Verlust zurückgejagt, so daß wir Ruhe hatten und in aller Ordnung Abends um 4 Uhr unsern Rückzug antreten konnten.

5. Uebergang über die Beresina.

Wir marschirten die ganze Nacht hindurch auf der Straße von Wilna durch Wälder und durchschnittene Gegenden, wo wir gegen Morgen auf einer andern Straße links bogen, jedoch ohne verfolgt zu werden. Auch Herr Oberst Bleuler, der die Gefangenen eskortirte, kam glücklich in Wilna an, wo er bis zum Dezember blieb. Am folgenden Tag kamen wir nach Uschatz, einem ziemlich großen Flecken, vor welchem unsere Division den Bivouac bezog. Die Kürassierdivision mit einer Batterie bildete unsere Nachhut; sie hatte ungefähr zwei Stunden hinter uns Posten gefaßt und ihre Vorposten aufgestellt. Am 22., Morgens in aller Frühe, hörten wir eine heftige Kanonade hinter uns. Auch dauerte es nicht lange, bis Berichte einkamen, daß unsere Nachhut angegriffen sei und sich auf uns zurückziehe, worauf wir auch unter das Gewehr treten mußten. Mehrere Stunden standen wir unter dem Gewehr, ohne einen einzigen Russen zu sehen, als unser Herr Oberst auf einmal den Feind vor uns in Linie wollte aufmarschiren sehen. Da ich eben in seiner Nähe war und Niemand sah, so ersuchte ich ihn, mir auch diese Linie zu zeigen, und zu meinem größten Erstaunen deutete er mir auf

einen großen Lattenhag, der ungefähr 600—800 Schritte vor uns war. Ungeachtet daß ich ihm versicherte, daß es Nichts mehr und Nichts weniger als ein großer Lattenhag sei, über welchen ich diesen Morgen gestiegen, wollte er durchaus den Feind sehen. So anerbot ich mich, ganz einzig dahin zu gehen, um ihm meine Aussage zu beweisen; allein zum Glück kamen noch mehrere Offiziere dazu, welche mir beistimmten. Beinahe der ganze Tag wurde mit Manövriren und Frontveränderungen zugebracht, jedoch ohne daß man einen Feind sah; mit einbrechender Nacht zog man sich wieder zurück und marschirte die ganze Nacht hindurch.

Nach mehreren Tagen kamen wir nach Czasniki, einem großen und schönen Flecken, vor welchem wir, wie gewohnt, das Lager bezogen. Da dieser noch ziemlich wohlhabende Flecken uns Lebensmittel verschaffen konnte, so hatten wir Hoffnung, einige Zeit hier ausruhen zu können; allein es war anders beschlossen, denn am folgenden Morgen zogen wir uns hinter den Flecken auf eine fast unabsehbare Ebene zurück, wo wir stehenden Fußes die Russen erwarteten, die auch Nachmittags anrückten, sich jedoch vor uns über Schußweite in die Linie aufstellten.

Zu dieser Zeit rückte das 9. Armeekorps unter dem Kommando des Marschalls Viktor an und stellte sich in die zweite Linie, jedoch so nahe, daß wir einander begrüßen konnten. Es waren nämlich meistens badische und würtembergische Regimenter dabei, die uns Schweizer alle durch die deutsche Sprache herzlich erfreuten. Während der ganzen Nacht fiel nichts Bedeutendes vor, als daß unser Herr Oberst am Vorabend Spitalbillets an mehrere Offiziere, welche keineswegs krank waren, austheilen ließ, die auch sogleich abreisten und entweder gar nicht mehr gesehen wurden, oder erst im Depot wieder zu uns kamen. Am Morgen mit Tagesanbruch ging das Kanoniren auf beiden Seiten an. Nachdem das Feuer ziemlich stark gewesen war, erhielt unsere Brigade

(wobei die vier Schweizerregimenter und die Kroaten waren [1]), den Befehl zum Rückzug, worauf wir am 31. Oktober durch das 9. Korps ersetzt wurden; das 9. Korps befand sich nun in der ersten, und das 2. Korps in der zweiten Linie. Als Reserve wurde unsere Brigade hinter einem kleinen ravin und dem Fluß Lukomlia aufgestellt, und so standen wir den ganzen Tag, ohne einen Schuß zu thun; indessen flogen bisweilen Kanonenkugeln bei uns vorbei. Eine solche flog durch meine Kompagnie und warf einen meiner Voltigeurs über den Haufen, jedoch ohne ihn stark zu beschädigen, indem sie ihm zwischen den Beinen hindurch ging, nur den Kaput zerriß und eine kleine Kontusion zurückließ. Gröber machte sie es mit einem unserer Marketender, der ungefähr 100 Schritte hinter unserer Linie war, wo gerade unser Herr Oberst ein Gläschen Schnaps nahm, indem sie ihm den Kopf rein abschlug, worauf sich dann die Gäste entfernten und an ihre Plätze zurückkamen.

Das 9. Korps unter dem Kommando des Marschalls Viktor schlug sich den ganzen Tag meisterhaft. Bald mußte es sich auf uns zurückziehen, bald rückte es wieder vor; allein bis spät in die Nacht hinein fand dennoch nichts Entscheidendes statt. Mit einbrechender Nacht zogen wir uns zurück; die ganze Nacht hindurch war heller Mondschein und herrschte eine fürchterliche Kälte. Nach langem Hin- und Hermarschiren kamen wir endlich in ein Lager in der Gegend von Sienus (?) auf einen ziemlich hohen Berg, wo das ganze 2. Korps aufgestellt war. Eine ganze Woche lang waren wir daselbst ohne Barracken, dem fürchterlichsten Nordwind und dem Hunger ausgesetzt. Ungeachtet daß wir sehr große Feuer machten, konnten wir nicht warm bekommen; indem wir

---

[1]) Seit der Schlacht bei Polotzk am 18. Oktober 1812 bestand die Division Merle bloß noch aus den Brigaden Candras und Amey, und der letztern gehörten nunmehr alle Schweizer nebst den Kroaten an.

auf der Seite des Windes vorne fast verbrannten, erstarrte hinten Alles vor Kälte, und auf der entgegengesetzten Seite blies der starke Wind Jedem die Asche vom Feuer in die Augen, was beinahe die Augen kostete, so daß man mehrere Tage nachher halb blind war. In diesem Lager wurden Propositionen zum Empfang von Kreuzen der Ehrenlegion gemacht, und man versicherte mir, daß ich auch auf dem Etat stehe; allein als die Ertheilung desselben stattfand, fand es sich, daß man an meine Stelle den Hauptmann Schaller von Freiburg gesetzt hatte, der es auch wirklich erhielt, ohne ein einziges Mal im Feuer gewesen zu sein[1]). So wehe mir diese Ungerechtigkeit that, so sehr freute es mich doch, zu sehen, daß dieses Verfahren von allen Offizieren und Soldaten mißbilligt wurde.

Am 22. November langten wir auf ungefähr 3—4 Stunden von Borisow an, wo wir, wie gewohnt, bei einem Dorf den Bivouac bezogen, und wo die Division Dombrowsky zu uns stieß. In dieser und mehreren andern Nächten durften wir, wenn wir nahe am Feind waren, ungeachtet der verdammten Kälte keine Feuer anzünden und auch nicht abkochen. Am folgenden Morgen wurde vor Tagesanbruch in aller Stille ausgerückt und auf der Straße nach Borisow in Kolonne marschirt; unsere Kavallerie nahm eine Straße rechts von uns. Kaum waren wir zwei Stunden marschirt, so war unsere Avantgarde, eine Division Polen unter dem Kommando des Generals Dombrowsky, vom Feind bei dem Dorf Niemanitza an einem von Holz umgebenen Abhang angegriffen, und es zeigte sich, daß es die Avantgarde des Admirals Tschitschakow unter dem Kommando des Generals

---

[1]) Die letztere Behauptung ist unrichtig: am 18. Oktober war Schaller nicht nur im Feuer, sondern er leistete sogar dem Divisionsgeneral Merle mitten im furchtbarsten Kugelregen Adjutantendienste (vergl. die Souvenirs d'un officier fribourgeois, S. 52).

Lambert war; das Hauptkorps blieb noch jenseits der Beresina stehen. Mehrere Kanonen nebst einigen Bataillons rückten zur Verstärkung der Vorhut vor, und das Kanonen- und Gewehrfeuer wurde sehr lebhaft. Als auf einmal unsere Kavallerie den Russen in den Rücken und in die Flanke fiel und die Infanterie mit Sturm die Anhöhe nahm, mußte sich der größte Theil als Gefangene ergeben, und der Rest wurde bis an die Brücke von Borisow verfolgt. Die ganze Affäre hatte keine Stunde gedauert; indessen waren auf beiden Seiten viele Todte und Verwundete geblieben.

Wir marschirten nun, ohne aufgehalten zu werden, gerade auf Borisow zu, und nachdem dasselbe nebst dem Ufer der Beresina gehörig besetzt war, rückten wir ins Lager diesseits des Fleckens. Nachdem wir ein wenig ausgeruht und Alles nach unserem Einrücken bei den Kompagnien in Ordnung gebracht hatten, besahen wir den ziemlich großen und schönen Flecken Borisow und Umgegend, die im Sommer sehr angenehm und fruchtbar sein muß. In allen Straßen fanden wir noch Todte und zertrümmerte Wagen mit ihren Pferden; aber am ärgsten war es an der Brücke selbst, wo die guten Russen die über 300 Schritte lange hölzerne Brücke nahe am Eingang gesprengt gefunden und noch dazu vom Brückenkopf jenseits des Flusses mit Kartätschen niedergeschmettert worden waren und haufenweise todt auf einander lagen.

Bis zum 25. hatten wir ziemlich Ruhe. Allein an jenem Nachmittag vernahmen wir mit Erstaunen die Ankunft des Kaisers Napoleon und des Restes seiner Armee, von deren Schicksal wir noch kein Wort wußten. Theilweise kamen Vorläufer von allen Nationen dieser früher prachtvollen, großen Armee an, welche mehr Gespenstern als Menschen glichen, Leute von allen Waffen und Graden, von Hunger und Strapazen so abgezehrt, daß sie von Jedermann bedauert werden mußten und es auch verdienten. Wirklich langte Nachmittags um 2 Uhr der Kaiser in Begleitung

seines Generalstabs und seiner Garden in Borisow an, und nachdem er die Brücke besehen, schickte er Kavallerieabtheilungen längs der Beresina, besonders gegen Weselowo und Ukoloda, sowohl um einen zum Schlagen einer Brücke tauglichen Uebergangspunkt zu finden, als auch um die Stärke des Feindes auf dem rechten Ufer zu erforschen und zu wissen, ob der Admiral allein sei, oder ob ein anderes russisches Korps sich mit ihm vereinigt habe.

In Borisow mußte man, wie oben gesagt, über eine 300 Schritte lange Brücke unter dem Feuer der auf der Anhöhe befindlichen Batterien defiliren, die einen Halbzirkel bildeten, dessen hohler Umkreis uns entgegenstand. Zu Weselowo waren wohl die den Uebergang beherrschenden Anhöhen auf unserer Seite, aber an dem andern Ufer befindet sich ein Morast, durch den ein langer, schmaler Damm geht. Diese Lage war zum Deployiren, was, sobald man nur ein etwas beträchtliches Korps zu bekämpfen hatte, geschehen mußte, sehr unvortheilhaft. In der That blieb noch ein dritter Uebergang bei Ukoloda; aber nicht nur daß die Straße die Armee mit derjenigen des Marschalls Kutusow in die nämliche Richtung versetzte, führte er sie überdies auf Minsk und verlängerte den Weg nach Wilna um beinahe drei Tage. Es schien, als wenn Napoleon einen Augenblick schwankte, welchen Weg er, wenn er über die Beresina gesetzt haben würde, nehmen sollte; indessen dauerte die Ungewißheit über diesen Punkt nicht lange, denn bald erfuhr man durch die Berichte des Marschalls Viktor, daß General Wittgenstein, beständig der Bewegung des 9. Korps folgend, sich von Czasniki über Czeraia auf Kolopenizi gerichtet habe. Demnach war es gewiß, daß Admiral Tschitschakow allein auf dem rechten Ufer sei, was die Wahrscheinlichkeit gewährte, den Uebergang auf einem Punkt zu erzwingen. Die in der Nachbarschaft von Borisow versammelte Masse der Armee, mit Inbegriff des 9. Korps, gewährte noch eine Gesammtzahl von 80,000 Mann, mit einer zahlreichen Artillerie versehen.

Diese Masse, die sich erst nach dem Uebergang über die Beresina wegen Mangel an Lebensmitteln ganz desorganisirte, würde sich noch mit Muth geschlagen haben und konnte nöthigenfalls beide Uebergangspunkte zugleich bedrohen. Während des 25. fuhr die Armee fort, sich auf den Anhöhen von Borisow zu versammeln, dem Admiral gerade gegenüber, und stellte gleichsam vor den Augen der russischen Truppen eine zahlreiche Artillerie zur Schau, die ihre Stellung bedrohte. Die Bewegung, die man im Flecken Borisow sah, schien einen Versuch auf die Brücke anzudeuten. Zahlreiche Abtheilungen ließen sich am Fluß ober= und unterhalb Borisow blicken. An mehreren Stellen vereinigte man Materialien zum Bau einer Brücke; mit einem Wort: man täuschte den Feind vollkommen, indem er nicht errathen konnte, welches der bestimmte Punkt sei. Wirklich aber schien das Dorf Weselowo, durch welches der Weg von Lepel und Kolopenizi nach Zembin führt, am gelegensten, um Brücken zu schlagen. Der starke Frost, der am 24. nach der Art Thauwetter, das einige Tage gewährt hatte, eintrat, war diesem Unternehmen sehr günstig, da die Moräste selbst für die Kavallerie gangbar wurden.

Am 25., Abends spät, setzte sich der Marschall Oudinot mit dem 2. Korps, dessen Vortrab die Division Dombrowsky bildete, in Marsch; die andern Armeekorps folgten nacheinander; das 9. Korps erhielt Befehl, sich nach Borisow zu begeben. Marschall Viktor, der demnach von Halulizi (?) aus die Hauptstraße zwischen Sosnitza und Niemanitza wieder betreten hatte, traf Abends zu Borisow ein. Auf dem halben Wege wurde in einem großen Dorf ein dreistündiger Halt gemacht; jedoch durfte sich Niemand entfernen, noch Feuer anzünden, was bei jener Kälte kein Spaß war. Die Ursache dieses Haltes war ohne Zweifel unsere Artillerie. Nachher marschirten wir bis an den Ausgang eines Waldes unweit Weselowo, wo wieder Halt gemacht und Feuer angezündet wurde. Kaum hatten wir uns ein wenig

erholt, so kam der Kaiser mit seinem Stab und hieß uns ziemlich unsanft, unsere guten Feuer zu löschen, da sogleich die Artillerie folgte. Nach einer Stunde wurde wieder aufgebrochen und auf den Anhöhen von Weselowo aufmarschirt. Der Kaiser ließ, sowie er in Weselowo ankam, an der Erbauung zweier Brücken arbeiten, die eine für die Wagen und die Artillerie, und die andere für die Infanterie und Kavallerie, beide auf 100 toises von einander entfernt. Zu gleicher Zeit setzten einige Reiter, deren jeder einen Voltigeur hinter sich auf das Pferd nahm, über den Fluß, während 300—400 Infanteristen auf Floßen übersetzten. Nachdem Marschall Oudinot seine Artillerie auf der Anhöhe neben dem Dorf aufgepflanzt hatte, um die Arbeiter zu schützen, entstand eine Kanonade auf ein Detaschement Kosaken, welche auf die jenseits des Flusses aufgestellten Voltigeurs einhieben und auf ein paar russische Kanonen, die, ehe sie feuern konnten, demontirt wurden.

Endlich, Nachmittags um 1 Uhr, als die Garde eingetroffen war, und Napoleon sah, daß General Tschaplitz keine Bewegung machte, um die Arbeit zu hindern, und daselbst die Infanterie, die anfangs oberhalb der sumpfigen Ebene den Brücken gegenüber aufgestellt gewesen war, sich nach dem Wald zurückzog, so befahl er dem 2. Korps, hinüberzumarschiren, und dieses Korps ging unter dem Kommando des Herzogs von Reggio zuerst hinüber. Alle Regimenter hielten gute Ordnung. Napoleon, der das Ufer seit dem frühen Morgen nicht verlassen hatte, stellte sich an den Eingang der Brücke und ließ das Korps defiliren. Die Division Tschaplitz wurde in dem Walde, durch welchen die beiden Straßen nach Weselowo und Borisow gehen, angegriffen und nach einem lebhaften Gefecht hinter Brilowa zurückgedrängt, wobei General Dombrowsky verwundet wurde. Sogleich passirte Napoleon mit seiner Garde und stellte sich auf einer Anhöhe, die sich auf der Straße von Zembin, etwa 300 Klafter von der Brücke befindet, auf.

Das 3. und 5. Korps folgten und erhielten Befehl, den Marschall Oudinot zu unterstützen, der in Brilowa Posten gefaßt hatte, um dem Admiral Tschitschakow, der, wie man vermuthete, dem General Tschaplitz bald zu Hülfe kommen mußte, Einhalt zu thun.

Der Uebergang dauerte die ganze Nacht, da die Brücken mit Materialien, die man in der Eile meistens im Dorfe genommen hatte, gebaut waren und öfters brachen. Am 27., Morgens früh, fuhr die Armee fort, hinüberzuziehen, aber immer langsam, wegen den immerwährenden Ausbesserungen, die man an den Brücken vornehmen mußte. Gegen Mittag kam Marschall Viktor, nachdem er die Division Parthouneaux als Nachtrab in Borisow gelassen hatte, von wo sie erst Abends aufbrechen sollte, mit den Divisionen Däudels und Girard an. Diese beiden Divisionen mußten eine Stellung auf den Anhöhen von Weselowo einnehmen, um den Uebergang der Armee, der beständig fortdauerte, zu decken. Nach Mittag erschien ein Korps Kosaken zu Studentzi (Studianka), woselbst es einige Gefangene machte; dasselbe stieß noch vorwärts bis zum Angesicht der Parks und des Gepäcks, die sich in der Ebene vor dem 9. Korps befanden. Diese Kosaken gehörten zum Vortrab des Generals Wittgenstein, welcher, nachdem er den 26. zu Kostritza angekommen war, erfahren hatte, daß der Uebergang über die Beresina nicht mehr zu hindern sei, seine Bewegung am 27. fortgesetzt hatte, um den Marschall Viktor einzuholen, der, wie er wußte, beauftragt war, den Nachtrab zu bilden. General Parthouneaux brach Abends um 6 Uhr von Borisow auf, um zur Armee zu stoßen, nahm aber, wie es scheint, nachdem er zu Staroi angekommen war, statt des Weges, der auf Bytoze und Grostinitza führt, denjenigen auf Studentzi. Derselbe Irrthum war am Tag vorher dem 3. Korps und dem Park des 2. begegnet. Er befand sich plötzlich mitten unter dem Korps von Platow und von Wittgen-

stein und wurde nebst dem General Beillard, dem Obersten Delaitre, Chef des Generalstabs, und einigen Soldaten gefangen genommen; der Rest der Division unter den Befehlen der Generale Blamont und Lecamus hatte die nämliche Richtung genommen und ward gezwungen, zu kapituliren und das Gewehr zu strecken, an der Zahl ungefähr 3000 Mann Infanterie und zwei schwache sächsische und großherzoglich-bergische Reiterregimenter und drei Kanonen; ein einziges Bataillon, welches als letzter Nachtrab zurückgeblieben war, hatte das Glück, wohlbehalten zu Weselowo anzulangen.

Vom 27. auf den 28. in der Nacht fing der große Park an, über die Brücke zu ziehen. Es verblieben nur noch zwei Divisionen des 9. Korps auf dem linken Ufer. In der gleichen Nacht begann die Unordnung. Einzelne Menschen, Pferde und Wagen kamen in eiligster Verwirrung an, General Eblé (General des Brückenwesens), der sich durch seine Talente und Tugenden Liebe und Bewunderung erworben, und die übrigen Generale konnten keine Ordnung mehr halten; die Fahrzeuge eilten unter unaufhörlichen Zänkereien in 30 bis 40 Kolonnen auf die Brücke zu, wodurch der Uebergang gesperrt wurde. Am 28., Morgens um halb 8 Uhr, stieg bei den kombinirten Angriffen der russischen Heere auf beiden Ufern der Beresina die Unordnung bei den Brücken auf's Höchste und dauerte den ganzen Tag fort. Jeder wollte hinüber, keiner dem andern weichen; Menschen, Pferde und Wagen, unter welche die russischen Kugeln und Granaten fielen, drängten vom Ende der Kolonne nach vorn und bildeten dicht an der Brücke eine Masse von 600—700 Toisen Breite und 150—200 Toisen Tiefe, die wegen der Menge der Pferde und Wagen, die nach allen Richtungen hinaus strebten, sich nicht bewegen konnte.

Am nämlichen Morgen, vor Tagesanbruch, kam der Kaiser mit seinem Generalstab zu uns hervor (wir waren brigadenweise

rechts und links von der Straße in geschlossenen Kolonnen aufgestellt), um eine Rekognoszirung vorzunehmen. Kaum aber war er 400 Schritte vorwärts gegen Stachowa geritten, so kam er ziemlich geschwind zurück und ertheilte uns im Vorbeireiten den Befehl, vorzurücken, da der Admiral Tschitschakow, der am 27. seine Armee vereinigt hatte, von Stachowa heranrückte und bei diesem Dorfe unsere Vorposten angriff. Marschall Oudinot kommandirte uns vorwärts, um seinen Vortrab zu unterstützen. Wir waren keine Viertelstunde marschirt, so hatten wir schon Todte und Blessirte, und nun entspann sich das Treffen mit der größten Hartnäckigkeit auf diesem Punkt. Prinz Poniatowsky mit dem 5. Korps und Marschall Ney mit dem 3. Korps waren hinter dem Marschall Oudinot am Eingang des Waldes von Brilowa aufgestellt und dienten uns als Reserve. Um 12 Uhr kam zu uns eine Division von Poniatowsky zur Verstärkung, da wir schon sehr viel gelitten hatten, und blieb bis Abends auf unserem linken Flügel; sie stand im heftigsten Feuer wie eine Mauer und verlor wenigstens die halbe Mannschaft. Die Garde befand sich zwischen dem Wald und Weselowo, in der Lage, um sowohl den Marschall Oudinot, als auch den Marschall Viktor unterstützen zu können. Das Gefecht dauerte unaufhörlich den ganzen Tag fort in und vorwärts des Waldes von Brilowa, und immer war man nicht weiter als 50—100 Schritte von einander entfernt; alle Augenblicke wurde von der einen oder andern Seite gestürmt, ohne Terrain gewonnen zu haben. General Doumerc vollzog an der Spitze der wackern Kürassierdivision des 2. Armeekorps einen schönen Angriff, dessen Erfolg der war, daß mehrere tausend Gefangene gemacht wurden. Admiral Tschitschakow, der keinen Zoll breit Boden hatte erstreiten können und sich nicht im Stande befand, eine stärkere Anstrengung zu machen, da selbst seine Reserve ins Gefecht gezogen worden war, endete bei einbrechender Nacht den Kampf und suchte ihn Tags darauf nicht zu erneuern.

Marschall Oudinot, General Legrand, General Amey und General Candras waren verwundet[1]), alle Obersten todt oder blessirt, ausgenommen die Obersten der vier Schweizerregimenter, von denen keiner gegenwärtig war; hingegen waren unsere Chefs und Bataillons-Hauptleute und andere Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten meistens todt oder verwundet (wir hatten außer den Verwundeten keine Gefangene). Von meiner Kompagnie Voltigeurs vom 4. Schweizerregiment, welche am Morgen 2 Offiziere und 51 Mann gezählt hatte, blieb am Abend nach der Schlacht noch einziger Voltigeur, der nicht todt oder verwundet war, übrig.

Auf dem linken Beresinaufer wurde Marschall Viktor fast um die gleiche Zeit, wie Marschall Oudinot, angegriffen. Seine Stellung war nicht sehr vortheilhaft. Seine Rechte stützte sich wohl an den Fluß, aber seine Linke war bloßgegeben, und seine Front nicht ausgedehnt genug, um einen da befindlichen Wald zu erreichen, der ihn hätte decken können. Dieser Mangel in in der Stellung wurde durch eine Kavalleriebrigade unter dem Befehl des Generals Fournier verbessert, die links aufgestellt wurde; die Rechte wurde ihrerseits durch eine Batterie der Garde, die jenseits des Flusses aufgefahren ward, vertheidigt. Ungeachtet des großen Mißverhältnisses der Anzahl hielt Marschall Viktor mit wirklichem Heldenmuth das Gefecht aus. General Fournier führte mehrere schöne Angriffe aus, aber endlich mußte er vor der großen Anzahl weichen. Nachmittags um 1 Uhr gelang es dem Feind, Batterien aufzuwerfen, welche die Brücken und mithin jene ganze Masse Menschen und Pferde bestrichen. Ein großer Theil derselben stürzte sich in den Fluß, und die Pferde, welche ohne Führer waren, gingen zu Grunde. Manche retteten sich durch Schwimmen; die Pferde ohne Führer drängten

[1]) Der letztere wurde nicht verwundet, sondern fiel auf dem Platz.

sich in eine nicht zu beseitigende Masse zusammen, und die todten Körper und die zerbrochenen Wagen verrammelten den Zugang zu den Brücken als unübersteigbares Hinderniß. Gegen 5 Uhr hörte das Feuer von beiden Seiten auf; allein das 9. Korps sollte sich während der Nacht zurückziehen; es mußte ihm daher ein Weg geöffnet werden.

General Eblé ließ durch 150 Pontoniers mitten in dem Haufen von Leichen und zerbrochenen Wagen eine Art tranchée machen. Die Fahrzeuge, die man nicht führen konnte, wurden ins Wasser geworfen, die lebenden Pferde in geringer Anzahl über die Brücke geführt, die Leichen auf die Seite geschafft, so daß nur noch die Kadaver der Pferde liegen blieben, wodurch der Weg sehr gesperrt war. Das 9. Korps verließ seine Stellung etwa Nachts um 9 Uhr, nachdem es auf dem linken Ufer einige Posten und eine Nachhut zur Beobachtung des Feindes zurückgelassen hatte. Es zog in guter Ordnung über die Brücken und führte die ganze Artillerie mit sich; zwei Batterien, jede 6 Kanonen stark, setzten unter den Befehlen der Obersten Chopin und Serrurier mit ihren Munitionswagen gleichfalls in der Nacht vom 28. auf den 29. über den Fluß. Am 29., Morgens um 1 Uhr, befand sich das ganze Korps auf dem rechten Ufer, mit Ausnahme einer schwachen Nachhut, und Niemand zog mehr über die Brücken. Gleichwohl blieb noch eine große Anzahl Verwundeter und Kranker, bei der Armee angestellte Weiber, Kinder, Regimentsquartiermeister mit ihren Kassawagen, Marketenderinnen, einige bewaffnete, aber abgemattete Soldaten, endlich ein Haufen Einzelner mit ihren Pferden und Vorräthen auf dem linken Ufer zurück. Hätten diese Leute ihre Pferde und Wagen zurückgelassen, so wären sie alle auf das rechte Ufer gekommen; allein sobald der Feind sein Feuer einstellte, bezogen sie den Bivouac wieder mit unbegreiflicher Sicherheit und trotz der Bitten des Generals Eblé und des Marschalls Viktor; trotz

dem Feuer, das man Morgens um 5 Uhr an einige Wagen legte, gingen nur wenige über die Brücke. Morgens früh den 29., um halb 6 Uhr, zog der Marschall Viktor seine letzten Posten über die Brücken zurück. Jetzt erst erwachten die Sorglosen und eilten auf die Brücken zu, wo sie den Uebergang zerstört fanden, und wo sie nun der Tod in mancherlei Gestalten ereilte. Morgens um 8 Uhr, nachdem wir bei Nordwind eine fürchterliche, kalte Nacht an unserem alten Wachtfeuer, mitten unter unsern schwer verwundeten Soldaten, die nicht weitergebracht werden konnten, und deren mehrere an ihren Wunden starben, zugebracht hatten, nahmen wir von diesen braven Leuten, die wir nie mehr sahen, Abschied und traten unsern Rückzug nach Wilna an. Hätte das Detaschement Kosaken und die Infanterie, welche während des Brückenbaues vis-à-vis von uns mit 2 Kanonen erschienen waren, die Brücken von Zembin verbrannt oder zerstört, so wäre Alles verloren gewesen . . . . [1]).

Wir waren ungefähr 8 bis 10 Offiziere von allen vier Schweizerregimentern, mein Feldweibel Egli von Wald und der von meiner Kompagnie noch einzig übrig gebliebene, gesunde Voltigeur Hartmann von Zürich; alle, ausgenommen letzterer, waren mehr oder weniger verwundet.

6. Rückkehr und Abschied.

Am 29., Abends, kamen wir in der Gegend von Pleschenitzy an, nachdem wir mit großer Mühe und Gefahr durch die unabsehbaren Kolonnen von Munitionswagen, Kanonen und Equipagewagen, Truppen mit und ohne Waffen u. s. f. durchgekommen und alle Augenblicke von einander getrennt worden

---

[1]) Wegen Beschneidung der betr. Seite des Manuscripts ist der nachfolgende Satz nicht ganz beizubringen.

waren. Wir lagerten uns hinter einer Kirchenmauer, wo wir vor dem Nordwind, der unaufhörlich fortdauerte, gedeckt waren. Da zündeten wir unter freiem Himmel ein Feuer an, und nachdem wir unser mitgebrachtes Rauchmehl gekocht und zufrieden genossen hatten, ruhten wir einige Stunden aus. Um uns nicht ferner lange getrennt zu sehen, verabredeten wir, einander in jedem Ort vor dem ersten Hause rechts von der Straße zu warten. Waren wir alle wieder beisammen, so setzten wir unsere Reise so fort, bis wir in unserem Nachtlager ankamen, das immer unter freiem, heiterem Himmel war, denn vor unserer Ankunft waren schon die kleinsten Hütten von Soldaten u. s. f. vollgestopft, so daß wir nirgends unterkommen konnten. Nach mehreren solcher beschwerlicher Märsche, auf welchen wir alle Tage viele todte und sterbende Menschen antrafen, todte Pferde, von welchen die verhungerten Militärs von allen Graden Stücke aushieben, um sie nachher am Feuer zu braten, oder an denen herrenlose Hunde nagten, kamen wir in einen schönen und großen Flecken, wo wir in einer ehemaligen Trotte unterkommen konnten und uns sehr glücklich schätzten, wieder einmal unter einem Dache ausruhen zu können. Nach einiger Zeit kam Herr Doktor Suter, Bataillonsarzt beim 1. Regiment [1]), und bat uns, ihn auch für jene Nacht in unsere Gesellschaft aufzunehmen, was wir ihm einzig unter der Bedingung erlaubten, daß er uns Alle verbinden müsse, was er auch gerne that. Nachdem wir nun nach neun Tagen wieder zum ersten Mal verbunden waren, luden wir ihn in schuldiger Dankbarkeit zu unserer gewohnten Kleiensuppe ein, die wir mit einander im Frieden genossen. Gegen Morgen, ungefähr um 4 Uhr, weckte uns ein Feuerlärm, und

[1]) Johann Heinrich Suter, chirurgien aide-major, erreichte erst lange nachher im Depot sein Regiment wieder, denn nach einem am 23. April 1813 angelegten état nominatif des letzteren lag er zu dieser Zeit noch im Spital zu Osnabrück.

ein großes Gebäude, worin einige hundert Militärs, Weiber und Kinder u. s. f. waren, und das gerade uns gegenüber auf der andern Seite der Straße stand, brannte lichterloh. Zu gleicher Zeit defilirte ein großer Artilleriepark, der am Ende des Fleckens stecken blieb, so daß dessen Mitte vor das brennende Gebäude zu stehen kam und man alle Augenblicke erwartete, daß er in die Luft gesprengt würde; allein zum größten Glück gab es vorn Luft, und der Park war gerettet. Unterdessen kehrten wir, die wir uns auf das Feld geflüchtet hatten, in unsere Wohnung zurück, um den Tag abzuwarten, und waren Augenzeugen der Schreckensszenen des brennenden Hauses, ohne Hülfe leisten zu können. Dieses Gebäude war über 100 Schritte lang, von Holz gebaut, und hatte 3—4 Etagen, und da das Feuer im untersten Theil ausbrach, so konnten die Unglücklichen in den oberen Etagen nicht mehr herunterkommen. Die Einen schrieen um Hülfe, Andere stürzten sich von oben herab, brachen Arme und Beine oder blieben todt, oder mußten ohne Hülfe verbrennen, denn die Hitze war bei diesem Brande so stark, daß man auf 50 Schritte nicht herankommen konnte. Ein Pferd, das neben der Hausthüre angebunden war, mußte stehend halb verbrennen, bis das Haus zusammenstürzte. Da nun der Kaiser und die Garde, welche dort logirt waren, aufbrachen, so schlossen wir uns auch an und marschirten, wie gewöhnlich, bis in die Nacht fort, in der wir uns dann auf einige Stunden lagerten.

Am folgenden Tag, als wir bereits einen schönen Flecken passirt hatten, worin der Ueberrest unseres 2. Korps (noch höchstens 200 Mann [?]) Halt gemacht hatte und unsere Fahnen eskortirte, sagte man uns, daß eine Escadron russischer Reiterei in der Nähe sei, um, wie man vermuthete, einen Angriff zu machen. Kaum waren wir außerhalb des Fleckens, so trafen wir auf der Straße ein Detaschement von der Garde, welches sich unter dem Kommando eines ihrer Offiziere in bataille auf-

stellte, um sich gegen obige Escadron zu vertheidigen, wenn sie angreifen wollte. Wir schlossen uns in der Eile auch an. Unterdessen wurde im Flecken auch ausgerückt; zwei Kanonen wurden auf der Straße aufgepflanzt. Als diese Reiter auf uns einhauen wollten und bloß noch 100 Schritte entfernt waren, wurden sie mit Kartätschen empfangen, worauf sie sogleich wieder umkehrten und sich nicht wieder sehen ließen. Indessen hatte eine Kartätsche, die an einem Stein abgeprallt war, meinen Nebenmann rechts aus dem Glied heraus niedergeschmettert.

Bis zum 4. Dezember, drei Tagemärsche von Wilna, fiel nichts Bedeutendes mehr vor. Aber an jenem Abend, als wir nicht mehr fern von unserem Nachtquartier waren, kam uns zu unserem größten Erstaunen und zu unserer größten Freude Herr Hauptmann Siegrist[1]) von unserem Regiment entgegen und zeigte uns an, daß Herr Oberstlieutenant Bleuler, mit dem Rest seines Bataillons von Wilna herkommend, im Dorf sei und uns erwarte. Als wir im Dorf anlangten, trafen wir Herrn Oberstlieutenant Bleuler mit seinen Offizieren nahe am Kirchhof, in welchem seine Leute, zirka 200—300 Mann, bivouakirten, in bestem Wohlsein an und wurden sogleich sehr freundschaftlich in sein Haus, worin er mit seinen Offizieren logirte, aufgenommen, und so war beinahe all unser Unglück vergessen. Da Herr Oberstlieutenant Bleuler mit seinem Bataillon zur Verstärkung des 2. Korps vorgerückt war, erhielt er jetzt den Befehl, mit demselben zurückzukehren. Den 5. Dezember traten wir mit einander den Marsch nach Wilna an. Die Kälte nahm von Tag zu Tag zu, und dennoch mußten wir, wie bis dahin, bivouakiren, und mit großer Mühe konnten wir bisweilen einige Erdäpfel oder ein

---

[1]) Bernhard Siegrist von Schaffhausen (1773—1843) hat über seine Erlebnisse in französischen Diensten bis zum Abmarsch nach Holland (1813) ebenfalls Aufzeichnungen hinterlassen.

Stück Speck erhalten, welches uns die dortigen Juden um einen Sündenpreis verkauften. Am folgenden Abend spät langten wir bei einem großen Edelsitz an, wo der Kaiser mit seiner Garde übernachtete; indessen ging er in der Nacht mit Prinz Berthier über Wilna nach Warschau im Kourier auf und davon und übergab das Kommando dem Prinzen Murat, bei welchem auch der Marschall Ney blieb. Den 7. Dezember, Abends zwischen 3—4 Uhr, langten wir endlich in der Vorstadt von Wilna an, nachdem wir an diesem Tage die größte Kälte, die wir je erfahren, ausgestanden hatten; sie betrug damals 28 Grad Réaumur. Wir konnten keinen Schritt thun, ohne Leichname anzutreffen, und manchmal hängten sich solche an die Rücken der Wagen oder Schlitten und wurden so meist ganz nackt den steilen Berg hinunter bis in die Stadt geschleppt; allein durch Hunger und Kälte waren alle Gefühle so abgestumpft, daß man auf die grausamsten Auftritte nicht mehr achtete, sondern wie Eis vorüberging. Da das Bataillon Bleuler das nämliche Schicksal hatte, wie die andern Korps, so gingen seine Leute nach und nach, durch Hunger und Kälte getrieben, aus einander, und so blieb nur noch ein Theil des Offizierskorps übrig. Herr Hauptmann Siegrist, der sehr wohl in Wilna bekannt war, zeigte uns ein Wirthshaus nahe am Stadtthor, in dem wir logiren und essen konnten; freilich mußten wir uns bequemen, auf dem glatten Boden zu schlafen, was uns aber nichts Neues war[1]).

[1]) Vergleiche die bezügliche Stelle in Siegrist's Tagebuch: „Zum Glück war ich in der Stadt, bei welcher wir hereinkamen, in einem Hause bei einem Deutschen bekannt, allwo ich vorher einquartiert war. Diese guten Leute nahmen mich nnd meine Kameraden, obschon das Haus vollgepfropft war, auf und behielten uns über Nacht im Keller. Nachdem es dem Lieutenant Lutstorf von unserem Regiment und mir nebst 3 Mann von den Unserigen gelungen, über eine Bresche in die Stadt zu kommen, waren wir so glücklich, gegen viel Geld einige wenige Lebensmittel und ein wenig Branntwein zu kaufen."

Allein das Schlimmste zeigte sich erst, als wir wieder erwärmt waren, indem dem Einen die Ohren, dem Andern die Nase, die Finger oder Füße erfroren waren. Alles dies wäre uns ohne ein warmes Zimmer, in welchem wir verfroren anlangten, nicht begegnet. Man rieth uns, über die erfrorenen Glieder sogleich Ueberschläge von Terpentinöl zu machen, welches Mittel so gut wirkte, daß es bei uns wenig böse Folgen hatte, um so viel weniger, da sich auf den Abend die grausame Kälte in Thauwetter und in einen warmen Regen verwandelte.

Am 8. Nachmittags brachen wir wieder auf, um Wilna zu verlassen, und mit vieler Mühe konnten wir uns durch die unbeschreibliche Menge Menschen, Wagen, todte und lebende Pferde u. s. f. auf einem Nebenweg um die Stadt herum durcharbeiten; durch die Stadt selbst zu kommen, war durchaus unmöglich, da alle Straßen vollgestopft waren. Nachdem wir nach vielem Stoßen und Zanken die Stadt, deren Inneres wir nie gesehen hatten, endlich einmal hinter uns wußten, waren wir wieder etwas freier. Wir hatten noch keine Stunde Weges zurückgelegt, so hörten wir auf dem Berg hinter der Stadt eine heftige Kanonade, und unsere Nachhut war von dem russischen Vortrab angegriffen. Allein nachdem die in Wilna gelegenen Truppen, welche noch brauchbar waren, ausgerückt und der Nachhut zu Hülfe geeilt waren, zogen sich die Russen zurück. Wir langten unterdessen, nachdem wir ein schönes Thal passirt hatten, an einem sehr steilen Berg an (Panary-Berg genannt), wo sich wieder eine Menge Wagen und Equipagen befand, die wegen des glatten Eises entweder gar nicht, oder nur mit unbeschreiblicher Mühe hinaufkommen konnten. Auf dem Berg angelangt, fanden wir eine große Ebene, auf welcher ein großer, eingeschneiter und verlassener Artilleriepark war, der ohne Zweifel in ein paar Tagen dem Feinde in die Hände gefallen ist. Unweit davon war eine Menge Offiziere und Soldaten von allen Waffen,

welche einen französischen Kriegskassa-Wagen plünderten, wobei sich erstere nicht schämten, ganze Säcke davonzuschleppen. Als es Nacht wurde und stark schneite, traten wir in eine verlassene Bauernhütte, in deren Heuschopf zwei todte Pferde lagen. Das hinderte uns aber nicht, ein Feuer anzuzünden und daselbst den Tag abzuwarten; allein schon um 2 Uhr brachen wir wieder auf, weil man sagte, daß russische Kavallerie in der Nähe gesehen worden sei.

Da ich durch den hohen Schnee und mit Schmerzen an meinem verwundeten Bein nicht mit meinen Kameraden fortkommen konnte, blieb ich so weit zurück, daß ich sie erst in Kowno wieder antraf. Am nämlichen Tag kam mir einer meiner verwundeten Unteroffiziere nach, der mir in unserem Nachtquartier ein wenig Zwieback und Branntwein zu verschaffen vermochte, so daß wir damit den Hunger stillen konnten. Da während der ganzen Nacht der Himmel hell war, wurde es am Morgen früh erst recht wieder unausstehlich kalt. Indessen ging unser Marsch ziemlich gut von Statten, und ungefähr auf halbem Weg sagte man uns, daß sich in einem Hause ein Magazin voll Zwieback befinde und Jedermann davon nehmen könne. Flugs schickte ich meinen Unteroffizier dahin, um auch Etwas davon zu fassen, und zu meiner größten Freude brachte er ein solches Paket, daß wir wenigstens drei Tage daran zu essen hatten. In unserem Nachtbivouac angelangt, machten wir ein gutes Feuer und lebten mit unserem Zwieback und dem mitgebrachten Branntwein sehr glücklich. Allein auch da mußte mir noch ein fataler Streich begegnen: da meine Strümpfe, die einzigen, die ich noch besaß, naß waren, wollte ich sie am Feuer tröcknen; ich schlummerte ein wenig ein; aber wie groß war mein Erstaunen! als ich erwachte, waren sie verbrannt und ganz unbrauchbar. Zu meinem größten Glück trug ich lange Unterhosen; von diesen schnitt ich soviel ab, als nothwendig war, meine Füße damit einzuwickeln, und bald darauf

setzten wir unsern Marsch nach Kowno fort, wo wir ziemlich frühe anlangten, einige unserer Offiziere antrafen und mit denselben in einem Hause übernachteten. Als wir in aller Frühe die Stadt verließen, brannten mehrere Häuser in der Mitte derselben, ohne daß Jemand ans Löschen dachte.

Nachdem wir jenseits der Brücke über den Niemen das hohe Ufer erstiegen hatten, trafen wir Herrn Oberstlieutenant Bleuler mit unsern übrigen Kameraden an; ersterer war bereits in einen Schlitten gestiegen und fuhr mit einem Marketender nach Königsberg, wohin wir ihm folgen sollten. Bei heftiger Kälte hatten wir wieder zwei starke Marschtage zurückgelegt und langten am folgenden Tag Mittags in einem großen und schönen Flecken an, wo ich einen solchen Schmerz in Folge meiner Wunde fühlte und mein Knie vom Gehen so geschwollen war, daß ich nicht mehr zu Fuß fortkommen konnte. So entschlossen sich zwei meiner Kameraden, mit mir einen Schlitten zu miethen und bis nach Gumbinnen zu fahren, wohin wir von da weg noch drei Etappen zurückzulegen hatten. Der Handel war bald mit einem reichen Juden geschlossen, und derselbe wurde vorausbezahlt. Um 4 Uhr Abends fuhren wir ab. Es ging im Galopp, bis wir nach zwei Stunden in einem großen Flecken anlangten, wo unser Jude, der uns selbst führte, vorgab, er habe für einen Augenblick hier Etwas zu bestellen; er hielt mit uns vor einer sehr schönen Schenke oder einem Wirthshaus und versprach, sogleich wiederzukommen. Da es mich däuchte, er könnte wieder da sein, und ich wegen seines Ausbleibens einiges Mißtrauen hatte, so ersuchte ich einen meiner Kameraden, nach dem Schlitten zu sehen, aber fort war er; mithin waren wir nett betrogen und mußten uns nach einem andern Schlitten umsehen. Zu gutem Glück war der Jude, bei welchem wir jetzt einkehrten, ein ehrlicher Mann, der den Betrug unseres Fuhrmanns durchaus nicht billigte, und dieser verschaffte uns einen andern, der uns treu und redlich am folgenden Tag nach Gum-

binnen brachte; freilich wäre es schwer gewesen, sich zu entfernen, denn wir ließen ihn nie aus den Augen. Einige Stunden von Gumbinnen trafen wir bei einem Halt, wo wir unsere Pferde füttern mußten, auch unsere übrigen Kameraden an, und in wenigen Stunden waren wir in Gumbinnen selbst wieder vereinigt, dem ersten Ort in preußisch Polen.

Wie glücklich wir uns jetzt fühlten, ist nicht zu beschreiben. Frei, ohne einstweilen verfolgt zu werden, waren wir beisammen in einem ordentlichen, geheizten Zimmer und genossen wieder ruhig unser Mittag- und Nachtessen. Seit mehr als einem Monat hatten wir uns nicht mehr rasiren können, und dies wäre auch jetzt für uns unmöglich gewesen, indem die Haut an den Fingern in Folge der Kälte so hart geworden, daß der Gebrauch derselben für solche Geschäfte unmöglich war. Indessen half uns auch da der Herr Hauptmann Siegrist aus der Noth und rasirte uns mit einem alten verrosteten Rasirmesser, wobei Jedem die hellen Thränen ausgepreßt wurden, trotz dem besten Dorfbarbier. Während unseres Aufenthalts in Gumbinnen kauften wir Handschuhe, Hemden und andere nothwendige Sachen, und da wir den folgenden Tag wieder weiterreisen wollten, rieth uns unser wackere Hauswirth, soviel als möglich der Hauptstraße auszuweichen und auf Nebenstraßen zu reisen, indem wir auf diese Weise nie aufgehalten würden und immer Vorspann erhalten könnten. Wir befolgten diesen Rath sehr gerne, verreisten am 19. Dezember und nahmen von einem Nachtquartier bis zum folgenden Schlitten; so legten wir sehr geschwind ziemlich große Strecken Weges zurück und wurden an allen Orten sehr freundschaftlich aufgenommen.

Nach fünf Tagen kamen wir über Elbing glücklich am 24. Dezember in Marienburg an der Nogat an, wo wir Herrn Oberst d'Affry, Herrn Oberstlieutenant Bleuler und die meisten unserer Herren Offiziere antrafen. Da wir ziemlich gut ein-

quartiert waren, so hofften wir, hier auch einige Zeit ausruhen zu können. Marienburg ist eine alte, schöne Stadt mit einem sehr stark befestigten Schloß, worin das Militärspital untergebracht wurde. In diesem Spital ward meinem Feldweibel die Kugel, die er an der Beresina erhalten, aus dem Fuß geschnitten, und er wurde so gut hergestellt, daß er auch bald folgen konnte. Während der ganzen Zeit, da wir in Marienburg waren, hatte ich das Glück, einen sehr geschickten Arzt aus der Stadt zu erhalten, der mich täglich zwei Mal verband, denn die unserigen waren schon lange vorausgereist und kümmerten sich um keine Kranken. Obschon wir nur fünf Tage Ruhe hatten, so besserte sich doch meine Wunde zusehends.

Während unseres Aufenthalts daselbst wurden diejenigen Leute, die uns nachgekommen und nicht verwundet waren, in eine Kompagnie eingetheilt, worüber Herr Hauptmann Rüscheler das Kommando erhielt [1]), zugleich mit der Weisung, sich an den Rest des 2. Armeekorps zu halten, welches damals von dem Marschall Ney kommandirt wurde, da unsere Generale alle todt oder verwundet waren. Am 30. Dezember reisten wir wieder von unserem lieben Marienburg ab und fuhren im Schlitten über die Nogat und später bei Dirschau über die ungeheuer breite Weichsel. Die Straße, welche wir über letztere nehmen mußten, war mit Stangenzeichen, die im Eis aufgerichtet waren, bezeichnet; allein da schon Thauwetter herrschte oder vielmehr Regen fiel, worauf an mehreren Orten 1/2 Schuh Wasser über das Eis lief, machte uns dies die Schlittenfahrt nicht ganz heimelig, so daß wir recht froh waren, am andern Ufer angelangt zu sein. Am 31. langten wir in Stargard, einer artigen Stadt in Pommern, ungefähr 4 Stunden von Stettin, an, wo wir übernachteten.

---

[1]) Rüscheler wurde in Berlin vom Nervenfieber befallen und starb im Militärspital daselbst.

Am 1. Januar 1813 verließen wir Stargard und kamen den 3. in Konitz, einem unsaubern Städtchen in Pommern, an, wo wir bis zum 7. bleiben mußten, weil wir keine Pferde zu unserem Transport bekommen konnten. Endlich, den 7. Morgens, reisten wir wieder aus diesem unfreundlichen Nest ab und kamen nach ziemlich beschwerlichen Märschen in Küstrin an, wo wir Herrn Oberstlieutenant Bleuler und viele unserer Herren Offiziere antrafen, die sich da wieder sammelten. Küstrin ist eine sehr schöne und stark befestigte Stadt mit einer schönen Citadelle, an der Oder. Bei unserer Ankunft (am 15. Januar) wurden wir alle in der Berliner Vorstadt einquartiert, so wie jeder Militär, der nach uns anlangte. Zu unserem größten Erstaunen hörten wir hier von Nichts als vom Flüchten sprechen, und in der That waren alle Straßen voll Wagen, welche Hausrathssachen wegführten. Die Einen fuhren nach Berlin, die Andern noch weiter, und die Dritten nur in ein benachbartes Dorf, wo sie sich vor einem Bombardement oder der Plünderung sicher glaubten. Wirklich sind die meisten Häuser in der Vorstadt klein und leicht aufgebaut und werden gewöhnlich durch Handwerksleute bewohnt, die neben ihrem Beruf noch Branntwein u. s. f. verkaufen. Mein Hauswirth war ein Schneider, den ich aber, so lange ich in Küstrin war, nie sah, indem ich mit meinen Kameraden in einem andern Wirthshaus speiste. Am 18. sagte man sogar, daß die Russen bloß noch auf drei Tagemärsche von da entfernt wären, was aber nicht möglich sein konnte, denn wir erwarteten noch zuvor unsern Herrn Obersten d'Affry, welcher mit den Fahnen unseres Armeekorps ankommen sollte und nicht in der Nähe der Russen zurückblieb. Da es sehr kalt war und alles Wasser um die Vorwerke herum zugefroren war, so wurde Tag und Nacht daran gearbeitet, das Eis wegzuschaffen und die Gräben offen zu behalten. Am 28. verließen wir Küstrin mit einer Marschroute nach Berlin, wo wir in drei Tagen anlangten. Unterwegs

trafen wir den König von Preußen und seine ganze Familie an, welche nach Schlesien reisten.

Es that mir sehr leid, diese schöne und berühmte Hauptstadt nicht besehen zu können, um soviel mehr, da wir wegen Mangels an Fuhrwerk einen Rasttag halten mußten, an dem ich die meiste Zeit das Zimmer hüten mußte. Dessen ungeachtet war ich doch gezwungen, mich, um eine neue Marschroute und Vorspann zu erhalten, persönlich auf dem Kommissariat einzufinden. Bei diesem Anlaß kam ich durch mehrere Straßen, die sehr schön und breit waren. Im Vorübergehen fiel mir der alte, ehrwürdige Palast Friedrichs des Großen auf, dessen Fenster noch alle aus kleinen, runden Scheiben bestanden. Am 27. verließen wir Berlin und kamen am 29. in Wittenberg an, wo ich unvermuthet von Herrn Heinrich Schultheß von Hottingen empfangen wurde und mit ihm einen vergnügten Abend zubrachte. Am 30. Morgens verreiste ich in Begleitung des Herrn Schultheß und eines seiner Herren Professoren nach Düben, wo wir mit einander zu Mittag speisten; nachher verließen sie mich und kehrten nach Wittenberg zurück. Düben oder Dübin ist eine kleine, aber artige Stadt in Sachsen an der Malda, wo kurze Zeit vor unserer Ankunft ein Theil einer Kirche zusammenstürzte und viele Leute darin zerschmettert worden sein sollen. Am folgenden Tage als den 31. langten wir in dem schönen Leipzig an, wo es mir besser gefiel als in Berlin, da die Einwohner viel höflicher und gefälliger waren, was aber in ganz Sachsen der Fall ist, und worin sich wirklich die Sachsen vor den Preußen auszeichnen. Auch schien mir Alles weit lebhafter, sowohl in der Menge der Bewohner, als auch der vielen und schönen Equipagen, die unaufhörlich die Straßen bedeckten; freilich muß man bemerken, daß gerade zu unserer Zeit die königliche Familie und der ganze Hof Berlin verlassen hatte, die Stadt mit Truppen überhäuft und deßwegen jeder rechte Einwohner in Trauer versetzt

war. Obschon wir auch in Leipzig einen Rasttag hatten, konnten wir dennoch die Merkwürdigkeiten weder in der Stadt, noch in der Umgebung sehen, da wir wegen des beständigen Schneiens und Regnens zu Hause bleiben mußten.

Am 1. Februar verreisten wir wieder von Leipzig, und da sich der Himmel die Nacht hindurch unter dem Nordwind wieder aufheiterte, so war es am Morgen stark gefroren und grimmig kalt; allein zum Glück hatten wir eine verschlossene Kutsche, worin wir sehr bequem bis nach Beda, einer kleinen und artigen Stadt in Sachsen, reisten. Die meisten Gegenden in Sachsen haben sehr viel Aehnliches mit der Schweiz; nur schade, daß es nicht Sommer war. Von da ging unsere Reise ziemlich geschwind und ohne Rasttag über Bamberg, Würzburg, Bischofsheim u. s. f. bis nach Sinzheim. . . . Nach einem Rasttag in Sinzheim langten wir in drei Tagen über Bruchsal, Ettlingen und Lichtenau in Straßburg an, wo wir, um unsere Marschroute nach Nancy zu erhalten, einen Tag bleiben mußten, bei welchem Anlaß Herr Hauptmann Christen von Unterwalden, der früher bei unserem Regiment war [1]) und sich nun in Straßburg etablirt hatte, alle Merkwürdigkeiten, die in dieser kurzen Zeit zu sehen waren, zeigte. . . . . . .

Am 22. verließen wir Straßburg, und den 27. Februar langten wir endlich nach einer so langen und beschwerlichen Reise in Nancy, unserem Regimentsdepot, an, wo wir unsere alten Kameraden in bestem Wohlsein antrafen und uns bald gut an ein ordentliches und stilles Leben gewöhnen konnten. . . . Nachdem der Rest des ersten Bataillons, welches noch in Spanien zurückgeblieben, nun in Nancy angekommen war, wurde wieder

[1]) Xaver von Christen erscheint noch im Namensverzeichniß des Offizierskorps des vierten Schweizerregiments, welches am 16. Mai 1811 zu Rennes, dem alten Depot desselben, angelegt worden ist, als Hauptmann der ersten Füsiliers-Kompagnie des dritten Bataillons.

ein Feldbataillon organisirt und alle Tage tüchtig exercirt und manövrirt. Im April 1813 erhielt dieses Bataillon den Befehl, unter dem Kommando des Herrn Oberstlieutenant Bleuler in das Lager von Utrecht zu marschiren.

Da man mir von Zürich aus mehrere Male verdeutet hatte, daß ich meine Retraite nehmen solle, um ein Bataillon des damaligen Succursregimentes zu übernehmen, so gab ich mein Entlassungsgesuch Herrn Oberst d'Affry ein, gestützt auf meine erhaltenen Wunden, worauf ich vor dem conseil de santé erscheinen mußte, dessen Präsident Herr General Lacoste war, der in Nancy kommandirte. Von dieser Behörde wurde ich dem Kaiser zu einer lebenslänglichen Pension von 600 Franken empfohlen, die ich auch am 20. Oktober erhielt, und kurze Zeit nachher reiste ich nach Hause, wo ich aber bis zum März 1815 nicht angestellt wurde, indem noch keine Bataillonschef-Stelle ledig war und ich damals nicht mehr als Hauptmann eintreten wollte.

Anhang.

Der Feldzug des Jahres 1815.

Mit dem ausführlichen Berichte über die Abenteuer des Rückzuges aus Rußland und der Entlassung aus dem Kriegsdienste unter Napoleon I. schließt, wie gesagt, der Hauptinhalt des Tagebuches des Herrn Oberstlieutenant Landolt, also derjenige Theil desselben, dessen getreue Wiedergabe durch das ungetheilte Interesse am Gegenstande gerechtfertigt war. So bleibt noch der Abschluß des ganzen Manuscripts übrig, welcher als eine Art von Anhang, im Umfang von 56 Seiten, ausschließlich der Erinnerung an die einheimischen Ereignisse des Jahres 1815 gewidmet ist, hier aber aus dem einleitungsweise angedeuteten Grunde nur auszugsweise behandelt werden soll.

„Da Napoleon im Februar 1815 von der Insel Elba nach Frankreich zurückkam und alle unsere Kontingente und Reserven ausmarschiren mußten, um die Schweizergrenzen zu besetzen, so erhielt ich bei diesem Anlaß den 15. März das Kommando über das erste leichte Infanteriebataillon des ersten Kreises, welches aus 3 Kompagnien von Zürich, 2 Kompagnien und einem Theil des großen und kleinen Stabs vom löbl. Stand Schaffhausen

bestand." Durch diese den Schluß des Tagebuches einleitende Notiz werden wir, eben noch von den Schrecknissen des Rückzuges von Polotzk ergriffen, plötzlich von unserem Landsmann auf den vaterländischen Boden hinübergeführt, um hier seiner weitern militärischen Wirksamkeit im Dienste der heimathlichen Regierung zu folgen.

Am Nachmittag des 23. März 1815 marschirte Johannes Landolt an der Spitze des am nämlichen Tage vom Kantonskommissär gemusterten Reservebataillons nach den Ortschaften Wohlen und Bremgarten, wo die noch wenig geschulte Mannschaft bis zum 27. die Zeit mit eifrigem Exerciren zubrachte, „damit sie nicht, da sie in der Nähe der Heimath war, nach Hause laufen könne." Mittlerweile mit seinem Bataillon der Brigade Schmiel beigegeben, brach Landolt am 28., nach Mitgabe seiner Marschroute, zunächst nach Bern auf, wo sein Bataillon am 30. einrückte und vom Platzkommandanten von Wittenbach empfangen wurde. Am folgenden Tag durch den Oberstquartiermeister Finsler inspizirt, setzte das Bataillon seinen Marsch nach Moudon fort. Am 1. April wurde es an der Kantonsgrenze von einem waadtländischen Oberstlieutenant empfangen und nach Lausanne geleitet, unterwegs aber sowohl in Peterlingen, als auch in Moudon mit Ehrenwein bedacht, „welcher immer extra gut war". In Moudon empfing jedoch das Bataillon vom Obersten von Gady von Freiburg, dem Kommandanten der ersten eidg. Armeedivision, die Kunde von der willkommeneren Einverleibung in die Brigade des Obersten von Graffenried von Gerzensee (Nr. 3, erste Division) und damit Marschroute nach Etois bei Aubonne. Am 4. April über Lausanne nach Etois gekommen, wurde es hier und in der Umgegend kantonnirt, während sich Landolt zum Obersten von Graffenried nach Rolle begab, seine Antrittsvisite zu machen. „Bei meinem ersten Besuch wurde ich so höflich und freundlich vom Herrn Obersten empfangen, daß ich mich nicht glücklich

genug schätzen konnte, unter diesem Kommando zu stehen; auf gleiche Weise wurde ich am folgenden Tage vom Herrn Divisionsobersten von Gady empfangen. Indessen wurde alle Tage zwei Mal exercirt. Des Morgens wurde kompagnieweise in den Kantonnementen exercirt, und nach Mittag das ganze Bataillon bei Etois zusammengezogen und manövrirt, wobei sich Herr Oberst von Gady und Herr Oberst von Graffenried mehrere Male einfanden". Der Aufenthalt in Etois ward durch die vorherrschend französische Gesinnung der Einwohner unangenehm gemacht, da die jungen Burschen des Dorfes die Soldaten oft mit einem lauten «Vive Napoléon!» ärgerten, bis der Maire für die Haltung des Ortes verantwortlich gemacht und einer der Schreier „über das Gesicht gezeichnet wurde". In der zweiten Hälfte des Monats April finden wir das Bataillon kompagnienweise in mehreren Grenzortschaften südwestlich vom lac de Joux vertheilt, wo es die Grenzen sicherte, „indem bisweilen die Franzosen über die Grenzen kamen, um Vieh und andere Sachen zu stehlen, was ich zum Theil nicht ungern hörte, da die Bauern dadurch besser für uns gesinnt wurden". Nach 14 Tagen schweren Dienstes wurde das wiedervereinigte Bataillon auf den aus Nyon kommenden Befehl des Brigadekommandos nach Begnins verlegt, nachdem bei Coppet die Franzosen auf ein auf Schweizerboden stehendes Schilderhaus Feuer gegeben und so die ganze Linie in Allarm gesetzt hatten. Am 1. Mai verließ Landolt seine Kantonnemente daselbst wieder und übernahm seit dem 3. den Platzdienst in Morges, von wo aber am 6. die zwei Schaffhauser Kompagnien dem Bataillon entzogen wurden, um mit zwei andern gleicher Herkunft vom Oberstlieutenant Ziegler von Schaffhausen einem neu zu organisirenden Bataillon einverleibt zu werden; am 10. traten zwei Zürcher Kompagnien an ihren Platz, sehr gut armirt, „was bei den drei erstern nicht der Fall war, denn meine Büchsenmacher hatten damit Tag und Nacht zu

thun, um sie brauchbar zu machen." In Folge der Dislokation seiner Brigade erhielt Landolt Ordre, nach Ependes, dem neuen Sitz des Brigadestabes, zu marschiren, wo er nebst seinem Major im Schloß einquartiert wurde, damals Eigenthum eines früheren Hauptmanns im Regiment von Ernst, der aber als Kammerherr des Königs von Baiern meist in München weilte und seine Besitzung durch Kammerdiener und Mägde besorgen ließ, „daß es nicht zu beschreiben ist". Landolt hat in seinem Manuscript der Wohnstätte seines geizigen Quartiergebers folgende ergötzliche Schilderung zugedacht:

„Das Zimmer, welches man mir zum Bewohnen anwies, war ehemals ein mit sehr köstlichen Tapeten ausgezierter Saal, jetzt aber beinahe ganz angefüllt mit Gerste und anderer Frucht; viele Scheiben waren zerschlagen, u. s. f. Als ich, obschon todtmüde, mich ins Bett legte, hörte ich Fleder- und andere Mäuse und Ratten schaarenweise so herummanövriren, daß ich beinahe kein Auge schließen konnte und mit Sehnsucht den Tag erwartete. Als es endlich Tag wurde und ich Etwas schrieb, liefen 6—8 Mäuse durch das Zimmer und genirten sich keinen Augenblick wegen meiner Person. Indessen ließ ich mir ein anderes Zimmer einräumen, wo es mir nicht besser ging, so daß ich mich am folgenden Morgen damit amüsirte, einige mit meinen Pistolen vom Bett aus zu erschießen. Kurz, das große und ehemals gewiß schöne Schloß war auf eine unverzeihliche Weise vernachlässigt; alle Nebengebäude, welche zum Schloß gehörten, waren so zerfallen, daß wir kein einziges Pferd in den dazu gehörenden Stallungen einstellen konnten, sondern sie im Dorfe unterbringen mußten."

Am 24. Mai erlöste der Befehl, mit dem Stab und zwei Kompagnien nach Crissier zu marschiren und daselbst Kantonnemente zu beziehen, unsern Landolt aus der Gesellschaft der kleinen Nagethiere. Von da verfügte er sich nach dem Lager, das Ingenieur

Mousson am 31. Mai bei Corseilles absteckte, wobei ihm von jedem Bataillon der Brigade 2 Offiziere und 60 Mann zugetheilt wurden, um den Wald zu räumen und das Gestrüpp zu beseitigen, und nachdem am 2. Juni die Bataillons-Zimmerleute das nöthige Holz für die Barracken gefällt hatten, arbeitete die ganze Mannschaft des Bataillons an der Erstellung der Lagerhütten. Am 15. Juni bezog die ganze Brigade von Graffenried, nach der neuen Organisation der eidgenössischen Armee vom 25. Mai als Brigade Nr. 1 der (ersten) Division Gady bezeichnet, das neue Lager, wobei die Einrichtung des Lagerdienstes Oberstlieutenant Landolt übertragen wurde. Allein schon am 19. Morgens hatte die Brigade in die Gegend von Aubonne aufzubrechen, von wo vor dem Einrücken ins Bivouac Vorposten bis über Rolle hinaus vorgeschoben wurden, und wo überaus zahlreiche Feuer die Nacht erhellten, um den Feind über die Stärke der Truppen zu täuschen; ein Tessiner Bataillon (Cusa) der Brigade zeichnete sich durch schlechte Aufführung und Haltung namentlich aus, sagt Landolt, „denn wo es Etwas zu stehlen gab, kam es gewiß zu jenem Bataillon, welches schon in Savigny ein paar Schweine entwendete und abkochte, indessen am folgenden Morgen ertappt und bestraft wurde". Am 20. marschirte die ganze Brigade nach Lutry, wo während eines Haltes unter die Mannschaft Wein und Brot ausgetheilt wurde; in stockfinsterer Nacht ward der Marsch bei strömendem Regen nach der Umgegend von St. Saphorin fortgesetzt, und von da wieder bei heftigstem Regenwetter über Vevey und Villeneuve nach Aigle, wogegen das Bataillon Landolt in Villeneuve zurückblieb. Ein Brigadebefehl aus Aigle benachrichtigte am 21. Landolt von der bevorstehenden Ankunft einer Kolonne von 700—800 Mann österreichischer Truppen (welche über den Simplon ins Wallis gekommen waren). Im Brigadebefehl heißt es u. A.: „Sie werden davon benachrichtigt, damit Ihre Truppen dieselben als Freunde betrachten und Sie über den innern Dienst

sich mit dem Herrn Kommandanten verständigen können." Wie die Mannschaft die überraschende Kunde aufnahm, zeigt folgende Stelle des Tagebuches: „Ich muß gestehen, daß ich nach Empfang dieses Befehls einige Bemerkungen meiner Mannschaft über das unerwartete Einrücken der Oesterreicher erwartete. Indessen erfolgte Nichts. Mit der größten Subordination und mit Zutrauen vollzog sie die gegebenen Befehle und stand über Erwarten gut mit den Oesterreichern; hingegen war ein Theil der Bürgerschaft von Villeneuve etwas unruhig und hätte gern meine Leute aufgereizt; allein sie fand kein Gehör, und so wurde der Dienst mit den Oesterreichern versehen."

Der erhaltene Befehl ward von Landolt pünktlich vollzogen. Am 23. setzte das Detaschement der Oesterreicher über die Rhone und kam auf der Straße nach St. Gingolph mit den Franzosen in ein hitziges Gefecht, dessen gesammter Verlauf vom Bataillon Landolt von Villeneuve aus verfolgt werden konnte. Während die Brigade von Graffenried am 24. nach Moudon weitermarschirte, erhielt Landolt, mit einer Vollmacht des Generals Bachmann versehen, den Befehl, die Bewachung des Schlosses Chillon zu übernehmen; der Stab und zwei Kompagnien wurden im Schloß selbst, die drei andern in Montreux einquartiert. „Während der ganzen Zeit wurde für Offiziere und Soldaten wie in der Kaserne abgekocht; kurz, wir lebten wie in einer Festung vor dem Feind, und die Nacht hindurch war Alles zum Ausrücken bereit. Da der Wachtdienst sehr streng war, ließ ich alle vier Tage ablösen, so daß sich Offiziere und Soldaten vom Dienst bei besseren Lebensmitteln wieder erholen konnten. Mit dem Regierungskommissär im Schloß, wie auch insonderheit mit den Gemeinden Villeneuve und Montreux lebten wir im besten Einvernehmen. Die Einwohner von Montreux gaben meinen Herren Offizieren mehrere Bälle, und mir übersandten sie im Namen der Vorsteherschaft einen Korb mit 40—50 Bouteillen Elfer-Ehrenwein, welchen ich anfangs nicht annehmen

wollte, weil ich glaubte, daß sie mich damit verbindlich machen wollten; allein da mir Herr Pfarrer Bridel (der Verfasser von Bridels Reisen durch die Schweiz, der als sehr gut denkend bekannt war und mich öfters besuchte) versicherte, daß dies hier ein alter Brauch sei und sich die Gemeinde sehr beleidigt fände, wenn ich ihn zurückschicken würde, behielt ich daraufhin den Wein und distribuirte denselben den im Schlosse logirenden Offizieren, denen er recht wohl schmeckte."

Am 25. Juni erhielt Landolt durch den Brigadechef die schriftliche Kunde von Napoleons großer Niederlage bei Waterloo, welche er auftragsgemäß dem österreichischen Kommandanten zu St. Gingolph durch den Lieutenant Fäsi von Zürich ebenfalls zukommen ließ. Auf den Befehl des Generalmajors von Castella, ehemaligen Chefs des zweiten Regiments in französischen Diensten, übergab Landolt das Schloß Chillon dem waadtländischen Regierungskommissär und verließ dasselbe am 3. Juli, Morgens 4 Uhr, um sich über Lausanne bei größter Hitze zu seinem angeblich bei La Sarraz liegenden Bataillon zu begeben. Da aber dieses unterdessen weiterverlegt worden war, bezog das Bataillon Landolt in der Nähe von Daillens vorläufig Kantonnemente, wo ein Armeebefehl von der zweiten Thronentsagung Napoleons und der Vereinbarung zur Einstellung der Feindseligkeiten, aber auch von dem gleichzeitig (am 28. Juni) erfolgten, dem Völkerrecht widerstreitenden Bombardement der Stadt Basel durch den französischen Festungskommandanten von Hüningen Kenntniß gab; zugleich erhielt es den Aufruf, die Urheber dieses Frevels zu strafen.

Am 5. Juli rückte das Bataillon Landolt in das Lager von Valleyre ein, wo es laut Armeebefehl vom 1. Juli am 6. d. M. rothe Armbinden mit dem weißen Kreuze erhielt. „Voll guten Willens" brach die ganze Brigade Mittags auf, um, der vorausmarschirten Brigade Girard folgend, in der Nähe des Forts von

Jougne die französische Grenze zu überschreiten, an der die Mannschaft der Schweiz ein Lebehoch darbrachte. Die fünf Bataillone, aus welchen die Brigade nach der neuen Formation des eidgenössischen Heeres (seit Anfang Juli) bestand (von Fellenberg von Bern, Bürki, Göldlin, Schindler, Cramer, Landolt) wurden theils im Schloß Joux, theils in benachbarten Ortschaften kantonnirt; dasjenige Landolts kam mit der Scharfschützenkompagnie Escher nach Oye in die Nähe des Schlosses. „Alle diese Orte waren ziemlich groß, aber voll bösen Willens, so daß man öfters gezwungen war, die uns angewiesenen Lebensmittel mit Gewalt zu erpressen; von Wein war dort keine Rede; das Brot, welches wir in dieser Gegend faßten, konnten wir nicht genießen; deßwegen erhielt ich vom Generalquartier die Erlaubniß, dasselbe in Orbe bei dem Kommissär für alle unsere Leute zu fassen; ich ließ es täglich durch Requisitionsfuhren kommen.“ Am 8. Juli erhielt Landolt den Befehl, einen von den französischen corps Francs bei St. Martin angelegten Brückenkopf am Doubs zu demoliren, zu welcher Arbeit die Vorgesetzten der benachbarten Orte Landleute zu stellen hatten, welche, obschon meist Weiber und alte Männer, die sich „ganz ungenirt“ als Angehörige der corps Francs bekannten, in einigen Tagen den Brückenkopf mit Pickeln und Schaufeln vollständig beseitigten. Ein Zusammenstoß zwischen Kompagnien des Bataillons Landolt in Oye und den Freischaaren fand aber am 17. Juli statt. Morgens 6 Uhr rückte eine Kompagnie derselben aus dem Fort de Joux und schlich sich im Schutze des herrschenden Nebels an die links vom Doubs aufgestellten Vorposten heran; diese aber gaben Feuer und zogen sich langsam plänkelnd zurück, bis die Scharfschützenkompagnie Escher zur Verstärkung heranrückte und im Verein mit der dem rechten Ufer des Doubs folgenden Kompagnie Reutlinger die Franzosen ins Fort zurücktrieb. „Da die Scharfschützen eine sehr vortheilhafte Stellung dem Fort gegenüber fanden, konnten sie leicht ins Schloß

schießen, worin sie einige Mann verwundeten. Da die Distanz für die Infanteriegewehre zu groß war, kam die Kompagnie Reutlinger nicht ins Feuer, erhielt aber vom Schloß aus mehrere Kanonenkugeln, die außer dem Tannenwald Niemand trafen." In der ersten Woche des Monats Juli sah sich Landolt genöthigt, alle Bewohner der Dörfer von Oye und Jougne entwaffnen zu lassen, nachdem die Nachricht eingelaufen war, daß sie mit Hülfe eines ohne Zweifel erwarteten Detaschements Freischaaren und in Verbindung mit der Garnison des Forts de Joux bei erster Gelegenheit die Kantonnemente zu überfallen beabsichtigten; die Entwaffnung ward jedoch ohne jeden Widerstand vollzogen, und vorgenommene Rekognoszirungen stellten die Abwesenheit feindlicher Schaaren fest.

Am 13. Juli wurde das Bataillon Landolt von Oye nach Bonnevaux verlegt, wo es kompagnieweise in Scheunen untergebracht und eine starke Feldwache aufgestellt wurde. „Der ganze Stab wurde im Schloß bei einem ehemaligen Paire einquartiert. Als wir anlangten, entschuldigte sich die Dienerschaft, daß man uns in der Eile nicht besser bewirthen, und daß unser alte Hauswirth, da er zur Ruhe gegangen sei, uns nicht selbst empfangen könne; indessen erhielten wir ein prachtvolles Nachtessen, nach welchem wir uns zur lang ersehnten Ruhe begaben und, von Nichts gehindert, ruhig schliefen. Schon sehr früh erschien unser Hauswirth, ein ehrwürdiger 80jähriger Greis, empfing uns auf's Herzlichste und lud uns zum déjeûner ein, wobei er uns seine Schwester, eine ebenso alte, aber aufgeräumte Dame, welche ehemals Nonne war, empfahl. Kaum war das déjeûner beendigt, so langte ein Ordonnanzoffizier aus dem Hauptquartier an, mit dem Befehl, nach Empfang desselben .... nach Levier zu marschiren, wo ich den Herrn Obersten von Graffenried mit seiner Brigade antreffen und seine Befehle erhalten würde." Ohne von den herumschweifenden Freischaaren belästigt zu werden, vereinigte sich das Bataillon Landolt im Lager bei Levier mit der Brigade.

Am 18. Juli erhielt Landolt nach mehreren Streifzügen, welche von Levier aus gegen die Freischaaren in der Richtung nach Salins hatten unternommen werden müssen, Weisung, über Bonneveaux und Vallorbes nach Yverdon aufzubrechen, um da die weitern Befehle des Generalquartiermeisters Finsler entgegenzunehmen. „Die Ursache meiner Entlassung war nämlich ein Beschluß der hohen Regierung von Zürich, daß bei Entlassung der Reserve zuerst und vor allem diejenigen drei Bataillone zurückgenommen werden sollten, deren Piquet-Tour beendigt war." In Yverdon erreichte Landolt der Befehl des Obersten Füßli, sogleich das Bataillon zu verlassen und in Basel das durch Beförderung des Obersten Heß frei gewordene Kommando des dritten Bataillons des Succursregiments zu übernehmen. Mit des Generalquartiermeisters Erlaubniß marschirte jedoch Landolt mit seinem Bataillon zuvor über Murten, Bern, Seeberg und Aarburg nach Zürich, um dasselbe abzudanken. Am 29. Juli wurde es vom Landammann Reinhard auf dem Hirschengraben inspizirt und am folgenden Tage abgedankt und entlassen. „Wenn es mir je Mühe machte, ein Bataillon zu verlassen, so war es bei diesem Anlaß. In den 5 Monaten, in denen ich dieses wackere Bataillon kommandirte, betrug es sich so musterhaft, daß ich während der ganzen Zeit keine einzige Klage erhielt. Bei starken Märschen, wobei öfters die Lebensmittel fehlten oder durch unverzeihliche Nachlässigkeit nicht nachgeschickt wurden, hörte man kein unzufriedenes Wort, sondern es zeigte den besten Willen, was leider bei andern Bataillons nicht der Fall war; an allen Orten, wo wir logirten oder lagerten, war es von unsern Herren Chefs und den Einwohnern geachtet und geschätzt."

Im Besitz eines verbindlichen Abdankungsschreibens des Obersten von Graffenried, reiste Landolt am 31. Juli allein von Zürich nach Basel, seinem Bestimmungsorte, wo er am folgenden Tage anlangte und die Befehle des Brigadechefs, des

Obersten Heß, empfing, um hierauf sich nach Arlesheim zu begeben, da hier der Stab und die Grenadierkompagnie seines zukünftigen Bataillons lag. Landolts Tagebuch berichtet von einer unliebsamen Wahrnehmung, welche für die Uebernahme des neuen Kommandos wenig Gutes verhieß:

„Als ich durch Mönchenstein ritt, sah ich mehrere Soldaten in zerrissenen Kaputröcken, beschmutzten weißen Hosen und ohne Strümpfe herumlaufen; sogar die Polizeiwache, die an der Straße ihr corps de garde hatte, war nicht schöner. Aber wie groß war erst mein Erstaunen, als ich fragte: «Woher sind diese Truppen?» und die Antwort erhielt: «Vom Kanton Zürich, Bataillon Heß, Kompagnie Schultheß!» «Also», dachte ich, «eine Kompagnie meines zukünftigen Bataillons, eines Bataillons des Succursregiments, welches ein Muster der Reserve sein sollte! wie werden wohl die andern Kompagnien aussehen? Mein Reservebataillon, das ich in Zürich verlassen hatte, war nie in einem solchen Zustand, obschon ich wenige Offiziere aus der Stadt dabei hatte."

Nachdem die erste Hälfte des Monats August auf fleißiges Exerciren verwendet und strenge Inspektion der Kleider vorgenommen worden war, erhielt Landolt am 17. vom Obersten Lichtenhahn den Befehl, sich mit dem ganzen Bataillon Abends 6 Uhr im Neuhaus oberhalb Kleinhüningen einzufinden, wo es Werkzeuge zur Eröffnung der Laufgräben fassen sollte, welche um 8 Uhr bei mondheller Nacht erfolgte. Der Arbeiten erst um 11 Uhr Nachts gewahr geworden, unterhielten die Belagerten die ganze Nacht hindurch ein lebhaftes Artillerie- und Gewehrfeuer, welches aber die Arbeiten so wenig störte, daß am Morgen die ganze ausgezogene Strecke, 2½—3 Fuß tief und breit, ausgegraben und der Mann darin gedeckt war. Am 18. kehrte das Bataillon, vom Bataillon Hausheer abgelöst, in seine Kantonnemente nach Arlesheim zurück; aber noch am nämlichen

Abend fand sich Landolt mit 300 Mann abermals in der tranchée zur Arbeit ein. „Anfangs der Nacht verhielt sich die Festung sehr ruhig. Allein gegen 10 Uhr fing sie an, unsere Arbeiten durch Wurfgeschütz und besonders durch ein wohlunterhaltenes Musketenfeuer zu beunruhigen. Die Kirche, mehrere Häuser und Scheunen des Dorfes Kleinhüningen wurden stark beschädigt, und eine Bombe, welche in eine Scheune, worin 30 Mann vom Bataillon Courten lagen, fiel, zersprang, jedoch ohne einen einzigen Mann zu beschädigen, und entzündete sie; aber das Feuer konnte mit Hülfe der Bauern und der Soldaten bald wieder gelöscht werden.“ Unter dem unausgesetzten Feuer der Festung wurde die Mannschaft des Bataillons in den zwei nächsten Tagen, theils vollständig, theils abtheilungsweise, in die tranchées beordert, um beim Batteriebau und der Herbeischaffung von Materialien mitzuwirken, wobei am 21. ein Soldat, der Grenadier Johannes Boßhard von Bauma, bei der Batterie Nr. 10 von einer Flintenkugel in den Kopf getroffen wurde, so daß er 14 Tage später im Spital zu Prattelen starb.

Die Einzelheiten über den Verlauf der Belagerung und Beschießung der Festung Hüningen, zu welcher vom 22. Vormittags für alle armirten Batterien das Signal gegeben wurde, sind im «Tagebuch der Belagerung der Festung Hüningen vom 17.—28. August 1815» (Neujahrsblatt der Zürcher Feuerwerker-Gesellschaft, 1866, S. 714 sq.) zu finden, und so dürfen wir die bezüglichen Notizen Landolts über diesen Zeitabschnitt übergehen, um so eher noch, als der ausführlichen Darstellung desselben u. A. auch das «Ordrebuch des Herrn Oberstlieutenant Hans Landolt» als Quelle zu Grunde gelegt worden ist (a. a. O., S. 748, Anm. 27). Dafür lassen wir unverkürzt hier denjenigen Abschnitt aus seinem Tagebuch folgen, welcher die Kapitulation der Festung und den Auszug aus derselben zum Gegenstand hat (vergl. daneben a. a. O., S. 741 sq.):

„Den 28., Morgens um 10 Uhr, fand der Auszug der französischen Besatzung aus Hüningen wirklich statt. Sie bestand noch ungefähr aus 1800 Mann, größtentheils Nationalgarden, und 150 Mann Linientruppen, und streckte auf dem Wege nach St. Louis, wo sich der General en chef, Erzherzog Johann, mit dem Erzherzog Maximilian und der ganzen verbündeten Generalität des Belagerungskorps befand, das Gewehr. Hierauf reiste General Barbanègre unter Begleitung zweier österreichischer Offiziere nach dem Orte seiner Bestimmung ab; die Nationalgarden wurden nach Hause geschickt, die beiläufig 60 Mann Linientruppen unter Eskorte zur Armee des Marschalls Marmont abgeführt, und die in der Festung befindlichen Douaniers zur Verfügung des Präfekten von Colmar gestellt. Später ritt S. k. k. Hoheit der Erzherzog Johann mit einem großen Geleite von hauts officiers in die Festung ein; ihm folgte das Korps der österreichischen, Zürcher, Aargauer und Basler Kanoniere, dann 2 österreichische Bataillone, das Regiment Hessen-Darmstädter, die Würtemberger und Schweizer. Oesterreicher und Schweizer Kavallerie gehörten zum Zuge. Alles zusammen betrug etwa 6000 Mann. Der Municipalrath empfing den Erzherzog bei seinem Eintritt in den Ort. Nach einem Halte zog der größte Theil der eingerückten Militärs durch das Rheinthor ab, um sich wieder in ihre Lager und Quartiere zu begeben. Ein Bataillon Oesterreicher blieb einstweilen als Besatzung in der Festung zurück. Eine ungeheure Menge Zuschauer, sowohl von Basel, als aus der Umgegend, hatte sich zu diesem Schauspiele eingefunden. Die in den Magazinen des Platzes aufgefundene Artillerie, die Kriegs- und Mundportionen waren sehr beträchtlich. An Feuerschlünden zeigten sich 131 Stücke, worunter 32 Mörser und Haubitzen waren; ferner wurden 250 Zentner Pulver, eine ungeheure Menge Bomben, Granaten, Kugeln, Feuersteine und andere Kriegsvorräthe nebst vielem Reis, eingesalzenem Fleisch, viel Schlachtvieh,

Wein und Branntwein gefunden. Die Festung bot ein Bild gräßlicher Zerstörung dar, und es zeigte sich daraus, daß sie mit allen Schrecknissen der Belagerung heimgesucht worden war. Die bürgerlichen Wohnungen schienen wenigstens drei Mal mehr als bei der vorigen Belagerung gelitten zu haben; besonders übel war der dem Rhein zunächstliegende Theil derselben zugerichtet.

Bald nach der Uebergabe der Festung wurde das Geschütz ab den Wällen geführt, sowie auch aus den Belagerungsbatterien, ebenso die Mundvorräthe, Kriegs- und Feldgeräthschaften weggebracht, die Ketten und Hebebäume der Zugbrücken abgenommen. Beiläufig einige Tausend Wagen durchzogen die Stadt Basel, alle mit Kriegsgeräth und Munition beladen, um dasselbe nach dem sogenannten Galgenfeld zu führen, wo es neben dem Geschütz und den Vorräthen der Belagerer paradirte. Am 29. August, Morgens um 8 Uhr, rückte das ganze Belagerungskorps, ungefähr 16,000 Mann stark, in die Ebene zwischen Burgfelden und Blotzheim aus und bildete dort eine Rautenvierung oder oblängliches Carré. Um 10 Uhr durchritt S. k. Hoheit der Erzherzog Johann, begleitet von sämmtlichen hohen Generaloffizieren, die Linien des Vierecks unter lautem Hurrah und Freudengeschrei der Truppen. Hierauf trat er mit seinem Geleite in ein als Kapelle bereitetes Gezelt, und es wurde ein Te Deum gesungen, nach dessen Beendigung die Truppen drei Generalsalven abfeuerten, denen mehrere hundert Kanonenschüsse aus der Festung Hüningen antworteten. Die Truppen defilirten auf der Straße nach St. Louis vor S. k. k. Hoheit, wurden hernach vertheilt und bewirthet. Jeder Unteroffizier und Soldat erhielt ein 1/2 Pfund Rindfleisch, Würste und Braten nebst einer Bouteille Wein. Die Offiziere speisten an besondern Tischen, die Generale und Stabsoffiziere an des Erzherzogs Tafel. Unter Anbringung vieler Toaste, dem Donner der Kanonen und unter Tafelmusik zweier österreichischer Feldmusiken ward das Fest, wobei natürlich kein Einwohner

von Hüningen erscheinen durfte, fröhlich geschlossen. Das gute Betragen der eidgenössischen Truppen aller Waffen, die an der Belagerung der Festung Hüningen theilnahmen, erwarb ihnen die größte Zufriedenheit ihrer Obern und der Einwohner" (es folgen im Manuscript als Belege der letztern zwei Aktenstücke).

Soweit geht, wenigstens in der Hauptsache, Landolts Bericht über die Belagerung der Festung Hüningen, bei deren Beschießung aus dem Zürcher Mörser Apollo der allererste Schuß abgegeben wurde, der nach der Aussage von Ueberläufern auf dem Paradeplatz von Hüningen ein Weib todt schlug. Mit der Theilnahme an dieser Operation endet diejenige militärische Wirksamkeit Landolts, welche von ihm in seinem Tagebuch der schriftlichen Aufzeichnung werth befunden worden ist. Am 1. September 1815 marschirte Landolt erhaltener Ordre gemäß mit seinem Bataillon und der Scharfschützenkompagnie Pfenninger über Rheinfelden, Hornussen und Baden nach Zürich und wurde hier am 7. im Schützenplatz durch den Obersten Finsler abgedankt und entlassen; „hiermit war wieder ein Feldzug beendigt, der, wie gesagt, wenig Leute kostete."

Landolt behielt sein Kommando bis 1832 und hat noch bei den militärischen Ereignissen dieses und des vorhergehenden Jahres mitgewirkt; aber dieser letztern gedenkt er mit Achselzucken, denn die später darüber eingetragene Bemerkung, zugleich den Schluß des gesammten Tagebuches bildend, lautet also: „Den Feldzug oder Ausmarsch von 1831 bis 1832 will ich übergehen, indem der Keim der Dreißiger Revolution schon in meinem Bataillon, besonders unter mehreren Offizieren steckte, so daß ich wenig Ehre und Freude damit einerntete."

1832 trat Landolt aus dem effektiven Militärdienst zurück, ohne jedoch das lebhafte Interesse an allen militärischen Vorkommnissen in der Folge zu verlieren. Nach langen Leiden, welche zum Theil durch die erhaltenen Wunden entwickelt worden

waren, starb unser Freund, am Abend vor seiner Auflösung vor dem letzten Kampfe betend und noch im letzten Augenblick auch der alten Waffengenossen sich erinnernd, am Morgen des 5. Oktober 1859. Mit ihm aber schied aus diesem Leben ein Offizier, der die in langer und wechselvoller militärischer Laufbahn gesammelten Kenntnisse während Jahrzehnten ganz und voll dem Dienste seines Vaterlandes gewidmet und diesem im Allgemeinen, wie auch seiner Vaterstadt im Besondern allezeit zur Zierde gereicht hat*).

*) Geboren 1779, machte Landolt im Jahre 1798, mithin 19 Jahre alt, als Freiwilliger den Zug nach Bern mit. Die ersten fremden Dienste suchte er im folgenden Jahr durch den Eintritt in das Regiment Bachmann, dem er als Offizier ins Vorarlberg und Tirol folgte. 1807 trat er in das vierte Schweizerregiment in napoleonischen Diensten, also zugleich denjenigen, welche den hauptsächlichsten Gegenstand der vorliegenden Aufzeichnungen bilden. Vergl. das Neujahrsblatt der Zürcher Feuerwerker-Gesellschaft 1868, S. 815, und u. A. auch den Nekrolog in der „Zürcher Freitagszeitung" vom 7. Oktober 1859.

Aus der Reform der zürcherischen Landschulen.

1770—1778.

Von Dr. O. Hunziker.

Wenn eine neue Zeit unter Sturm und Drang hereinbricht, die die alten Ordnungen in Trümmer wirft, so sind wir sehr bereit, dem Worte des Dichters: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ die umfassendste Deutung zu geben. Wir stellen uns dann gar zu leicht vor, es sei eben die unmittelbar vorangegangene Generation durch ihr halsstarriges Beharren auf verjährten Mißbräuchen selbst die Ursache gewesen, daß statt der abgewiesenen Reformen nur ein gewaltsamer Umsturz, eine Revolution, habe helfen können.

Nun ist es ja wahr, daß einzig der edle Freiherr von Münchhausen das Kunststück fertig gebracht hat, sich an seinem eigenen Zopfe aus der Grube herauszuziehen, und nicht minder wahr, daß bei der Fortdauer ruhigen Stilllebens die bestehenden Formen des Staats- und Kulturlebens allmälig zu einem fast schrankenlosen Einfluß auf die Gemüther gelangen, welcher es immer schwieriger macht, ohne eine gewaltige Erschütterung von Außen sich von diesen verknöcherten Formen zu befreien.

Aber in That und Wahrheit haftet der Gegensatz der Zeiten mehr an den äußern Vorgängen, als daß er das innere Leben beherrscht: den Revolutionen gehen durchweg Reformperioden unmittelbar voraus. Auf friedlichem Wege suchen die tüchtigsten und einsichtigsten Elemente die eingerissenen Mißbräuche zu beseitigen; sie thun dies aus dem Bewußtsein ihrer Zeit heraus und mit den Mitteln, die ihnen diese an die Hand gibt; sie erringen schätzenswerthe Erfolge, aber die Wurzeln der Mißstände vermögen sie nicht durchzuschneiden, weil diese tief mit allen Verhältnissen ihrer Gegenwart verflochten sind. Weit stärker als das positive Ergebniß ihres Wirkens ist das negative, die allgemeine Verbreitung des Bewußtseins, daß das Bisherige unhaltbar sei. Dann kommt die Sturmzeit über's Land; rücksichtslos bricht sie mit den Gebilden der Vergangenheit. Mit Geringschätzung schaut sie zunächst auf das, was die Vorgänger erstrebt und geleistet; der absoluten Forderung gegenüber, daß alles besser und zum mindesten anders werden müsse, kann jenes natürlich gar nicht in Betracht kommen. Aber wenn dieser Sturm und Drang sich gelegt hat, beginnt man wieder mit den Grenzen des Möglichen zu rechnen; allmälig gewahrt man nun, daß dafür der Boden schon durch die frühere Arbeit vorbereitet, die Richtung in der Hauptsache bezeichnet sei; die Anknüpfung an die vorangegangenen Reformen vollzieht sich wie von selbst, und wenn ein paar Menschenalter vorüber, so daß eine freie Uebersicht möglich geworden, wird jenen Vorläufern auch ihr Recht; mit Hochachtung schaut man zu ihnen als zu den Pionieren empor, über deren Aussaat die Frühlingsstürme kommen mußten, damit die Pflanze zum Wachsthum gedeihe, Frühlingsstürme, die aber nur dann Frucht schaffen können, wenn vorher Säeleute sich die Mühe nicht haben verdrießen lassen, die Saatkörner in die Erde zu legen.

Das ist im Allgemeinen das Verhältniß, in welchem die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Zeit der Aufklärung

und des aufgeklärten Despotismus, zu den Umwälzungen steht, welche die Folgen der französischen Revolution über Europa brachten; es ist auch im Speziellen das Verhältniß, wie es in unserm Vaterlande stattfand, und ganz besonders in Stadt und Republik Zürich, wo eben damals auf Grund der von Bodmer und Breitinger ausgehenden Anregungen ein ungewöhnlich reiches geistiges Leben sich entfaltet hatte.

So heben sich denn auch in der Entwicklungsgeschichte des zürcherischen Schulwesens die drei letzten Jahrzehnte vor 1798 wohlthuend von der Oede der vorangegangenen Zeit ab: 1765 wird die Reform des stadtzürcherischen, insbesondere des gelehrten Schulwesens angeregt und kommt 1773 zum Abschluß; in diesem Jahre tritt die Kunstschule, 1774 die Töchterschule in's Leben, 1778 wird das Schulwesen der Landschaft neu geordnet; 1780 entsteht die erste Handwerkerschule, 1782 das medizinisch-chirurgische Institut, 1786 die Armenschule, 1791 das Landknabeninstitut in Zürich.

Nun ist ja bekannt, daß die Töchterschule, die Handwerkerschule, das medizinisch-chirurgische Institut u. s. w. ihre Entstehung der Privatinitiative verdankten; aber auch die Reorganisation der Landschulen war in erster Linie ein Ergebniß privater Bestrebungen, und erst nachdem diese die Angelegenheit in vollen Fluß gebracht, boten die offizielle Kirche und der Staat die Hand, um mit ihrer Autorität das Werk zur Vollendung zu bringen und seinen Bestand für die Dauer und allgemein sicher zu stellen.

* * *

Die Landschule, ein Kind der Reformation und wie allenthalben anderwärts als kirchliche Institution gedacht und behandelt, hatte bei uns im 17. Jahrhundert ihre ersten organisatorischen Normen erhalten. Bürgermeister und Rath der Stadt Zürich

ertheilten der „durchgehenden Ordnung für die Schulen auf der Landschaft", die wohl ein Werk des thatkräftigen Antistes Breitinger war, 1637 mit der Stadt geheimem Insigel die obrigkeitliche Genehmigung. Auf dieser „durchgehenden Schulordnung" ruhen die ersten gedruckten Schulsatzungen der Obersten Schulherrn von 1658. Die Satzungen von 1658 wurden 1684 umgearbeitet und erweitert und blieben in der ihnen nun gegebenen neuen Form — die Satzungen von 1719 sind im Wesentlichen nur ein Neudruck derer von 1684 — fast ein Jahrhundert lang in Kraft.

Die Grundzüge der in ihnen enthaltenen Schulorganisation sind in Kürze folgende:

In jeder Gemeinde besteht eine offizielle Hauptschule. Diese Schulen sind in der Regel bloß Winterschulen mit 6 Stunden täglichen Unterrichtes; wo Sommerschulen bestehen, umfaßt der Unterricht während dieser Jahreszeit täglich 5 Stunden; wo keine sind, hat die Schuljugend wenigstens am Samstag zu religiösem Unterricht und zur Repetition des im Winter Gelernten sich einzufinden. Im Winter ist der Samstag ausschließlich dem Religionsunterrichte gewidmet; auch der Besuch der Morgengottesdienste bildet einen integrierenden Bestandtheil der Schulpflicht für Schüler und Lehrer. Im Uebrigen ist das Lesen Zentralfach; nach ihrer Fertigkeit in demselben werden die Kinder in drei Abtheilungen geschieden; von einer bestimmten Klasseneintheilung ist nicht die Rede. Im Anschluß an den Unterricht im Lesen wird vorgesehen ebensolcher im Schreiben, Rechnen, Singen. Materiell steht der religiöse Lehrstoff im Mittelpunkt, rein mechanisch betrieben, als Gedächtnißsache behandelt und individuell eingeübt. Für weitere Bildungsbedürfnisse der reifern Landjugend waren Nachtschulen eingerichtet, resp. empfohlen. Von Schulhäusern war zwar gesprochen; thatsächlich besaßen aber viele Gemeinden nicht einmal gesönderte Schulstuben. Zur winterlichen

Beheizung des Lokals mußte jedes Schulkind täglich ein Scheit mitbringen. Jährlich fand in Anwesenheit des Pfarrers und der weltlichen Beamten ein Examen statt.

Die Schulmeister, selbstverständlich aus den Gemeindeangehörigen genommen, wurden von der obersten kirchlichen Behörde, den „obersten Schulherren“ oder „Examinatoren beider Stände“ in Zürich nach vorangegangener Prüfung gewählt; durchweg mit sehr geringer Besoldung, in der Hauptsache auf das unsicher eingehende Schulgeld angewiesen, trieben sie in der Regel neben der Schule ein Handwerk; um ihnen ohne solche störende Nebenbeschäftigung einen ausreichenden Lebensunterhalt zu sichern, war die Verbindung des Vorsinger- und Sigristendienstes mit dem Schuldienst den Gemeinden empfohlen. Lokale Schulbehörde war der Pfarrer, der dafür sorgen sollte, daß ihm aus den Gemeindevorgesetzten einige Männer zur Schulaufsicht beigegeben werden.

So dürftig das war, so fehlte noch viel, daß die wohlwollenden Intentionen der Schulsatzungen — die keineswegs ohne pädagogisches Verständniß sind — allenthalben zur Durchführung kamen. Im Lichte der Aufklärung, wie es um die Mitte des 18. Jahrhunderts in der Stadt Zürich hell leuchtete, galt vorherrschend der Eindruck, daß die Landschulen „in den äußersten Verfall gerathen seien.“

Auf der Landschaft waren die Träger des Lichtes fast ausschließlich die Geistlichen. Mochten auch manche derselben nur ein recht dürftig und trübe brennendes Lämpchen darstellen, so nahmen andere unter ihnen sich mit anerkennenswerthem Eifer der Schule an; auch unter den starr orthodoxen Pfarrern gab es solche, die mit großer Gewissenhaftigkeit für die Schule sorgten. Bei der zweifachen jährlichen Visitation der Geistlichen mußten in dem (auf Herbst 1770 zum erstenmal gedruckten) Fragebogen über die kirchlichen Verrichtungen jeweilen auch Fragen über die Schulen beantwortet werden.

Nun kam dazu, daß auch immer größere Kreise unter den Landpfarrern an dem Erwachen der Geister theilnahmen, welches das 18. Jahrhundert kennzeichnet. Selbst die offizielle Kirche konnte sich der freiern Strömung nicht entziehen. Die neuen philosophischen Ideen und die religiöse Vertiefung des Pietismus brachen den Winterschlaf der dürren Orthodoxie. Die Wahl des Antistes Wirz[1]) im Jahre 1737 war der erste große Sieg der jüngern, gemäßigten Richtung innerhalb der zürcherischen Geistlichkeit.

Als dann Wirz nach zweiunddreißigjähriger Amtsthätigkeit hochbetagt starb, wie war doch die Zeit so vielfach eine andere geworden! Bereits vor einigen Jahren war es vorgekommen, daß ein Landgeistlicher[2]) es gewagt hatte, in versammelter Synode kirchliche Reformen anzuregen. In Kirche und Staat blühte die Saat Bodmers und Breitingers heran, und eben (1768) hatte seit langem wieder ein wirklich bedeutender Mann, der zudem diesen Kreisen nahestand, Johann Konrad Heidegger[3]), den Bürgermeisterstuhl bestiegen. Breitingers und Heideggers Zusammenwirken setzte die Reform der städtischen höhern Schulen ins Werk und führte sie durch.

Aber die Landschulen? Die humanistische Richtung, der Beide angehörten, hatte für die Reform der Landschulen nicht das nämliche direkte Interesse, wie für Gelehrtenbildung und die städtischen Schulen; sie lebte geistig zu sehr in den Idealen des klassischen Alterthums und politisch zu sehr im Hochgefühl der Herrschaftsrechte der Stadt über die Landschaft. Da war es von hoher

---

[1]) Hans Conrad Wirz, geb. 1688, gest. 3. April 1769. Vgl. Zimmermann, die Zürcher Kirche 1519—1819. Zürich, Höhr 1878 S. 290 ff.

[2]) Pfarrer Heinrich Meister in Küsnach, geb. 1700, gest. 1781.

[3]) Der eben darum von seinen Zeitgenossen der „große Heidegger" genannt wurde. Er war 1710 geboren und starb 1778. Ueber seinen Antheil an der zürch. Schulreform s. Bühlmanns Praxis der schweiz. Volks- und Mittelschule, IV. Jahrg. 1884, S. 134 ff.

Bedeutung, daß zum Nachfolger von Wirz in der Leitung der Kirche 1769 Joh. Rudolf Ulrich gewählt wurde[1]). Ulrich war damals ein Mann in den rüstigsten Jahren, erst einundvierzigjährig; er hatte seine Jugend auf dem Lande verlebt, wie denn schon sein Vater der Liebe zum Landleben eine Stellung in der Stadt zum Opfer gebracht hatte. So hatte in dem Sohn die Sorge für die Landschulen gewissermaßen ihren gebornen Vertreter und zugleich verband seine treffliche weltmännische und klassische Bildung wie seine milde und rationalistisch gefärbte theologische Richtung ihn aufs innigste mit der übrigen aus Breitingers Schule hervorgegangenen jüngern Geistlichkeit.

Schon unter Antistes Wirz hatte ein junger Geistlicher, Kramer, in der Kirchensynode vom Herbst 1766 eine Verbesserung der Landschulordnung verlangt. Wenn dann sieben Jahre später Antistes Ulrich in einem Circular berichten konnte[2]): „Es ist M. Gn. Herren überaus angenehm gewesen zu vernehmen, daß das ganze Ministerium den Entschluß gefaßt hat, auf die so nöthige Verbesserung des Schulwesens auf der Landschaft seine vorzügliche Sorge zu richten; in der That ist dies ein Unternehmen, das unserm Stand bei allen edeldenkenden Menschen zur größten Ehre gereicht; jedermann, der nur davon reden hört, bezeugt seine ungemeine Freude; insbesondere versprechen sich die Herren Examinatoren davon den größten Nutzen", so ist die Thatsache solch ungewöhnlicher Bemühung der tüchtigern Landgeistlichen in jenen

[1]) Ulrich, geb. 1728, war vor seiner Erwählung zum Antistes Pfarrer am Waisenhaus und Professor an den höhern Schulen Zürichs; er starb den 8. Februar 1795. Biographisches über ihn bieten: Zimmermann, die Zürcher Kirche, S. 323 ff.; Salomon Hirzels Schrift „Angedenken meines Bruders und meiner beiden Freunde Ulrich und Schinz" (Zürich 1804) und (betr. seine Jugendentwicklung) das von Prof. Bremi verfaßte Neujahrsblatt der Gesellschaft auf der Chorherren 1807. Eine umfassende und ausreichende Biographie gibt es über ihn nicht.

[2]) Zimmermann, a. a. O. S. 329.

Jahren durchaus richtig; aber der Gang der Entwicklung dieses Aufschwungs im Einzelnen, der Antheil der verschiedenen Persönlichkeiten an derselben entzieht sich zum Theile wenigstens einstweilen noch der nähern Kenntniß. Die Protokolle der Examinatoren und der Synoden geben darüber so zu sagen keinen Aufschluß. Statt Persönlichkeiten treten uns Körperschaften entgegen.

Immerhin dürfte fraglos sein, daß das Hauptverdienst, die Bewegung für eine Reform des Landschulwesens in umfassender Weise auf die Bahn und schließlich zu glücklichem Abschluß gebracht zu haben, dem Antistes Ulrich zukommt.

Unbedingt sicher ist, daß die Beseitigung des letzten großen Hindernisses dieser Reform, des finanziellen, auf Grund von Ulrichs persönlicher Initiative möglich und zur Thatsache geworden ist. Die Schwierigkeit bestand in vorliegendem Falle darin: eine große Zahl Landschulmeister waren so ärmlich besoldet, daß an ihrem Nothstand jede Zumuthung vermehrter Leistungen scheitern mußte. Wie konnte für Besserstellung dieser Männer gesorgt werden? Von der Landbevölkerung dafür Opfer zu verlangen ging nicht an. Noch wirkte in der Mitte des achten Jahrzehends das Elend der Nothjahre zu Anfang desselben nach; und auf Opferwilligkeit der Gemeinden war bei der unbestreitbaren Apathie, ja Antipathie der Landbevölkerung gegen die Schulen auch sonst nicht zu rechnen. Der Staat, an den man nach den Begriffen unserer Zeit zunächst hätte denken müssen, war damals noch nicht durch das Mittel direkter Steuern in die Lage versetzt, auf die Dauer namhaft für die Aufgaben der Kultur einzustehen, und dem allgemeinen Bewußtsein jener Zeit lag es ferne, für solche Zwecke das Staatsvermögen in Anspruch zu nehmen; das Schulwesen galt noch nicht als ein Politikum. „Zu dem ærarium publicum", sagt Antistes Ulrich in seinem Aufruf vom 28. September 1776, „seine Zuflucht zu nehmen, wer wollte sich das unterstehen? Wir kennen zwar von langem her und verehren mit dem demüthigsten Dank

die landesväterliche Gesinnung U. Gn. Herren, vermöge welcher sie zu jeder Zeit geneigt sind, das wahre Wohl ihrer Bürger und Angehörigen bestmöglich zu fördern und sich dazu, wenn es die Umstände erheischen, weder Mühe noch Kosten reuen zu lassen ... Allein wir wissen auf der andern Seite doch auch, daß Hochdieselben seit einigen Jahren mit so vielen außerordentlichen und großen Ausgaben beschwert gewesen und noch sind, daß es fast nicht zu begreifen ist, wie es bei den eben nicht gar zu beträchtlichen Einkünften unsers Staats möglich sei, dieselben alle zu bestreiten. Und würde es denn nicht die größte Unbescheidenheit sein, die obrigkeitlichen Aemter ohne die dringendste Noth von Neuem belästigen zu wollen? Das wird kein gutdenkender Bürger sich jemal in den Sinn kommen lassen, solange er noch andere Mittel weiß, seinen nothleidenden Brüdern Hülfe zu verschaffen!" Das Mittel nun, das Ulrich ausfindig machte und ins Werk setzte, war der mit eben diesen Betrachtungen eingeleitete Aufruf an die Privatwohlthätigkeit seiner Mitbürger. Derselbe verfehlte seinen Zweck nicht. Innerhalb eines Jahres vermehrte sich der kleine (damals ca. 3000 fl.) betragende Landschulfonds um mehr als 8000 fl. Nun konnte die Reform ins Werk gesetzt werden. Am 26. Oktober 1778 wurde der Entwurf der „erneuerten Schul- und Lehrordnung für die Schulen der Landschaft Zürich" von Bürgermeister und Rath gutgeheißen und öffentlich als Gesetz promulgirt.

Aber auch daran ist nicht zu zweifeln, daß schon in den frühern Stadien die leitenden Fäden in Ulrich's Hand zusammengehen.

Denn wenn bei der Zusammenstellung der Visitationsberichte der zürcherischen Geistlichkeit für die Frühlings- und Herbst-Synode 1771 dieselbe sich geflissentlich fast ausnahmslos mit den Angaben über die Schulverhältnisse befaßte, ist dies auch

ohne ausdrückliche Nachricht kaum anders denkbar als mit Willen und auf Anordnung des kirchlichen Oberhauptes.

Ebenfalls in den Anfang der Bewegung fällt die Ausarbeitung und Verbreitung eines höchst merkwürdigen Aktenstückes. Sämmtliche Pfarrämter auf dem Lande erhielten einen gedruckten Bogen „Fragen über den Schulunterricht“ zur Vernehmlassung.

Die Zahl der damals stationirten Landgeistlichen betrug nicht ganz 150; von 105 derselben finden sich die Antworten noch jetzt auf dem zürcherischen Staatsarchiv bei einander; darunter eine ganze Reihe höchst fleißiger und eingehender Arbeiten[1]). Von den geistlichen Kapiteln sprach sich außerdem das Kapitel Wetzikon (dessen Umfang ungefähr dem jetzigen Bezirk Hinweil entspricht) in einem höchst instruktiven Gutachten an Hand der Fragen über die Schulzustände seines Sprengels aus.

In der That verdienen auch die Fragen das Interesse, das sie wachriefen, durch ihren Inhalt. Halten wir in denselben kurz Rundschau.

Es sind dieser Fragen im Ganzen 81.

Die 19 ersten betreffen die „Äußere Einrichtung des Schulwesens“: a. Anzahl der Schulen und Schulkinder. b. Zeit, so auf die Schule gewandt wird. c. Äußerliche Umstände des Schulmeisters in verschiedenen Absichten. d. Nachtschulen.

Dann folgt in 51 Fragen die Behandlung der „Innern Einrichtung des Schulwesens“: a. Charakter des Schulmeisters. b. Eigentliche Schulverrichtungen (30 Fragen über Lehrplan, Lehrgang und Methodik). c. Schulzucht. d. Schulbesuch und Examina. e. Nachtschulen.

---

[1]) Vgl. Praxis der Volks- und Mittelschule III. 1883: Die Schulvisitationen auf der Landschaft Zürich, von J. Labhard-Hildebrand, S. 29 ff.; S. 73 ff.

Es sei uns gestattet, aus diesen beiden Abschnitten wenigstens einige Fragen im Ausstich herauszuheben:

A. a 5. Was hat es mit den Dienstkindern, Männbuben[1]) ꝛc. für eine Beschaffenheit? gehen sie auch ordentlich zur Schul?

B. b 2. Wird eine vernünftige Proportion der Zeit, die auf verschiedene Objekte verwandt werden muß, beobachtet, daß nicht mit dem einten Objekt zu viel, mit dem andern zu wenig Zeit zugebracht werde? Wie hilft sich der Schulmeister in dieser Absicht bei den ungleichen Fähigkeiten der Schulkinder?

8. Wie geht es bei dem Auswendiglernen zu? Gibt man den Kindern ungleiche Lektionen, nach ihren Fähigkeiten auf, oder nicht?

9. Müssen sie das Auswendiggelernte mit **Verstand** hersagen? Müssen sie es auch etwa in ihre gewöhnliche Sprache übersetzen? Oder begnügt man sich mit einem Herabschnappeln?

10. Wird es vermieden, oder kann es vermieden werden, daß nicht den Kindern das, was sie auswendig gelernt, insonderheit Gebether, auch Katechismus-Fragen, durch gar zu öftere einthönige Wiederholung ekelhaft und zum Verdruß werde, oder doch nur ohne alles Nachdenken über die Lippen herablauffe?

11. Woran erkennt man, ob einem Kind an dem Lernen ekelt?

12. Was für Uebungen gefallen den Kindern am meisten? Vor welchen dagegen ekelt es den meisten unter ihnen?

15. Wird beim Schreiben keine Zeit unnützer Weise auf Auszierung der Buchstaben und auf das sehr entbehrliche Fraktur-Schreiben verwandt?

---

[1]) Hüterknaben.

16. Wird auch auf die Orthographie oder nur auf die Kalligraphie Acht gegeben?

17. Was sind es für Sachen, die man die Kinder schreiben, oder abschreiben läßt?

21. Lernen viele Bauernknaben rechnen? und werden sie auch vornehmlich auf das nöthigste und gemeinnützigste in der Rechenkunst geführt?

29. Was für Anstalten werden gemacht, oder könnten gemacht werden, daß die Kinder, wenn sie einmal ausgeschulet, sind, das Erlernte nicht wieder vergessen?

B. c 1. Was für Fehler und wie werden sie in der Schule bestraft?

2. Werden die Fehler im Lernen nicht etwa auf solche Art bestraft, daß den Kindern das Lernen selbst verleidet, oder gar die Schule selbst verhaßt gemacht wird? Was für Korrekturen findet man, daß hiebey die besten und fruchtbarsten seyen?

3. Wird nicht etwa, was nur ein vitium naturæ ist, als ein vorsetzlicher Fehler, und ein Mangel des Fleißes als ein Bosheitsfehler bestraft?

5. Wie verhält es sich in der Schule mit der Reinlichkeit? werden in dieser Absicht Vorsorgen gebraucht?

Die elf Fragen des d r i t t e n Hauptabschnittes: „Ueber den Nutzen des Schulunterrichtes und den Schaden des Versäumnisses" geben wir am besten vollständig.

1. Bringen es die meisten Schulkinder zuletzt zu einer wirklichen Fertigkeit im Lesen und Schreiben?

2. Zeigen sich etwa bei dem eint und andern Kind auch a u ß e r o r d e n t l i c h e Fähigkeiten des Verstandes? Man wünscht, wenn solche sind, sie mit Namen zu kennen. — Was wird mit solchen fähigen Köpfen vorgenommen? In was für Umständen sind sie?

3. Wie verhält sich ungefähr die Anzahl der Geschickten gegen die Ungeschickten, — der Fleißigen gegen die Unfleißigen, derer, die sich sittlich und unklagbar aufführen, gegen die Schlechten und Ungesitteten?
4. Was zeigen sich für allgemein herrschende Fehler bey den Schulkindern? Was für allgemein herrschende gute Eigenschaften?
5. Verspürt man am Ende einen merklichen Unterschied zwischen denen, die fleißig und lange zur Schule gegangen, und denen, die hierin vernachläßigt worden?
6. Wo in einer Gemeinde große und kleinere Schulen sind, haben da die, so in die große gehen, wo der Schulmeister wegen der Menge der Kinder fast nicht herumkommen kann, cæteris paribus in Absicht auf den Unterricht einen Nachtheil, oder die andere einen beträchtlichen Vortheil?
7. Wie hilft sich der Schulmeister in solchen großen Schulen, wo er wegen Menge der Kinder fast nicht an alle kommen kann?
8. Verspürt man an denen Orten, wo Sommer-Schulen sind, einen so merklichen Nutzen von denselben, und hingegen, wo keine sind, einen so merklichen Schaden der Unterlassung, daß wirklich zu wünschen wäre, daß man aller Orten Sommer-Schulen einführte?
9. Was läßt sich von dem Nutzen und dem Schaden der Nacht-Schulen sagen?
10. Hat man Beyspiele, daß Kinder durch das, was sie in der Schule gelernt (Lesen, Schreiben, Rechnen) etwa auch in Stand gekommen, ihre Bauern-Oekonomie desto besser zu besorgen?
11. Was für Einfluß hat wohl die gegenwärtige Theurung auf das Schul-Wesen und die Erziehung überhaupt?

Vorstehende Proben mögen zeigen, welches Geistes Kind diese Fragen sind. Es fehlt ihnen wohl da und dort die Exaktheit berufsmäßiger Verwaltungsroutine und fachmännisch-pädagogischer Redeweise; dafür erfreuen sie durch ihre naive Frische und durch das humane Interesse an der Jugend, namentlich an der armen Jugend, das aus ihnen spricht. Für die Neuordnung der Landschulen sind sie maßgebend geworden — auf Grund der Antworten wurde die Kommission ernannt, die den Entwurf von 1778 vorbereitete; als erster Versuch einer planmäßigen Enquete sind sie ein Pionier für die Fragenschemata der Helvetik und noch viel späterer Zeiten geworden und verdienen dadurch einen Ehrenplatz in der vaterländischen Schulgeschichte, vielleicht in der Schulgeschichte überhaupt.

Von wem und aus welcher Zeit stammen sie? Ueber beides läßt uns der Fragebogen gänzlich im Ungewissen; wohl ist schon gesagt worden, sie seien das Werk des Bürgermeisters Heidegger und entstammen dem Jahr 1768[1]). Es ist mir nicht gelungen, irgend einen Anhaltspunkt für diese Hypothese aufzufinden.

Zieht man die Daten zu Rathe, die bei einigen der im Staatsarchiv befindlichen Antworten sich vorfinden, so stammen diese Antworten alle aus der zweiten Hälfte des Jahres 1771 oder der ersten des Jahres 1772. Das frühste bestimmte Antwortsdatum ist 1. August 1771, das letzte Mai 1772. Somit stammen wohl die Fragen selbst aus der Zeit zwischen der Frühlings- und Herbstsynode 1771.

Von wem rühren sie her?

Nur wenige Antworten geben hierüber irgend welche Andeutung. Drei Antworten bezeichnen sich als solche „auf die von den Examinatoren aufgestellten Fragen“; zwei reden unbestimmter: Antworten auf die „von hohem Ort eingekommenen Fragen“,

[1]) Praxis 1883, S. 29.

auf die „publizierten Fragen"; einer der Antwortschreiber begnügt sich auch mit dem Stoßseufzer „Antwort auf die vielen Fragen."

Wenn in den acta visitationis unterm 15. März 1772 bemerkt wird, daß schon viele Antworten im Antistitium eingegangen seien, so würde das an und für sich nicht dagegen sprechen, daß die Fragen wirklich vom Examinatorenkollegium ausgegangen seien, dessen Vorsitz der Antistes führte. Aber merkwürdig bliebe es immerhin, daß im Protokoll dieser Behörde ein Anhaltspunkt betreffend den Erlaß solcher Fragen fehlt.

Eine zufällige Notiz gibt die richtige Spur. Das handschriftliche Repertorium ecclesiasticum majus — Realregister über das zürcherische Kirchenarchiv „mit einigen aus andern Quellen geschöpften Notizen, Anzeigen, Bemerkungen u. s. w." — das Ulrichs Nachfolger, Antistes J. J. Heß [1]), anlegte, merkt unter der Rubrik „Landschulen" an: „Anno 1772 sind verschiedene Beantwortungen der (von der moralischen Gesellschaft entworfenen) Landschulfragen im Antistitio eingegangen, derenthalben eine Kommission ernannt wurde. Acta C. Hess. p. 492"; es ist das die Stelle in den acta visit., von der eben die Rede war und nur die in Klammer gesetzten Worte sind dort nicht enthaltene Zuthat des Registranten. Die Handschrift läßt keinen Zweifel: die Bemerkung stammt von Heß selbst und seine „Quelle" wird wohl keine geringere sein als persönliche Erinnerung; denn Heß gehörte seit seiner Uebersiedlung in die Stadt 1767, oder wenigstens kurz nachher, der moralischen Gesellschaft als Mitglied an.

Diese moralische Gesellschaft war 1765 gegründet worden. Ihr Stifter und durch volle fünfzig Jahre hindurch ihr Präsident war Sal. Hirzel [2]), bei seinem Tode der Nestor der schweizerischen

[1]) Johann Jakob Heß, geb. 1741, gest. 29. Mai 1828.

[2]) Salomon Hirzel, geb. 1727, Standesseckelmeister, Bearbeiter der zürch. Jahrbücher, gest. 16. November 1818. — Die Gesellschaft setzte ihre

Historiker; seiner ungedruckten „L. Rede zum Andenken des Bestandes der moralischen Gesellschaft durch ein halbes Jahrhundert" (gehalten zu Zürich 25. Februar 1814) entnehmen wir nicht nur das Datum von Heßens Eintritt in dieselbe, sondern auch den Beleg, daß Ulrich zu den Mitstiftern und thätigsten Mitgliedern dieser Gesellschaft gehörte. Wenn, woran nach Heßens bestimmter Aussage kein Zweifel bestehen kann, die Fragen von der moralischen Gesellschaft entworfen sind, dann besteht auch die höchste Wahrscheinlichkeit, daß sie dort durch Ulrich eingebracht worden, der in der Gesellschaft speziell der Träger der Anregungen auf dem Gebiet der pastoralen Praxis war; dann aber klärt sich ebenfalls auf, warum die Antworten auf dem Antistitium eingingen, ohne daß die Fragen der kirchlichen Oberbehörde ihren Ursprung verdankten.

So dürfte sich bestätigen, was wir oben sagten: das Hauptverdienst, die Bewegung für das Landschulwesen nicht nur zu glücklichem Abschluß, sondern auch in umfassender Weise zuerst auf die Bahn gebracht zu haben, komme aller Wahrscheinlichkeit nach dem Antistes Ulrich zu. Und wie der Anfang seiner Kirchenleitung der Reform des Landschulwesens galt, so wendete er am Schluß derselben und seines Lebens aufs neue die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf das Loos der Landschulmeister; über seinem

---

Thätigkeit noch weit in's 19. Jahrhundert fort; Hirzels Nachfolger im Präsidium war Bürgermeister D. v. Wyß. Aber nur mangelhaft sind wir benachrichtigt, wer jeweilen Aktuar war; und so ist es bisanhin auch nicht gelungen, dem Archiv der Gesellschaft auf die Spur zu kommen, das für die zeitgenössische zürcherische Kulturgeschichte sehr interessante Akten enthalten haben muß. Ob wohl unter unsern Lesern Jemand in der Lage wäre und die Freundlichkeit hätte, der Stadtbibliothek Zürich oder dem Verfasser dieses Aufsatzes Mittheilung darüber zu machen, ob und wo dieses Archiv noch ganz oder theilweise vorhanden sei?

Grabe, aber ohne Zweifel noch auf seine Anregung hin, wurden 1795 umfassende Erhebungen betreffend die Besoldung derselben veranlaßt.

* * *

Wir sahen schon im Vorhergehenden, wie lebhaft die zürcherische Landgeistlichkeit sich bei der Beantwortung der Fragen an die Arbeit machte, theils in ihrer Stellung als Seelsorger der einzelnen Gemeinden, theils auch in korporativen Verhandlungen; in letzterer Beziehung haben wir namentlich auf das Gutachten des Wetzikonerkapitels verwiesen, das die Resultate der von diesem Kapitel am 8. Oktober 1771 abgehaltenen Vorsynode auf 14 enggeschriebenen Folioseiten zusammenfaßt und folgendermaßen schließt:

„Das Ende des Prosynodi war sehr rührend und erwecklich. „Ein jeder Herr Capitular und alle zusammen entschlossen sich, „die eint und andre Sachen an seinem Ort zu verbessern bis zu „näherm Verhalt durch eine unserm Ehrw. Capitul sehr erwünschte „neue oder erneuerte Schulordnung. Alles ware lauter Harmonie...

„Der Herr, dem aus dem Munde der Unmündigen und „Säuglinge ein Lob zubereitet wird, der segne dieses Vorhaben „wie zu seiner Ehre, so zum Heil so vieler tausend jugendlicher „Seelen; und durch die Verbesserung der Schulen, zur Verbesserung „des ganzen Lands. Es geschehe!"

Es kam offenbar darauf an, daß in einem Kapitel einige tüchtige Schulmänner unter den Geistlichen sich befanden, die die andern mit sich fortrissen; im Wetzikoner Kapitel dürfte es am ehesten — bestimmte Daten fehlen — der Dekan Ludwig Meyer, Pfarrer in Wald (geb. 1711, gest. 1780)[1], der Sängerpfarrer

[1]) Die Geburts- und Todesdaten der zürch. Geistlichen sind meist dem „Etat des zürch. Ministeriums", von K. Wirz (Zürich, Höhr, 1890) entnommen; diejenigen Wasers dem Verzeichniß der evang. Geistlichen des Thurgaus, von Sulzberger (Frauenfeld 1863).

Joh. Schmidlin in Wetzikon (geb. 1722, gest. 1772) und Pfarrer Locher in Oetweil (geb. 1730, gest. 1782) gewesen sein. Andern Kapiteln scheint dieser Impuls gefehlt zu haben; so findet sich wenigstens aus dem Knonaueramt keine einzige Antwort im Staatsarchiv. Dagegen ragt neben und über dem Wetzikonerkapitel in den Mediatlanden das oberthurgauische, in der Immediatlandschaft das Kyburger Kapitel hervor. Die Seele des Oberthurgauer Kapitels war Felix Waser, Pfarrer in Bischofszell (geb. 1722, gest. 1799), der schon 1769 (auf Grund einer ältern Arbeit eines seiner Vorgänger) in seinem „Schul- und Hausbüchlein" (dem sog. Waserbüchlein) eines der ersten speziell für die Jugend berechneten religiösen Lehrmittel geschaffen hatte; und ehe in Zürich mit den Vorbereitungen zu einer Revision der Landschulordnung nur recht begonnen war, reichte dieses Kapitel im Herbst 1771 bereits den fertigen Entwurf zu einer solchen für den Thurgau ein, der dann 1779 als „Ordnung für die Schulen im Landfrieden" die obrigkeitliche Bestätigung erhielt.

Auch das Kyburger Kapitel war bereits mit Wort und That im Jahre 1771 auf dem Plan und die von ihm aus diesem Jahr stammenden Aktenstücke rechtfertigen es durch ihren Inhalt, daß wir dieselben einer eingehenden Betrachtung unterziehen.

Zum Kyburger Kapitel gehörte im Wesentlichen das Gebiet der jetzigen Bezirke Uster und Pfäffikon mit nachfolgenden Pfarreien: Fehr- und Mönchaltorf, Dübendorf, Fällanden, Greifensee, Hittnau, Illnau, Kyburg, Lindau, Maur, Pfäffikon, Russikon, Schwerzenbach, Uster, Volketschweil, Wangen und Weißlingen. Zu den bedeutendern Geistlichen desselben zählten um 1770: Joh. Kasp. Geßner in Dübendorf (geb. 1720, gest. 1790, Vater des Antistes Georg Geßner), Dekan Heinrich Escher in Pfäffikon und Kammerer Georg Schultheß in Mönchaltorf. Vor allem sind es die beiden letztgenannten, welche in Fragen der Landschulreform eine leitende Stellung einnahmen, während Geßner

bei großem Wohlwollen für die Schule doch den kühnen Projekten jener beiden Männer gegenüber mehr zurückhielt.

Joh. Georg Schultheß von Zürich, geb. 1724, durch seine Mutter mit Bodmer verwandt und von diesem in seine literarischen Unternehmungen und Verbindungen nachgezogen, hatte 1752 die neugegründete Pfarrei Stettfurt im Thurgau übernommen und wirkte von 1769 an bis zu seinem Tode (Mai 1804) als Pfarrer zu Mönchaltorf, den weitesten Kreisen der gelehrten Welt zugleich als trefflicher Uebersetzer der griechischen Philosophen, namentlich Platos, bekannt. Von seinen Söhnen haben zwei sich einen ebenfalls über die lokalen Verhältnisse hinausgehenden Namen erworben, Diakon Joh. Georg Schultheß (gest. 1802), und Chorherr und Professor Joh. Schultheß, der gelehrte rationalistische Theologe und Pestalozzis begeisterter Freund und Kampfgenosse (gest. 1836).

Heinrich Escher, geb. 1728 in Greifensee, wurde 1760 Pfarrer zu Pfäffikon; literarisch hat er sich als Uebersetzer von Tillotsons Predigten bethätigt. Er trat 1807 vom Pfarramt, 1809 vom Dekanat zurück und starb den 10. September 1814[1]).

---

[1]) Der Verfasser der Denkschrift „Geschichte der Familie Escher v. Glas" (Zürich 1885), Herr K. Keller-Escher, widmet dem Wirken des Dekan Escher von Pfäffikon folgenden Nachruf (S. 132): „Heinrich Eschers Wirksamkeit fiel in eine interessante Epoche der zürch. Kulturgeschichte... Unter dem Einflusse eines Zimmermann, Ulrich, Bodmer und Breitinger erhielt die Wissenschaft und Gelehrsamkeit eine ganz neue, praktische Richtung. Auch Escher war ein eifriger Mitarbeiter dieser Männer. Er betrieb das Studium der Theologie und Philosophie nicht bloß als seine Lieblingsbeschäftigung für sich, sondern um seine Kenntnisse im Beruf praktisch zu verwerthen. Durch genaue Bekanntschaft mit den französischen und englischen Kanzelrednern bildete er sich selbst zu einem vorzüglichen Redner aus... Mit besonderm Eifer lag er der Exegetik ob und bis in sein späteres Alter waren einige Vormittagsstunden dem Studium der h. Schrift gewidmet. Durch seine gründliche Gelehrsamkeit erhob er sich in seinen theologischen Ansichten und Ueberzeugungen über viele seiner

Eben erst 1770 war Escher Dekan des Kapitels und Schultheß sein Nachfolger in der zweiten Würde unter seinen Amtsbrüdern geworden, als wohl von ihnen selbst veranlaßt die Frage der Landschulreform in dem Schooße dieses Collegiums zur Sprache kam; die Zeit, in der es geschah, ist dadurch begrenzt, daß Escher und Schultheß schon als Dekan und Kammerer bezeichnet sind, und daß anderseits die „Fragen" noch nicht zur Vertheilung gelangt waren; sie liegt also zwischen Sommer 1770 und Sommer 1771. Nicht weniger als vier schriftliche Referate finden sich (in einer einheitlichen, allerdings nicht immer fehlerfreien Abschrift) im Staatsarchiv Zürich vor: das erste von Kammerer Schultheß, das zweite von Dekan Escher, das dritte von Pfarrer Geßner in Dübendorf, und das vierte, allerdings ganz kurze, „von Wangen", d. h. ohne Zweifel von dem dortigen Ortspfarrer Heinrich Breisacher (geb. 1727, gest. 1793). Das Votum Geßners charakterisirt sich schon durch den Titel: „Beiläufige Bedenken und Gedanken über die Verbesserung des Schulwesens auf der Landschaft" und das „von Wangen" gibt lediglich summarische Zustimmung zu seinem unmittelbaren Vor-

---

Zeitgenossen. Er munterte stets seine jüngern Kollegen zum Selbstforschen auf und war ein fester Gegner der Verketzerungssucht und des Obskurantismus, der sich allzu oft mit dem Mantel des Eifers für die Religion zu bedecken suchte.

„Große Verdienste erwarb sich Heinrich Escher um das Volksschulwesen ... Die Dornen, welche er auf seinem Pfade fand, schreckten ihn nicht zurück, sondern bestärkten ihn in seinem festen Muthe und der Standhaftigkeit, womit er seine edeln Zwecke verfolgte. Seine Gelehrsamkeit und seine Gemeinnützigkeit erwarben ihm die allgemeine Achtung, sein liebenswürdiger Charakter gewann ihm die Liebe Aller, die ihn kannten. Die Hauptzüge seines Charakters waren eine lautere Frömmigkeit, unbestechliche Reblichkeit und Geradsinn und einnehmende Freundlichkeit und Milde."

Bei diesem Anlaß darf ich wohl auch auf die anschauliche Schilderung des traurigen Zustandes der Landschulen aufmerksam machen, die Escher seiner Synodalrede von 1774, S. 12—16, eingeflochten hat.

gänger. Um so größeres Interesse erregen die Arbeiten von Schultheß und Escher. Sie legen klar, welches der pädagogische Horizont der tüchtigsten und eifrigsten Schulfreunde in der damaligen Landgeistlichkeit war; sie zeigen, was die energischesten Förderer der Schulreform damals schon zu erstreben wagten und charakterisiren ihre Verfasser nach beiden Richtungen als Vorkämpfer einer Entwicklung, die erst ein bis zwei Menschenalter später bei uns zur Verwirklichung gelangte. Als Ehrendenkmal dieser Vorkämpfer der Volksschule des 19. Jahrhunderts geben wir sie in ihrem Wortlaute wieder.

* * *

Vorschläge zur Verbesserung der Landschulen.

Von Herrn Pfarrer und Kammerer Schultheß.

I. Wie könnte, was in unsern Landschulen insgemein gethan wird, besser gethan werden?

II. Was könnte und sollte noch mehr darin gethan werden als insgemein geschieht?

III. Durch was für Mittel wären diese Verbesserungen zu bewerkstelligen?

I.

Man lehrt in unsern Landschulen die Kinder buchstabiren, lesen, schreiben, und hält sie an, den Kleinern und Größern Katechismus, einige Psalmen und Gebete auswendig zu lernen.

Hiezu werden 5, 6, höchstens 7 Winter angewendet.

Nachdem die Kinder dieses erlernet, besuchen sie noch etliche Winter die sog. Nachtschule, und lernen darin mehr durch die Uebung als nach Regeln, an deren deutlicher Kenntniß es gemeiniglich dem Schulmeister selbst fehlt, die Psalmen singen.

Was an ihren Sitten gearbeitet wird, läuft auf sehr weniges heraus. Wenn ein Kind lügt, schwört, boshaften Muthwillen treibt, sehr unfleißig ist, schwatzt, in der Kirche sich unnütz macht, wird es gezüchtigt.

Die Größeren, die in die Nachtschule gehen, verschont die Ruthe, und ihre Züchtigung ist eine Geldbuße.

Dieses Alles ist unstreitig wenig genug, doch könnte auch dieses wenige besser ausgerichtet werden.

Die Buchstaben kennen zu lernen [1]), wäre das Spiel ABC vorzüglich, weil sonst die Benennung der Buchstabenreihe sich den Kindern ins Gedächtniß prägt, ehe die Figur und Bedeutung jedes Buchstabens in Einbildungskraft und Gedächtniß zugleich haftet. Die Mitlauter sollten gerade anfangs mit allen Selbstlautern getrieben werden, man sollte den Kindern sagen: wenn diese Figur b, die man ihm nur zeigen, nicht nennen muß, zu dem a oder e oder i oder o oder u, und zwar vorangesetzt wird, so heißt es ba, be, bi, bo, bu; steht sie hintennach, so heißt es ab, eb, u. s. w. Es müßte also nicht gewöhnt werden, das b vorzüglich be auszusprechen, weil es ebensowohl ein ba, oder bu, oder eb, oder ob sagen (sein) kann.

---

[1]) Gegen die herkömmliche Buchstabirmethode war zuerst 1700 Johann Gottfried Zeidler, nachher 1721 C. B. Venzky aufgetreten; der Lautirmethode hat dann aber erst Stephani zu Anfang des 19. Jahrhunderts definitiv zum Siege verholfen. Da und dort hatte sie auch schon früher Eingang gefunden, zuerst durch Hecker im Potsdamer Waisenhaus 1725; „im protestantischen Deutschland brach sich in denjenigen Kreisen, welche von Basedow oder von Rochow angeregt, der neuen methodischen Lehrart huldigten, die Lautmethode trotz aller Hindernisse mehr und mehr Bahn" (Heppe, Geschichte des deutschen Volksschulwesens I, 199). Daß eine Reihe von Zürcher Pfarrern (außer Schultheß und Escher auch Pfarrer H. Waser am Kreuz, wie Labhard a. a. O. p. 77/78 nachgewiesen hat) schon 1771, vor Basedows und Rochows Wirken, für die Lautirmethode eintraten, macht ihrem pädagogischen Wissen und ihrer Einsicht alle Ehre.

Die zusammengesetzten Mitlauter ch, sch, ph, st, dr, tr, kl, tz sollte es nicht lernen jeden absonderlich, sondern in Silben, bald mit vor-, bald mit nachgesetzten Selbstlautern aussprechen: ach, ich, chi, cho; ast, ist, sta, sto, pha, phe (wie va, ve, fa, fe), kli, bru, tre, atz, tze.

Nachdem sie so die einfachsten Silben ohne besondere Benennung der einzelnen Buchstaben aussprechen gelernt hätten, würden sie es ganz leicht finden, längere, zusammengesetztere Silben nach bloßem Anschauen der Figuren auf einen Streich auszusprechen; sie würden nicht sagen a–r–m, sondern gleich *arm*, nicht b–i–l–d, sondern nachdem sie diese Figuren durchschaut haben, gleich sagen, das heiße *Bild*.

Man muß sie eine Zeit lang üben, nur einsilbige Wörter auszusprechen, leichte und schwere, lange und kurze, bis sie fast alle möglichen Zusammensetzungen, welche Silben abgeben, oder sich zusammen aussprechen lassen, erfahren haben. Das wird ihnen das Absetzen oder richtige Abbrechen und Theilen, wenn sie an die zwei- und mehrsilbigen Wörter kommen, schon sehr erleichtern.

So lang es nur um richtiges Aussprechen der Silben und Wörter zu thun ist, sollte man dazu noch keine Sprüche oder zusammenhängende Reden, sondern einzelne Wörter, Namen und Wörterlisten brauchen, doch auch da sie schon gewöhnen, den Aceent recht zu fällen, Mōrgĕngĕbēt, nicht Mōrgēngĕbēt zu sagen.

Nachdem gehörige Zeit an das Aussprechen gewendet worden, sollte man erst zum *Lesen* schreiten, und dazu erstens einfache, dann zusammengesetzte Sätze, hernach längere Perioden und endlich allerlei Aufsätze nehmen. Hier soll es nicht mehr bloß mit richtigem Aussprechen einzelner Wörter und richtiger Accentuation eines jeden abgehen, sondern hier müssen sie angewöhnt werden, die Ruhepunkte oder Commata, und die Erhebung oder Ver-

stärkung der Stimme bei dem Wort, auf welchem der Nachdruck liegt, zu beobachten.

Da hiezu mehr Uebung als zum Aussprechen gehört, so soll es auch weit länger getrieben werden. Wenn die Kleinern hierin, wie gewiß geschehen wird, Fehler gemacht haben, soll die gleiche Lezgen [1]) alsobald von Größern besser hergelesen, beiden aber vorher und nachher vom Lehrer, ohne alle Fehler, vorgelesen werden.

Weil die Lehrpensa mehr als einmal von den Kindern gelesen werden, haften sie leicht im Gedächtniß. Es ist demnach der Aufmerksamkeit werth, den Inhalt solcher Lehr-Pensorum so zu wählen, daß den Kindern etwas angenehmes und nützliches dabei ins Gedächtniß komme: faßliche Sittensprüche, Erfahrungen, Erzählungen und dergleichen Gespräche, die man auch im Lesen unter Personen theilen müßte. Das würde die erste Bildung des Kindes zum Umgang abgeben.

Im Unterricht zum Schreiben riethe ich, das abc nicht in seiner bekannten Ordnung, sondern die Buchstaben nach der Aehnlichkeit und Verwandtschaft ihrer Figur zuerst vorzuzeichnen. Das wird folgende Ordnung geben: c, i, n, u, m, e, t, tt, l, b, h, o, a, q, g, d, r, v, w, p, r, ſ, f, ß, ſſ, h, k, z, s, rz [2]).

Kommt es ein Kind zu schwer an, diese Buchstaben vom bloßen Anschauen nachzuzeichnen, so bediene man sich des Hülfsmittels, mit Bleiweiß gezogene mit Dinte überziehen zu lassen, oder die Vorschriften unter durchscheinendes Papier zu legen, auf welchem es dieselben eben so leicht wird nachziehen können. Man gewöhne nur das Kind, dieser Hülfe je eher je lieber zu entbehren.

Man gewöhne ihm mit aller Sorgfalt eine solche Haltung des Kopfes und Leibes beim Schreiben an, die nichts beschwerliches oder nachtheiliges hat. Und nachdem man ihm die Feder

---

[1]) Lektion, Aufgabe.

[2]) rz steht wohl statt einer ältern Buchstabenform für (geschriebenes) tz.

recht in die Hand gegeben hat, braucht es einiger Aufsicht, daß es sie recht halte und führe, weil sie sich leicht unvermerkt in eine falsche Richtung verrückt.

Wann ein Kind nunmehr leserlich schreibt, so gebe man ihm Sachen abzuschreiben, die aufbehaltenswerth sind und ihm nützen können, z. Ex. eine Orthographie, eine Rechenkunst, ein Formular-Büchlein, eine Sammlung Briefe und dergleichen.

Wenn es nicht besondre Absichten erfordern, so setze man die Kanzlei- und Frakturschriften beiseits, und übe es mehr in der Currentschrift, und zwar so, daß es Buchstaben nach Proportion des Formats, auf dem es schreibt, vergrößere oder verkleinere. Es hat seine Nachtheile, wenn man dieses nicht kann, und seinem Buchstaben immer die gleiche Größe gibt.

Sobald das Kind der Vorschriften entbehren kann, d. i. wenn es sie ähnlich genug nachschreibt, so gebe man ihm Gedrucktes abzuschreiben, und lasse es etwas aus dem Gedächtniß, oder wenn es kann, etwas aus eigenem Conzept schreiben.

Damit das Memorisiren des Kleinern und Größern Katechismus und auch selbst der Sprüche h. Schrift nicht ein bloßes Workerkenntniß abgebe, sondern Sachenkenntniß befördere und befestige, sollten jedem Landschulmeister von Allem, was darin Erklärung bedarf, Erklärungen mitgetheilt werden, die er wenigstens alle Wochen einmal seinen Schülern vorsagen, und zuweilen von ihnen vorlesen lassen soll. Ich glaube, in drei oder vier Bogen ließe sich das Nöthigste zusammenfassen.

Wäre unser Katechismus methodisch genug, ich will sagen, so abgefasset, daß das letztere immer aus dem ersten Licht empfinge, so bedürfte es erklärender Zusätze freilich nicht.

Ob die Schulmeister ihre Geschäfte klug eintheilen und mit der Zeit wohl haushalten, ist ein wichtiger Punkt.

Das Kind soll in der Schule immer beschäftiget sein und schlechterdings keinen müßigen Augenblick haben; entweder sei es

mit Lernen seines aufgegebenen Pensums oder mit Hersagen desselben beim Schulmeister beschäftigt. Da wird jeder vernünftige Schulmeister schon dafür gesorget haben, daß während der Zeit, daß er diese behört[1]), jene schon eine aufgegebene Lezgen vor sich haben, und daran lernen. Das hat keine Schwierigkeit in Absicht solcher Kinder, die für sich allein ohne Handleitung in ihrem Büchlein lernen können. Aber es sind auch Anfänger da, die das nicht können, und müßig dasitzen, sobald der Schulmeister die Hand von ihnen abzieht. Ist er, wie sie es wirklich vonnöthen haben, immer mit ihnen beschäftiget, so bleibt ihm für die Anderen keine Zeit übrig. Hier wüßte ich keinen andern Rath, als daß der Schulmeister für vier oder sechs Wochen, wenn die Schulzeit wieder angeht, das Behören der Fertigeren einem tüchtigen Gehülfen überlasse, damit er solche Anfänger genug unterhalte, und wenigstens in diesen vier oder sechs Wochen zum Buchstabieren bringe.

Zu seiner Erholung wechsle er etwa mit dem Gehülfen ab, übergebe ihm die Anfänger und behöre die 2. und 3. Claß. Damit diese Zeitökonomie Platz finde, müssen die Anfänger nicht erst in der 5., 6., 7. Woche nach Martini anfangen die Schule besuchen, sondern vom ersten Tag an kommen und eine Claß ausmachen, die zugleich geführt werden könne. Tabell- und Spiel-ABC werden da gute Dienste thun.

Kinder, die lesen, sollen alle das gleiche Pensum haben, und der ganze Bank auf einmal behört werden, sodaß jedes nur einen oder zwei Verse sage, bald dieses, bald jenes, nicht der Reihe nach; dieses ist auch eine Zeitersparung.

In der Singschule bringt mans in einem oder zween Wintern durch Uebung und Gedächtniß zuwege, daß die Kinder Psalmen singen. Sie lernen und wissen nicht wie; die wenigsten

[1]) abhört.

Schulmeister wissen sie methodisch und nach Prinzipien zu unterrichten. Man sollte sie durch ein gutes Lehrbüchlein dazu in den Stand stellen. Herrn Pfr. Schmidlin's wird dazu, wenn man einige Sachen wegläßt, die über die Choral-Musik hinausgehen, das tauglichste sein [1]).

Der Sängermeister soll es keinem Kind nachlassen, auch bei den höchsten Tönen den Mund gräßlich aufzusperren, und das Gesicht auf eine häßliche Weise zu verstellen. Es soll im Tempel singen, und dazu schicken sich Fratzengesichter gar nicht. Wo sich der Schulmeister selbst dergleichen angewöhnet hat, da ist böse rathen, und steht ihm schlecht an, seinen Schülern zu sagen, sie sollen nicht so unartige Mäuler machen wie er.

Die Disziplin in Absicht auf die Sitten ist so beschaffen, daß furchtsame Kinder durch Furcht der Strafe von den gröbsten Kindersünden abgehalten werden, welches aber bei handfestern nicht erreicht wird. Wo die Zwangsmittel einzig und beständig im Zwang (Schwang?) sind, da ist beides für furchtsame und freche Kinder viel Versuchung sich schadlos zu halten, sobald sie unter dem Zwang weg sind und sich in der Freiheit sehen. Schon Kinder haben ein moralisches Gefühl; warum soll dieses vorbeigegangen, und nur auf das körperliche Gefühl mit der Ruthe gewirkt werden? Der Schulmeister halte es auch nur ein wenig der Mühe werth, den Kindern die Schönheit des Rechtthuns und die Häßlichkeit der Sünde vorzustellen. Sobald die Kinder gelernet haben, daß ein Gott ist, daß er unser Vater, Erhalter und Richter ist, so ist der Grund zu gewissenhaften Handlungen gelegt: man baue fleißig auf diesen Grund, und lehre die Kinder, Rücksicht auf ihren Glauben zu nehmen und vor, bei und nach ihren Handlungen zu prüfen, was Gottes Urtheil darüber sein

[1]) Es ist wohl gemeint Schmidlins „deutliche Anleitung zum gründlichen Singen der Psalmen". 8. Zürich, Bürkli 1767.

werde, ob sie ihm gefallen oder mißfallen, ob sie Belohnung oder Strafe zu erwarten haben. Ohne solche Führung ist es ohne alle Kraft und Bedeutung, wenn man dem Kind hundertmal sagt: thu' oder laß das um Gotteswillen! Wie schädlich es aber sei, dieses gedankenlos und kraftlos zu hören und zu sagen, ist leicht zu ermessen.

Unfugen, die auf dem Weg, in der Nachtschul oder daraus begangen werden, mit Geldbußen strafen, und dieses Bußengeld am Ende vertrinken, ist zur Verbesserung der Sitten sehr übel ausgesonnen. Diese Unfugen gehören mit dem Nachtschwärmen in eine Reihe, verdienen eine ernsthaftere Ahndung vor Pfarrer und Stillstand.

II.

Was nun in den Landschulen mehreres könnte und sollte gethan werden als insgemein geschiehet, ist einer ausführlichen Betrachtung werth.

In der Schul soll unsere Landjugend einen namhaften Theil ihrer ersten Erziehung bekommen; vom 6. bis höchstens ins 11. Jahr sind die Kinder einen Drittel des Jahres in der Lehre und Zucht des Schulmeisters, und man weiß, wie sehr die meisten Eltern für dieselbe Zeit alle Erziehungssorge auf den Schulmeister abwälzen.

Wie viel liegt denn (doch?) daran, daß derselbe mit dieser kurzen Zeit wohl haushalte, nur die wesentlichsten Sachen treibe, und zu allem was die Kinder in ihrem künftigen Leben zu wissen und zu thun haben, einen guten und festen Grund lege! Sie sollen desto bessere Unterthanen, Hausväter und Hausmütter, Knechte, Mägde, Bauern, Handwerker, Kaufleute, überhaupt desto bessere, gewissenhaftere, gemeinnützigere Glieder der Gesellschaft werden, weil sie geschult worden sind. Wird dieses nicht erhalten, so ist der Haupt-Endzweck der Schulen verfehlt: denn daß sie

unter vieler Plage in der Schule solche Dinge lernen, die ihnen in den genannten Verhältnissen, in die sie bald nach den Schuljahren eintreten, nichts nütze sind und daher auch sogleich wieder verlernt werden, das kann wohl der Endzweck der Schulen nicht sein!

Wir müssen es also bedauern, wenn Lesen, Schreiben und Singen das ganze Schulgeschäft ist, gesetzt auch, daß man darin weit, sehr weit komme. Wenn nicht wenigstens die Hälfte der Schulstunden auf Glaubens- und Sittenlehre, auf Arithmetik und Geometrie, auf die Grundsätze der Landwirthschaft und Landesgesetze angewendet wird, so sehe ich nicht, was die Schulen beitragen, gute Christen, gute Unterthanen, gute Haushalter, gute Bauern, ehrliches, friedsames, treues Volk zu bekommen.

Der Unterricht der Glaubens- und Sittenlehre, oder mit Einem Worte: in der Religion, kommt freilich dem Pfarrer zu: eigentlich der zweite, dritte, der fortgesetzte Unterricht darin; den ersten, die Grundanfänge, soll wirklich der Schulmeister geben. Geschieht dieses nicht, oder hat der Schulmeister weiter nichts gethan als den Kindern den Kleinen und Großen Catechismum in das Gedächtniß gebracht und ihnen den Kopf von Wörtern ohne Begriffe vollgepfropft, so kann der Pfarrer in den Kinderlehren und Unterweisungen schlecht fortkommen; alle Augenblicke fehlt es an dem, was er sollte voraussetzen dürfen: er muß zurücktreten und immer bei den Elementen stehen bleiben; die Worterklärungen nehmen ihm die schönste Zeit weg, die ohnedem in den 52 Katechisationen des Jahrs nahe genug zusammengehet.

Würde man Haus- und Geldgeschäfte mit den Kindern in der Schul theoretisch und methodisch abhandeln, würde man ihren Verstand durch Arithmetik und Geometrie, die durchaus praktische Logik sind, öffnen und schärfen, so müßten Eltern und Meister zu Haus Wunder sehen, wie viel mehr Aufmerksamkeit, Ordnung, Fähigkeit die Kinder in dem Unterricht zeigen würden, den man

ihnen zu Hause ohne Regeln durch die Routine gibt; mit wie viel Lust sie nach Haus eilen würden, das im Werk zu sehen, darin selbst Versuche zu machen, was ihnen theoretisch vorgetragen worden!

Wäre es zu erhalten, daß man die Kinder zween oder drei Winter länger in die Schul schickte, so würde es für die Größern eine nützliche Uebung sein, eine eigene Lehrstunde in einer Sammlung auserlesener Historien zu haben, wo sie Beobachtungen über die Wege der Vorsehung, über den Lauf der Welt, über verschiedene Charakter, über die Folgen guter und böser, gemeinnütziger, selbstsüchtiger und niederträchtiger Handlungen anstellen, und ehe sie selbst in die Welt treten, eine Kenntniß der Welt und eine vorläufige sichere Erfahrung sammeln könnten. Durch die Sittenlehre, die sie vorher gelernt, wären sie im Stande, einsichtiger von den erzählten Vorfällen und Thaten zu urtheilen.

Wäre es zu erhalten, daß die Singschulen drei und vier Winter besucht würden, so ließe sich von den zwei Stunden die letztere für die Geübteren zu Liedern anwenden. Zur Ergötzung sind sie doch ungleich tauglicher als die feierliche Choralmusik der Psalmen! Das Lallen läppischer und unnützer Lieder würde desto eher sich verlieren, wenn jungen Leuten ein Geschmack an schönen Liedern beigebracht würde, deren Inhalt und Melodie dem Verstand, dem Herz und Ohr zugleich süß erquickend und erbauend ist: und solcher für die Landjugend nicht zu schweren Lieder hat es zu unsern Zeiten einen gesegneten Vorrath.

III.

Mittel, die gewünschten Verbesserungen zu bewirken, würden sein: A. Tüchtige Lehrbücher. B. Wohlzubereitete Schulmeister. C. Gute Schulgesetze und derselben Handhabung.

A. Bessere Namenbüchlein sind seit einigen Jahren gemachet worden: man wähle unter denselben aus, oder trage, wenn man es gut befindet, aus allen das beste zusammen. Unter denen, die in Zürich herauskommen, behaupten die zwei Zieglerschen den Vorzug, das eine für die Anfänger, das andere für die, so zum Lesen fortgeschritten sind.

Zu Lesebüchern der Schul wäre rathsam, nebst dem Zeugnißbuch und Neuen Testament, auch noch eine gute Sammlung Sittensprüche und eine Historien-Sammlung anzuordnen, auch wohl eine faßliche Naturhistorie und Naturlehre: auch dergleichen sind vorhanden, und wo nicht für unsere Landjugend brauchbar, doch mit leichter Mühe zu ihrem Gebrauch zuzurichten. Die Religion, die sie aus jenen ersten Büchern lernen, ist unstreitig ihre beste Wissenschaft; aber auch der andern Kenntnisse, die sie aus den letztern schöpfen sollen, werden sie in ihrem Leben ohne Nachtheil nicht wohl entbehren.

Jede gute Erzählung hat den Nutzen, welchen der Vater der Geschichtschreiber, Herodotus, abgezwecket: „daß wenn künftig der- „gleichen Fälle sich wieder ereignen, die Leute auf das was bereits „beschrieben worden, zurücksehen und lernen mögen, wie sie das „Gegenwärtige klüglich behandeln sollen." (I. B. 22. §) [1]).

Ein vollständiges (— zur Vollständigkeit desselben fordre ich weder metaphysische noch polemische Fragen; das Christenthum ist bestimmt, die Religion aller Menschen zu sein und muß also nichts enthalten, das außer der Sphäre einer gewöhnlichen Fähigkeit läge; wem sollte es zu hoch sein, den wahren Endzweck des Lebens und das höchste Gut der menschlichen Seele einzusehen, einen klaren Begriff von seiner Schuldigkeit gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst zu erlangen und von der hin-

---

1) Die Zahlen des Citates sind richtig, nur stammt dasselbe aus Thucydides I, 22 und nicht aus Herodot.

zukommenden Pflicht, die wir dem Sohn Gottes als dem von dem Vater bestimmten einigen Mittler zwischen ihm und dem menschlichen Geschlecht schuldig sind, gegen den wir zu der äußersten Dankbarkeit für das, was er für uns gethan und gelitten hat, und zu einem unbedingten Gehorsam verpflichtet sind!) Lehrbuch der Religion, der natürlichen und der geoffenbarten, der Dogmatik und Morale, wäre für unsere Landschulen sehr zu wünschen. Es müßte an besondern Tagen das Lehrbuch sein. Die Grundsätze, die man den Kindern in den zwei letzten Schuljahren zu memorisieren geben sollte, müßten unten am Blatt Fragen haben, die mit Zahlen auf ihre Antworten von gleichen Zahlen hinweisen.

Es müßten nicht nur Fragen sein, die das Ganze, oder den Hauptinhalt des Satzes umfassen, sondern auch zergliedernde Fragen, die das Kind durch die Theile des Satzes und alle absonderlichen Begriffe desselben führen.

Wenn die Grundsätze — ich meine vornemlich die Definitionen und Beweissprüche — also mit den Kindern durchgangen werden, so wird sich ihr Verstand beschäftigen, und die Arbeit des Gedächtnisses hernach desto leichter und nützlicher sein.

Wer kann nicht sehen, daß Gott, der moralische Regierer der Welt, auf die Gemüthsart und Aufführung eines Jeden besonders aufmerksam ist und ihn deßwegen vor Gericht fordern wird, den aufrichtig Gehorsamen zu belohnen und den Empörer und Unbußfertigen zu bestrafen? Wer kann die ausdrücklichen Erklärungen hieraus nicht lernen, daß nach einer aufrichtigen Buße wegen seiner Sünden und einer herzlichen Unterwerfung unter das Evangelium er in göttliche Huld und Schuld gelangen und alle nöthigen Aufmunterungen und Beistand zu Verrichtung seiner Pflichten erhalten soll, daß Gott für ihn sorgen, und alles was ihn betrifft, auf das beste anordnen wolle? Kann er nicht daraus die freudige Versicherung einer glorreichen Unsterblichkeit

lernen, die den Rechtschaffenen aufbehalten ist, wovon unsers Heilands Triumph über den Tod das gesegnete Pfand ist, und daß er in einem himmlischen Zustande glücklich sein solle, glücklich über seinen Wunsch und über Alles, was er sich jetzt vorstellen kann?

Den Catechisationen des Pfarrers wird alsdann auch gehörig vorgearbeitet sein: mit Kindern, welche Grundsätze gefaßt und behalten haben, läßt sich etwas daraus herleiten und daraus raisoniren, wozu eben das Catechisiren abgesehen ist.

Töllner[1]) und Basedow[2]) haben in diesem Felde stark gearbeitet, und werden uns, wenn wir eine neue Dogmatik und Moral für die Landschulen abfassen wollen, gar viele Mühe nicht übrig lassen.

Als einen nöthigen Anfang (Anhang?) desselben betrachte ich ein Gebet= und Liederbuch für die Schuljugend, und hiezu möchte dasjenige, so Herr Pfarrer Waser von Bischofszell vorigen Jahrs herausgegeben, vorzüglich taugen.

Man lasse zuweilen diejenigen Gebete hersagen, die sie zu Hause von Eltern und Gesinde durch Zuhören gelernt, und wenn sie dieselben falsch und verdorben inne haben, so verbessere man sorgfältig jede Verfälschung.

Sind es schlechte Gebete, so gebe man ihnen bessere. Das wird ein Stück von der Bemühung des Herrn Pfarrers in der Schulbesuchung sein.

---

[1]) Töllner, Joh. Gottlieb, Wahre Gründe, warum Gott die Offenbarung nicht mit augenscheinlicheren Beweisen versehen hat. 2 Theile. 8°. Leipzig und Züllichau 1764—1767. — Grundriß einer erwiesenen Hermeneutik. 8°. Züllichau 1765.

[2]) Basedow, Joh. Bernhard, Philalethie; neue Aussichten in die Wahrheiten und Religion der Vernunft bis in die Gränzen der glaubwürdigen Offenbarung. 2 Bde. 8°. Altona 1764.

Zum Unterricht in der Landwirthschaft möchten die Traktätchen, welche die Physikalische Gesellschaft in Zürich von Zeit zu Zeit herausgibt, brauchbar sein. Es mag wohl auch der Mühe werth [sein], nachzusehen, ob nicht Pf. E. Lüders „Grundriß einer zu errichtenden Ackerschule, in welcher die Landesjugend zu einer richtigen Erkenntniß und Uebung im Landbau eingeführt und zubereitet werden könne", 8°. Flemburg 1769, zu dieser Absicht dienlich wäre.

Bald werden wir nun auch Anweisungen zur Arithmetik und Geometrie und andere Lehrbücher zu sehen bekommen, die [für die] neue Schule in Zürich schon zum Drucke fertig liegen [und] die vermuthlich den Landschulen nicht minder als den Stadtschulen gute Dienste leisten können, wenn es denselben an Deutlichkeit, an dem Methodischen und an der Wahl des Nothwendigsten — woran ich nicht zweifeln darf — nicht fehlt.

B. Würden wir nun solche Lehrbücher nach Wunsch und in ihrer Vollkommenheit haben, so würde ein jeder Schulmeister, der gut schreiben und lesen kann, daneben gesunden Verstand und Fleiß hat, und sich nicht schämt, noch immer zu lernen, im Stand sein, diese Bücher mit gutem Erfolge zu gebrauchen.

Wo es an einem solchen Schulmeister noch fehlt, wird es nöthig sein, daß ein Herr Pfarrer selbst wöchentlich wenigstens einmal die Grundsätze der Religion in der Schule analytisch treibe.

Ein Methodenbuch, darin den Schulmeistern alle durch Erfahrung bewährten Kunstgriffe in jedem Theile des Unterrichts gezeigt würden, dürfte indeß für die meisten sehr nützlich sein: wäre ein solches vorhanden, so thäte ein jeder Herr Pfarrer ein gutes Werk, wenn er es seinem Schulmeister nicht nur bestens empföhle, sondern selbst mit ihm durchginge und mit dienlich findenden Erweiterungen einprägte.

Noch nützlicher würde sein, wenn ein Seminarium für Landschulmeister aufgerichtet, und ein eigener Professor bestellt würde, die Landschulmeister zu bilden, und sie im Gebrauch der oben beschriebenen Lehrbücher eine Zeit lang zu üben. Ein Solcher, der im Seminarium studiert hat, würde unfehlbar, wo es um die Wahl eines Schulmeisters zu thun ist, offenbare Vorzüge vor einem Andern haben, der bloß im Lesen, Schreiben und Singen beschlagen ist.

Da dieses Seminarium in der Stadt sein würde, so wäre auch der Vortheil dabei zu erhalten, daß der darin studierende Jüngling vom Lande das Rauhe und Plumpe in seinen Sitten abschleifen und ein anständiges und sittsames Betragen annehmen würde. In das andere Extrem, des Precieusen, des Affektirten, des Petit-maître soll er auch nicht verfallen, sondern gerade [auf die Bahn] des Natürlichen und Wohlanständigen gestellt und da befestnet werden.

C. Zu allen diesen Verbesserungen müßte nun allerdings, wofern sie zu Stande kommen und sich ausbreiten sollen, Hohe Landes-Obrigkeit Hand anlegen und ihnen das Siegel aufdrücken.

Der Nutzen von den oben vorgeschlagenen Lehrbüchern ist allzu wichtig und ihr Einfluß auf das zeitliche Glück und ewige Heil des Landvolks allzu hell, als daß an dem gnädigen und willigen Beifall der Regenten zu zweifeln wäre, wenn solche Lehrbücher in gehöriger Vollkommenheit ihnen vorgelegt, und angehalten und vorgestellt würde, daß dieselben unter dero hohem Ansehen eingeführet werden.

Die Aufrichtung eines Seminarii zu Landschulmeistern erforderte Hochderoselben landesväterliche Milde. Sollte ich wohl sehr irren, wenn ich sehr geneigt bin zu glauben, daß ihre landesväterliche Huld und großmüthiger Eifer für Religion, Sitten, und allgemeine Wohlfahrt ihrer Unterthanen dieses ersprießliche Mittel zu veranstalten wohl zu erbitten wäre?

Eine hochobrigkeitliche Schulordnung ist vorhanden; dieselbe aber in allen Theilen zu handhaben findet große Schwierigkeiten.

Es ist nicht allemal nur Geiz und Eigennutz der Eltern (wofür keine Nachsicht stattfinden soll), wenn Kinder zu Hause bei der Arbeit behalten und allzu selten in die Schule geschickt werden: die dringende Armuth macht auch oft den Eltern den Schilling, den ihnen die Kinder bei Haus verdienen können, unentbehrlich, und hingegen den Schullohn, so gering er sein mag, unerschwinglich. Solche durch Oberkeitlichen Zwang zu öftern Schulbesuchen anzuhalten, scheinet hart.

Da diese wahrscheinlich ihr ganzes Leben, mehr als Kinder von besser Bemittelten, mit Handarbeit werden zubringen müssen, dürfte ihnen eine mittelmäßige Fertigkeit im Lesen hinlänglich und das Schreiben ganz entbehrlich sein.

In dieser Absicht dürfte es auch genug sein, wenn armer Leute Kinder nur die Hälfte des Tages in die Schule zu gehen verpflichtet würden, sei es dann Vor- oder Nachmittags. Alsdann aber müßten diejenigen Uebungen, bei denen es auf Einflößung der nöthigsten und nützlichsten Kenntnisse vornemlich abgesehen ist, allezeit auf den Theil des Tages verlegt werden, da die armen sowohl als die bemittelten Kinder zu kommen verpflichtet sind.

Daß es nicht in der Eltern Willkür stehe, wann das Kind der Schule zu entlassen sei, sondern [daß] darüber in dem jährlichen Examen von Pfarrer, Schulmeister und Vorgesetzten ein Urtheil zu fällen sei, ist ein Artikel der Schulordnung, für den besonders Oberkeitliche Handhabung zu wünschen ist.

Zur Aufmunterung des Fleißes möchten Praemia, die an den Examen den Besten auszutheilen wären, ein kräftiges Mittel sein; wenn die Hälfte des Geldes, das jetzo im Tetsch[1]) verschossen wird, hieran verwendet würde, wäre es wenigstens kein Schaden!

[1]) Zielschießen.

Fortsetzung dieser Vorschläge

von Herrn Pfarrer und Decano Escher.

Mit aller Freudigkeit ergreife ich die Gelegenheit, zufolge der Aufforderung unserer Ehrwürdigen Claß auch meine schwachen Gedanken über die Beförderung des Landschulwesens mitzutheilen. Der vorhergehende gründliche und einsichtsvolle Vorschlag enthält wirklich schon das Wichtigste. Ich will nur noch einige weniger bedeutende Stücke hinzufügen und den eint und anderen Punkten weiter extendiren — und also auch zuerst meine Gedanken hinzusetzen über das: Wie könnte das, was in unsern Landschulen gethan wird, besser gethan werden?

I.

A. Das Lernen der Buchstaben. Nach der Art, wie dieses gewöhnlich in den Schulen geschiehet, vergehet allzu viele Zeit, ehe ein Kind das ABC kennt, und die Weise, wie es meistens durch den Schulmeister geschiehet, benimmt gerade Anfangs dem Kind alle Lust zum Lernen. Eine leichte und angenehme Art, den Kindern das ABC beizubringen, wäre wohl diese: wenn in einer jeden Schule eine große Tafel, auf welcher die Buchstaben stehen, hängen würde. Der Schulmeister würde alsdann mit einer Anzahl dieser Kleinen sich vor die Tafel hinstellen; er würde ihnen mit vieler Liebe auf einmal nicht mehr als 2 bis 3 Buchstaben bekannt machen; er ließe sie die aus der Tafel bekannten Buchstaben in ihrer eigenen Tabell der Buchstaben, oder aus dem Spiel-ABC hervorsuchen; und so etwan eine Stunde lang, je nachdem die Anzahl dieser Schüler, spielend mit denselben zubringen. In Zeit von drei Wochen sollten diese Kinder alle Buchstaben vollkommen und sicher kennen lernen.

Noch angenehmer und nützlicher wäre wohl diese Art das ABC zu lernen: wenn an der großen Tafel in der Schule unter den Buchstaben wohlgewählte Bilder stehen würden, welche einem vernünftigen Schulmeister Anlaß gäben, seine kleinen Schüler vergnügt zu unterhalten, und also ihnen nicht nur die Kenntniß der Buchstaben, sondern viele reale Begriffe zugleich beizubringen.

Eben in dieser Absicht möcht ich wünschen, daß die einzelnen Wörter, welche die Kinder lernen sollten aussprechen, so gewählt wären, daß sie eine den kleinen Kindern bekannte Sache ausdrücken würden, über welche der Schulmeister mit ihnen Gespräch führen und also ihnen stets neue Begriffe beibringen könnte.

Der um die Jugend verdiente Herr Miller sagt in dem Tome VIII der Mosh. Sittenlehren [1]): „Mehr mit den Kindern sprechen als ihr flüchtiges Auge auf ein Buch heften, würde in aller Absicht die beste Lehrmethode sein, und billich sollte die erste Schule eine solche Spielklasse sein, wo nur von ungefähr Druckbuchstaben an eine Tafel über Bilder gekleibet, und unter, oder nach anmuthigen Erzählungen gezeiget würden. Das Buchstabieren aus Büchern verderbet die erste Anlage der Munterkeit eines Kindes, und man wählet noch darzu zu Lesebüchern nicht Fabeln oder andere angenehme Erzählungen, Fragen, Antworten, Kindersprüche, sondern sehr ernsthafte Materien". Ich will hinzusetzen: zum Schaden der Religion.

B. B u c h s t a b i e r e n — L e s e n. Fürtreffenlich, was vorhergehende Abhandlung hievon sagt. Die Schüler, welche lernen buchstabieren oder lesen, sollten das gleiche Pensum haben; das sollte von dem Schulmeister oft, mit gehörigem Accent und Nach-

---

[1]) Joh. Lorenz v. Mosheim, Sittenlehre der heiligen Schrift. Achter Theil. Verfasset von D. Joh. Peter Miller. 4⁰. Göttingen und Leipzig, Weygand 1767. Die Stelle steht p. 349 und ist genau zitirt.

druck und mit Beobachtung der Ruhepunkte vorgelesen werden. Wenn es um das zu thun, daß diese Schüler ihr Lezgen aufsagen sollten, so würde es mich bedünken, weit besser zu sein, wenn die Schüler bei ihrem Platze sitzen bleiben, als daß einer nach dem andern zu dem Schulmeister hervortrete; alle müßten die aufzusagende Lezgen zugleich vor sich haben; der Schulmeister würde bald diesen, bald jenen aufstellen, sie müßten aufmerksam sein und könnten nicht schwätzen. Dabei würde noch viele Zeit dem Schulmeister und Schüler erspart. Um auch diese Uebung dem Schüler angenehmer und nützlicher zu machen, wünschte [ich] dem Schulmeister die Geschicklichkeit, die Schüler während dem Aufsagen mit nützlichen und angenehmen Zwischenunterredungen zu unterhalten.

Betreffend die Bücher, aus welchen die Jugend in den Schulen lesen lernt, so hat es mich schon lange sehr ungeschicklich zu sein bedünkt, daß Heilige Bücher, Bibeln, Testamente, Psalter rc. dazu gebraucht werden. Die vielen Schläge und Stöße, die die Schüler etwan über dem Lernen in diesen Büchern bekommen, die Behandlung der Bücher, die sie zerreißen und unsauber machen, erwecken keine Achtung für diese Göttlichen Bücher; ja es ist natürlich, daß sie eine etwelche Abneigung hernach gegen diese Bücher haben müssen. Zudem ist der Inhalt der Bücher nicht der Fähigkeit der Kinder angemessen, die sollen lernen lesen; allezeit sollten sie etwas lernen, das sie zu verstehen fähig wären. Ferne aber, daß ich die Heiligen Bücher völlig aus der Schule verbannen wolle; unten werde ich einen wichtigen Gebrauch derselben in der Schule anzeigen.

C. Das Auswendiglernen des Katechismus, der Psalmen, Gebete in der Schule. Auch diesfalls ist es, wie bekannt, schlecht in den Schulen bestellt. Man lernt ohne Verstand, mit vieler Pein und Mühe auswendig, Sachen, von denen man keinen Begriff hat. Hier sollten die Schul-

meister eine ordentliche Vorschrift haben, wie und was sie ihre Schüler sollten auswendig lernen lassen: überhaupt nichts anderes als was die Kinder fassen können und was ihnen zuvor ist deutlich gemacht worden; in dem Katechismus zuerst nur die deutlichsten und wichtigsten Fragen; kurze Gebete, Lobpreisung der Gottheit aus den Psalmen, wohlgewählte Lieder. Sehr sorgfältig sollte man sein, dem Gedächtniß der Kinder nichts anzuvertrauen als das, was wichtig und ihnen durch ihr ganzes Leben hindurch nützlich ist.

D. Das Schreiben. [Ich] gebe dem vorhergehenden Vorschlag völligen Beifall, was die Methoden, das Schreiben zu lernen betrifft. Und wie nothwendig, daß hiezu eigene Stunden in den Schulen gesetzt wären! Von den sogenannten Schriften-Zeddeln könnte man einen vortrefflichen Gebrauch machen: dieselben sollte man anfüllen mit Lehren; Weisheits-, Lebens-, Gesundheits-, Haushaltungsregeln u. s. w. Ein jeder Schüler, der schreibt, sollte eine solche Sammlung und [damit einen] Schatz haben, der ihm durch sein ganzes Leben nützlich wäre. — Besonders sollte man auch darauf sehen, daß wirklich die Kinder des andern Geschlechts mehr schreiben würden, indem es für sie auch ebenso viel [werth] sein würde, als wenn sie einen Sinn mehr hätten; besonders müßten dann die Kinder weiblichen Geschlechts in ihren Schriften und Schriften-Zeddeln von denjenigen Dingen unterrichtet werden, die ihrem Geschlecht in künftigen Lebensjahren voraus nützlich wären, exempli gratia: Charakter einer rechtschaffenen Hausmutter, einer verständigen Frau; Lob der Ordnung, der Sparsamkeit, der Säuberlichkeit in dem Hauswesen, und was dergleichen sein möchte.

E. Singschule. Zu dem, was hierüber sehr gründlich bemerket worden, so füge ich nur noch dieses hinzu: daß, da das Gesang ein Hauptstück unsers öffentlichen Gottesdienstes aus-

macht, oder wenigstens ausmachen soll, der Unterricht der Jugend hierin [eben]falls alle Aufmerksamkeit verdient. Man soll derselben zuerst den Endzweck, die Absicht der geistlichen Singkunst, bekannt machen, und sie lehren, nicht bloß mit dem Mund, sondern mit dem Herzen [zu] singen; man sollte sie besonders auf diejenigen Psalmen aufmerksam machen, die auch von uns mit Andacht sich nachsingen lassen.

Bei dem Reichthum der fürtrefflichsten Lieder, die nun vorhanden, sollte man auf eine gute Auswahl und Sammlung denken, und von dem fürtrefflichen Charakter des Herrn Pfr. Schmidlin wäre sicher zu erwarten, daß er denselben eine Musik-Einkleidung verschaffen würde, die für das Landvolk und seine Singfähigkeit schicklich wäre.

F. Die Disziplin in Absicht auf die Sitten siehet ja in den meisten Schulen sehr traurig aus. Die Schulmeister haben bei Weitem nicht die erforderliche Aufsicht auf die Sitten, auf die Bildung des Herzens ihrer Schüler, und bei ihren Züchtigungen handeln sie meistentheils unvernünftig und wider alle Natur. — Da in den meisten Haushaltungen wenig auf die moralische Erziehung der Kinder gesehen wird, so ist höchst nothwendig, daß solches in der öffentlichen Schule bestmöglichst ersetzt werde, — dieselbe sollte die eigentliche Pflanzstätte der guten Sitten sein: der Schulmeister sollte zu dem Ende hin eine scharfe Aufsicht auf die Neigungen, Gesinnungen und Handlungen seiner Schüler haben, dieselben mit Verstand und Weisheit leiten und bessern, sie lehren, was ehrbar, was gerecht, was wohl lautet, das moralische Gefühl bei ihnen stärken und lebendig machen. Besonders sollte er seine Aufmerksamkeit richten auf diejenigen, welche vor Andern aus böse sind und welche die Andern verführen.

Bei der Züchtigung sollte er wissen, was eigentlich zu züchtigen und zu bestrafen [ist] und die gehörigen Grade dabei beobachten;

ex. gr. er soll unterscheiden die Vergehungen, die aus Uebereilung, im Affekte geschehen, die von der natürlichen Flüchtigkeit und von dem lustigen und aufgeweckten Wesen der Kinder herrühren, und dagegen diejenigen, die von einem bösen, eigensinnigen Herzen herkommen und die mit Vorsatz und Ueberlegung geschehen. Die Schwachen und Nachlässigen im Lernen sollen vielmehr durch liebreiche Ermunterungen, Belohnungen, als durch Strafen zum Fleiß erweckt werden; denn bei Schlägen bekommt man keine Lust zum Lernen. Ehe zur Bestrafung der Bösen die Ruthe gebraucht wird, so sollten vorher mündliche Bestrafungen, Absönderungen von den andern Schülern vorgehen. Ist die Ruthe wirklich nothwendig — welche aber selten und nur in dem äußersten Nothfalle zu gebrauchen — so sollte diese Züchtigung so geschehen: der Schulmeister sollte der ganzen Schule das begangene Verbrechen — Schwören, Lügen, ausgeübte Ungehorsame, kleine Diebereien — bekannt machen, die Schändlichkeit desselben zeigen, zu erkennen geben, wie ungern er an die Züchtigung gehe, wie dieselbe [aber] sowohl um des Delinquenten als um der andern Schüler willen höchst nothwendig [sei], wie er es vor Gott zu verantworten [hätte], wenn er das Böse nicht ausreuten würde. Er sollte ihnen bei der vorzunehmenden Züchtigung einprägen, wie das Böse allezeit Strafen und schändliche Folgen nach sich ziehe. Eine mit diesen Umständen begleitete Züchtigung wird nicht ohne Eindruck bleiben. Solche Züchtigungen, welche die natürliche Schamhaftigkeit beleidigen, sollen gänzlich aus der Schule verbannet sein.

Für ein wichtiges Stück der Schulzucht würde ich auch das ansehen, wann in den Landschulen alle Wochen zu einer eigens gesetzten Stunde eine Untersuchung von dem Verhalten der Schüler und solches soviel möglich in Gegenwart des Lehrers[1]) auge-

---

[1]) d. h. des Pfarrers.

stellt würde, und zu dem Ende hin die sittsamsten von den Schülern zu Aufsehern über die Andern könnten angeordnet werden.

II.

Was könnte und sollte in den Landschulen mehr gethan werden als wirklich geschiehet?

Richtig ist in vorhergehender Abhandlung der Enzweck der Schulen bestimmt und angeführt worden, was zur Beförderung dieses Endzwecks Mehreres sollte prästiert werden.

A. Unterricht in der Religion. Es ist bekannt, daß derselbe in unsern meisten Schulen so viel als nichts ist. Ohne Verstand läßt man die Kinder den Catechismum, einige Psalmen und Gebete lernen; nur das Gedächtniß wird dabei in etwas geübt; aber der Verstand und das Herz werden dabei völlig verabsaumet. Nach meiner schwachen Einsicht sollten die Kinder, nachdem sie fertig und richtig lesen gelernt, zuerst eine historische Unterweisung in der Religion genießen. Man sollte ihnen also die Geschichte[n] der Bibel, die allzeit was Großes, was Wichtiges, was Rührendes enthalten, in die Hände geben, und dann erst nach dieser wichtigen historischen Unterweisung sollte man ihnen sowohl den theoretischen als [den] praktischen Theil der Religion durch Sätze und Beweise beibringen. Mich würde besonders für die Landschulen schicklich dünken, wenn man ihnen ein solches Lehrbuch würde in die Hand geben, darin die Religionssätze in ihrer natürlichen Verbindung kurz angeführt, denen dann zugleich die Beweise aus der heiligen Schrift beigefüget [wären], so ebenfalls die Hauptpflichten der Gottseligkeit zugleich mit den Stellen der heiligen Schrift, die hiezu dienen.

Dieses Lehrbuch, das den Kindern in der Schule beigebracht [würde], würde hernach der Pfarrer zum Fundament bei seinem besondern Unterricht gebrauchen; es dürfte auch von großem

Nutzen für die Jugend sein, besonders in Absicht auf die bürgerlichen, ökonomischen und häuslichen Pflichten, wenn man ihnen die hiezu dienenden Stellen aus den Proverbiis, dem Buch der Weisheit, Jesus Sirach und andern sammeln und unter dienliche Hauptstücke bringen würde.

Zum Unterricht in der Religion, zur Beförderung eines frommen Herzens und frommen Wandels sollte wöchentlich zu gesetzten Stunden ein wohlgewähltes Stück aus der Heiligen Schrift, besonders aus dem N. T., mit aller Andacht und Ehrerbietung der Schuljugend vorgelesen werden, und nur bei diesem Anlaß möchte ich das heilige Testament in der Schule gebrauchen lassen.

Der Schulmeister sollte dann soviel Geschicklichkeit besitzen, oder wenigstens Anleitung dazu geben, die Jugend zu belehren, wie sie das Angehörte sich sollte zu Nutze machen. Er sollte niemals anders als mit äußerster Ehrerbietung, mit Affekt, von Gott, von Jesu und von göttlichen Dingen reden. Er sollte ihnen bei diesem Anlaß recht herzlich die dringendsten und liebreichsten Ermahnungen zur Frömmigkeit geben, zu der so wichtigen und notwendigen Aufmerksamkeit auf sich und seinen Wandel; zu einer täglichen Untersuchung und Prüfung seiner selbst. Er sollte ihnen Exempel und Muster gottseliger und frommer Handlungen fleißig vorstellen, um dadurch Nachahmung zu erwecken. Er sollte andächtig und dringend vor ihrer Gegenwart für sie zu Gott beten. Es ist gewiß beweinenswürdig, wenn man bedenkt, wie die Jugend, deren zarte Herzen der besten Eindrücke fähig sind, diesfalls verabsäumet und wie so wenig in den öffentlichen Schulen an ihrem Heilsunterricht und an der Bildung eines weisen und frommen Herzens gearbeitet wird.

B. Alle Attention und allen Beifall verdient, was die vorhergehende Abhandlung weiter aufführt, das in den Schulen sollte betrieben und gelernt werden.

Etwas von der Rechenkunst. Ich stelle mir vor, das hätte einen großen Einfluß auf den ökonomischen Zustand. Man gebe Acht, so wird man bemerken, daß eine Quelle von dem Ruin vieler Haushaltungen daher rührt, daß sie nicht berechnen können, was sie einnehmen, was sie ausgeben.

Etwas von der minderen [niederen?] Geometrie und von der Mechanik. Ein jeder Bauer sollte das Geräth, das er zu seinem Hauswesen und Ackerbau nothwendig hat, bestentheils selbst machen können. Er sollte im Stand sein, das eine und andere genau abzumessen, die Kräfte verschiedener zu seinem Beruf gehöriger Dinge zu kennen, die beste Anwendung davon zu machen — Modell von allerhand Fuhrwerk, Pflügen, Eggen u. s. w.; die allergemeinsten Lehren von Anlegung eines gesunden und dauerhaften Bauerngebäudes u. s. w. Dergleichen Unterredungen und Belehrungen müßten ihnen nicht nur sehr angenehm sein, sondern hätten den wesentlichsten Nutzen für den ökonomischen Vortheil derselben.

Etwas von der Naturhistorie und Naturlehre. Wie würde nur eine etwelche Erkenntniß hievon, und eine etwelche Anleitung hiezu, ihm würdige Gedanken von Gott beibringen und sie aus dem Stand der Dummheit und Gedankenlosigkeit über die sichtbaren Werke der Schöpfung zu Verehrung und Anbetung der Gottheit führen! Wie viel derselben noch anhangender Aberglauben würde dadurch nicht fallen! Was für reichen Stoff zu Gesprächen und Unterredungen würde ihnen dieses nicht geben! So sollte man die Landjugend besonders führen zur Naturkenntniß ihres Vaterlandes. Man sollte ihnen das Gute, das Vorzügliche desselben bekannt machen. In einer jeden Landschule sollte eine etwelche geographische Beschreibung von demselben Orte sein.

Man sollte, wie gar wohl angemerket worden, sie vorzüglich auch bekannt [machen] mit den Landesgesetzen, sie von

der Weisheit und [dem] Nutzen derselben belehren; daher Anlaß nehmen, sie von der Vorsorge und Weisheit und Güte der Landesregierung und ihrer Obrigkeit zu überführen, und dadurch den Grund zu einer willigen Unterwerfung und Gehorsam gegen dieselben zu legen.

Vorzüglich sollte man der Landjugend eine allgemeine Kenntniß von dem Landbau beibringen. Man sollte sie die verschiedenen Arten des Düngers, die nöthigen Beobachtungen bei dem Pflügen, Säen, die verschiedenen Grasarten, den verschiedenen Nutzen und Anwendung, [wo] dieselben am besten anzubringen [seien] u. s. w. kennen lehren, und sie anführen, über dergleichen Dinge ihre eigenen Bemerkungen und Erfahrungen zu machen, und wie schon bemerkt, kleine dahin einschlagende Schriften mit ihnen lesen.

Man sollte sie auch bekannt machen mit den allgemeinen Regeln der Haushaltungskunst und mit den wichtigsten Gesundheitsregeln. Diese zu erlernen, dürfte der Schüler bis höchstens in das 14. Jahr die Schule besuchen. — Es wäre auch mit Grund zu hoffen und zu erwarten, daß, wenn die Schulen auf solche Weise recht eingerichtet [wären], auch selbst die Größern die Schule mit Willigkeit und Freude besuchen würden. Denn jetzund glaubt man insgemein, man müsse in der Schule nichts lernen als lesen, und wenn man dieses könne, so sei ja nichts weiter mehr zu lernen.

Es verstehet sich daneben von selbst, daß die Schulen in erforderliche Klassen einzutheilen, daß die Stunden und die Arbeit gehörig einzurichten [wären] und daß für die größern Schüler eigene und besondere Stunden müßten ausgesetzet sein.

III.

Mittel diese Verbesserungen zu bewirken.

A. Tüchtige Lehrbücher. Hierüber ist alles gar wohl gesagt. Einige wären schon vorhanden, einige mit kleinen Veränderungen dazu einzurichten, einige müßten von neuem dazu verfertigt werden, und da wären allezeit so großmüthige Seelen zu finden, welche sich willig dazu ließen gebrauchen.

Der Preis solcher Schul- und Lehrbücher würde nicht so hoch zu stehen kommen, als diejenigen, die nun wirklich in den Schulen gebraucht werden.

B. Wohlzubereitete Schulmeister. Um solche zu erhalten, wäre unstreitig ein Seminarium [in] der Stadt das beste Mittel; ich finde an meinem Ort auch keine unüberwindliche Schwierigkeiten, wie ein solches aufzurichten [sei]. Ich kann mit Grund zum Voraus setzen: die Wichtigkeit und der unaussprechliche Nutzen dieser Sache würden sowohl den Hochgeachteten Hochgeehrten Herren Examinatoribus als U. Gn. Herren selbst [1]), die jederzeit so geneigt sind, den moralischen und christlichen Zustand ihres Volkes zu verbessern, so kräftig einleuchten, daß sie ihren Hohen und Gnädigen Beifall dazu geben und eine solche Einrichtung unterstützen würden.

Die größten Schwierigkeiten wären wohl diese: woher die Unkosten zur Unterhaltung eines solchen Seminarii zu nehmen?

Ich will meine Einfälle hierüber hersetzen.

Ich setze, die Anzahl [der Schüler] dieses Seminarii würde sich auf 40 belaufen, das Kostgeld per Jeden jährlich 50 fl. — da die meisten auf diese oder jene Weise neben den Lehrstunden noch etwas erwerben würden —, das macht die Summe von 2000 fl.; die Information und was dazu gehört 1000 fl. Mit

[1]) Den obersten kirchlichen und weltlichen Behörden.

3000 fl. könnten diese unterhalten werden und den erforderlichen Unterricht haben. Da nun diese Einrichtung zu einem gottseligen Endzweck und zum Besten des Landes dienen würde, so müßte jedes Kirchengut in dem Land jährlich 20 ff [dazu] contribuieren, welche Summe auch das kleinste Kirchengut durch Einschränkung nicht so nöthiger Ausgaben ersparen könnte.

Das würde ungefähr 1500 fl. ausmachen. Ferner da der sogen. neue Fonds durch den Beitrag des Ministerii so angewachsen, daß derselbe die Bestreitung der Unkosten, zu welchen er ursprünglich bestimmt [war], nun übersteigt, dürfte nicht eine Summe davon zu einem solchen Instituto angewendet werden? Würde sich wohl ein Ministerium weigern, zur Beförderung eines so gottseligen Werks die jährlichen Synodal-Steuern zu verdoppeln, und wenn es, um Anderen in Beförderung solcher gottseligen Absichten vorzuleuchten, noch einmal so viel wäre? Dürfte man nicht einen jährlichen Beitrag von edeln und großmüthigen Menschenfreunden und Freunden des Vaterlandes erwarten? Gewiß würde unsere Gnädige und Christliche Landesobrigkeit ein nützliches [mögliches?] zur Bestreitung dieser Unkosten beitragen — anderer Quellen nicht mehr zu gedenken.

Zu solchen Seminaristen werden fähige und wohlgesittete Jünglinge gewählt, besonders arme Waisenknaben, die etwann besondern Verstand und Fähigkeit zeigen, und die meistens so traurig und schlecht versorgt sind, und nach gegenwärtigen Umständen an [den] meisten Orten nicht anders können versorget werden.

Aus diesem Seminario würden nun die Schulmeisterstellen besetzt, ohne darauf zu sehen, daß in der Schule zu Pfäffikon, zu Altorf [1]), just ein Pfäffiker, ein Altorfer sein müßte, — welches

[1]) Fehraltorf und Mönchaltorf, von welchen beiden Orten die Pfarrer ebenfalls zum Kyburger Kapitel gehörten.

denn aber auch zugleich erfordern würde, daß wenigstens in den Hauptgemeinden öffentliche Schulstuben sein sollten — was noch um anderer Ursachen willen höchst nothwendig wäre, wie denn aber auch wirklich an vielen Orten dergleichen vorhanden sind.

Um bessere Schulmeister zu bekommen, habe [ich] auch noch diesen Einfall. Es müßte derjenige, welcher auf einen Schuldienst aspirirt oder zu einem Schulmeister wirklich erwählt [wird], wenigstens ein halbes Jahr in der Stadt zu seinem Berufe präparirt werden. Ich erinnere mich der begründeten Anmerkung, die in dem Kapitel ist gemachet worden: wenn einer nur das geringste Handwerk treiben will, so muß er eine gewisse Zeit auf die Erlernung desselben wenden und ist dazu verbunden; — nur der Schulmeister, dessen Beruf für die Sozietät so wichtig, hat dieses nicht nöthig; kann er ein wenig buchstabieren, ein wenig lesen und schreiben, so ist er ein ganzer Schulmeister!

Ein dienliches Mittel, tüchtige Schulmeister zu pflanzen, könnte auch noch dieses sein: wenn in einem jeden Kapitel ein oder zwei rechtschaffene Lehrer[1]), die keine weitläufige Gemeine haben, den Unterricht und die Bildung einiger fähigen Jünglinge aus den Gemeinen der Klasse über den Winter würden übernehmen. Könnten solche bei vakanten Schulmeisterstellen der Beförderung gewiß sein, so würde es an jungen Leuten, die sich willig diesem Unterricht unterziehen, nicht mangeln.

Betreffend die Verbesserung der wirklichen Schulmeister: Entweder sind dieselben alt und stehen schon lange im Dienst; da ist wohl wenig mehr auszurichten. Gut, wenn einem solchen ein tüchtigerer Substitut kann zugeordnet werden. — Sind dieselben aber noch jünger und lassen sich noch belehren, so hat unstreitig ein Pfarrer die allerwichtigste Verpflichtung, diese Bemühung auf sich zu nehmen und mit seinen

[1]) d. h. Pfarrer.

Schulmeistern oft und viel zu conferiren; da es dann freilich auch nicht außer dem Wege sein möchte, wenn die Schulmeister, die meistens gelehrter sein wollen als ihre Pfarrer, durch höheres Ansehen angehalten würden, dieselben anzuhören und ihren Anordnungen ohne anders sich zu unterwerfen.

Ein Methodenbuch, wie es Herr Cammerer nennt, wäre über alle Maßen nothwendig und dienlich. Denn die meisten Schulmeister haben gar zu wenig Belehrung, wie sie eigentlich ihr Werk treiben sollen. Sonderheitlich sollten sie von der Wichtigkeit und von der wirklichen Würde ihres Berufs, wie auch von den Eigenschaften eines rechten Schulmeisters belehret werden; man sollte ihnen Anweisung geben zur besten Lehrart, zu einer vernünftigen Zucht.

C. Gute Schulgesetze. Die sogen. Schulordnung sollte billig revidirt und nach unsern gegenwärtigen Situationen abgeändert werden, und möchte es geschehen nach dem Muster der neuen Braunschweig-leuneburgischen, Schlesischen und Brandenburgischen Schulordnungen; die Pflichten der Eltern, des Schulmeisters, der Vorgesetzten, der Lehrer, der obrigkeitlichen Personen sollten diesfalls näher bestimmt werden.

Die Schulgesetze sollten alle Monate im Beiwesen der Vorgesetzten in der Schule vorgelesen und alsdann von dem Pfarrer die Beobachtung und Handhabung derselben empfohlen werden. —

Mehreres will ich nicht hinzu thun als nur noch die Gedanken des obenerwähnten Dr. Miller T. IX p. 137: „Wozu doch solche Rathschläge? Dazu, daß wenn dieselben nicht sollten der Achtung, Aufnahme und Untersuchung würdig geachtet werden, wir dermalen einst vor dem Richterstuhl Christi ohne Entschuldigung sein mögen, wo wir nicht alles, was je uns möglich war, versucht haben. Verhindern aber Geistliche solche heilsame Einrichtungen und Verbesserungen, so wird ihr Gericht

desto schwerer sein. Wenigstens bleibt es allemal die Pflicht jedes rechtschaffenen Mannes in einer Gesellschaft, der Vormund und Sprecher der Unmündigen, die ihr Wohl selber noch nicht besorgen können, zu werden" [1]).

* * *

Das Kyburger Kapitel, resp. dessen Dekan und Kammerer begnügten sich aber mit dem gesprochenen Worte nicht; sie ließen sofort die That folgen. Noch im selben Jahre 1771 erschien von ihm, durch den Dekan Escher in einem Briefe vom 5. Oktober 1771 dem Antistes zur Approbation empfohlen, und nachdem letztere ohne Zweifel rückhaltlos und ohne Verzug erfolgt war, im Druck: „Anleitung für die Landschulmeister. Zürich, Orell, Geßner, Füßlin & Comp. 1771".

Diese Broschüre, die 52 Seiten stark ist, legt in ungemein herzlichem Tone und klar verständig den Schulmeistern ihre Berufspflichten nach allen Seiten ans Herz. In der Methodik des Sprachunterrichtes kehren im Ganzen die Ausführungen des Referates von Schultheß, in andern Abschnitten, wie in dem über Schulzucht, diejenigen Eschers wieder; die endgültige Formulirung ist Eschers Werk [2]). Die Schrift fand solchen Anklang, daß sie nicht nur schon 1775 eine zweite Auflage erlebte, sondern unter

[1]) Der Wortlaut weicht einigermaßen von demjenigen des Originals ab; hier heißt es: „Wozu aber doch solche Vorschläge wiederholt, die doch nie von unsern Politicis werden befolget werden? Dazu, daß sie dermaleins vor dem Richterstuhle Christi ohne Entschuldigung sein mögen, wo sie nicht alles, was ihnen möglich war, versucht haben. Verhindern aber gar Geistliche eine solche heilsame Einrichtung, so wird" u. s. w. — Der Schluß stimmt überein.

[2]) Dies geht aus einer Zuschrift des Dekan Meyer von Wald dat. 2. Sept. 1776 hervor, in der von der „gedruckten fürtrefflichen Anleitung für die Landschulmeister von Herrn Dekan Escher" die Rede ist.

dem gleichen Titel 1779 auch in Basel (bei Gebrüdern von Mechel) erschien, nur soweit verändert, als der Unterschied der baselschen Verhältnisse gegenüber den zürcherischen von vornherein Modifikationen bedingte [1]).

Es mag eigenthümlich berühren, wenn der § 16 dieser Anleitung handelt von dem „Verhalten des Schulmeisters gegen den Lehrer". Gerade die Geistlichen der rationalistischen Richtung haben mit Vorliebe sich selbst diesen Titel beigelegt; gewiß weniger aus Rücksicht auf die Stelle im Propheten Daniel c. 12 v. 3, als in der ihnen eigenen Tendenz, namentlich die praktisch-gemeinnützige Seite ihres Berufs gegenüber der priesterlichen Auffassung desselben zu betonen; die zürcherische Anleitung ist in dieser Bezeichnung der Pfarrer als der Lehrer consequent, die baselsche hat sie zwar auch in der Inhaltsanzeige der Kapitel, im Text selber tritt an die Stelle des Lehrers ohne weitere Umschweife wieder „der Herr Pfarrer".

Einige Abschnitte sind noch heute so lesens- und beherzigenswerth wie vor 120 Jahren. Wir rechnen dazu insbesondere: § 2. Von den nöthigsten Eigenschaften eines Schulmeisters; § 9. Anleitung zur Bemerkung der Verschiedenheit der Gaben und der Gemüthsart der Schulkinder, und wie der Schulmeister bei seinem Unterricht sich darnach zu richten hat; § 10. Von der guten Ordnung, die er in der Schule zu unterhalten hat, — und nur ungerne verzichten wir auf deren gesamte oder theilweise Wiedergabe an dieser Stelle. Aber der geneigte Leser wird finden, es

[1]) Ich verdanke die Kenntniß dieser baselschen „Anleitung für die Landschulmeister", sowie den Besitz eines Exemplares derselben Herrn Prof. Burkhardt-Biedermann in Basel. Nach Holzhalb, Suppl. zu Leu's Lexikon Bd. VI. hat auch der Berner N. E. v. Tscharner 1772 eine solche Anleitung veröffentlicht; es ist mir nicht möglich, ihr Verhältniß zu der zürcherischen zu bestimmen, da keine der öffentlichen Bibliotheken in der Schweiz dieselbe zu besitzen scheint.

sei in diesem Taschenbuch nun reichlich genug geschulmeistert, und so eilen wir zum Schluß.

Wie Antistes Ulrich, so hielten das Kyburger- und Wetzikoner-Kapitel in ihrem Eifer für das Schulwesen auch in den folgenden Dezennien aus. Das repertorium majus des Antistes Heß enthält unter der Rubrik „Kyburger Kapitel" folgende Notiz von seiner Hand:

„Dieses und das Wetzikoner Kapitel hat eigene Schulbücher verfertiget, auch zum Theil eingeführt und mit Nutzen gebraucht.

1. Erster Unterricht in der Religion 1787. Von Hrn. Dekan Escher und Hrn. Kammerer Schultheß.

2. Anweisung zu christlich-sittlicher Lebensart. Von Hrn. Pfarrer Geßner zu Dübendorf [1]).

3. Biblische Geschichten. Von Hrn. Pfarrer Locher zu Oetweil [2]).

4. Kurze Gebete für die Jugend. Von Hrn. Dekan Escher [2]).

5. Auserlesene Psalmen. Von Hrn. Pfarrer Locher [2]).

6. Grundsätze der christlichen Religion. Von Hrn. Kammerer Schultheß [3]).

7. Auserlesene 75 Lieder aus dem neuen Gesangbuch. Von ebendemselben.

NB. Nr. 4 und 5 werden von den Repetierschülern der ersten Klasse, Nr. 6 und 7 von den Repetierschülern der zweiten Klasse gebraucht."

* * *

---

[1]) Es ist wohl gemeint die „Anweisung der lieben Jugend zu einem sittlichen Betragen". Zürich, Ziegler 1774.

[2]) Zürich, Ziegler 1774.

[3]) Zürich, Ziegler 1774; dieselben sind also nicht von Lavater, wie der Katalog der Stadtbibliothek (II. 486) annimmt.

Wir haben im Vorstehenden einige Einzelbilder aus dem Verlaufe der Schulreform gegeben, die 1778 mit der neuen Schul- und Lehrordnung die Landschulen auf eine höhere Stufe zu bringen sich anschickte. Da mag es doch nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, welche Fortschritte mit dieser Schulordnung zur offiziellen Sanktion gelangten. Die Verbesserungen, die durch dieselbe gegenüber den bisherigen Zuständen zur allgemeinen Durchführung gelangten, sind folgende:

I. Erweiterung der Winterschule um mindestens 2 Wochen, bis 1. April. Allgemeine Einführung der Sommerschule mit zwei Tagen wöchentlichen Unterrichtes. Einführung einer obligatorischen Repetierschule bis zur Zulassung zum Abendmahl, im Sommer am Sonntag, im Winter an einem ganzen Wochentag. Ersetzung der disciplinär unhaltbar gewordenen Nachtschule durch eine Singschule am Sonntag Nachmittag. Inaussichtnahme weiterer freiwilliger Fortbildung für die reifere Jugend.

II. Einführung einheitlicher Schüler- und Absenzentabellen. Verschärftes Vorgehen gegen Vernachlässigung des Schulbesuchs. Genaue Vorschriften betr. Schulortsangehörigkeit der Schüler, und Zulassung von Privatunterricht in geregelten Schranken.

III. Forderung, daß die Gemeinden Schulhäuser oder wenigstens gesonderte Schulstuben haben sollen und die Lehrer nicht mehr eigenmächtig Vikare für sich anstellen dürfen. Schärfere Betonung der Klasseneintheilung mit Einräumung der Möglichkeit, Unfleißige in eine niedere Klasse zu versetzen. Einführung geregelter Promotion und Entlassung der Schüler. Aufstellung eines eingehenden Lehrplans. Anweisung der Lehrer an die Pfarrer zu beruflicher Fortbildung.

IV. Ausdrückliche Zulassung Fremder, d. h. Nicht-Gemeindeangehöriger, zum Schulamt der Ortsschulen. Einzug der Schulgelder durch den Seckelmeister und nicht mehr durch die Lehrer selbst. Besserer Schutz der Lehrer gegen widerspenstige Eltern. Einführung einer Controlle über die Schulbesuche der Pfarrer.

Man sieht: auch offiziell wurde ein merklicher Schritt nach vorwärts gethan. Was das zürcherische Landschulwesen vor 1830 andern Kantonen gegenüber voraus hatte, davon verdankte es der Schulreform in den Siebzigerjahren des 18. Jahrhunderts die Grundrisse.

Wie es mir und meinem Dörfgen ergieng beim Uebergang der Franzosen über den Rhein, am 1. May 1800.

Ein Auszug aus einem Briefe vom 2ten May,
von Johannes Büel, dem damaligen Helfer in Hemishofen bei Stein a/R.

Ich habe mit Ungeduld und Sehnsucht der Ankunft eines Briefes von Ihnen entgegengesehen, ehe die schrekliche Explosion sich ereigne, welche sich wirklich gestern zugetragen hat. Wir sind zu großen und schweren Dingen von der Vorsehung bestimmt worden; doch ist immer eine unsichtbare Hand, die uns schüzet, und obwohl wir viel Gefahren ausstehen und Zeugen

Der Verfasser des nachfolgenden Briefauszuges ist den Lesern des Taschenbuches aus dem im Jahrgang 1892 erschienenen Aufsatze J. Bächtolds „Aus Hofrath Büels Stammbüchern" bekannt geworden. Die Schilderung seiner Erlebnisse beim Uebergang des Lecourbe'schen Corps über den Rhein ist zwar nicht bedeutend, mag aber doch als Stimmungsbild aus bewegter Zeit Interesse erwecken. Der Auszug aus dem an einen uns unbekannten Freund gerichteten Briefe ist von Büel selbst gemacht und befindet sich im Besitze des Herrn Winz-Büel zum Raben in Stein. Für das Sachliche sind zu vergleichen: R. Günther, der Uebergang des Corps Lecourbe über den Rhein bei Stein am 1. Mai 1800 (1893), und ebendesselben Geschichte des Feldzuges von 1800 (1893).

großen Elendes seyn müssen, so gehen wir doch nicht ganz zu Grunde.

Nach einem sehr langen beschwerlichen Winter hofften wir mit dem kommenden Frühling Erleichterung. Alles seufzte nach Befreyung von Truppen, die uns freylich nicht mißhandelten, nicht des unsrigen beraubten, und außer etwas Zugemüß alles baar bezahlten, aber dennoch in verschiedenen Rüksichten uns beschwerlich fielen. Auf Frieden war nicht zu denken; also wir hoften, was wir wünschten, die Kayserlichen möchten die Franzosen angreifen und uns wieder in Ruhe bringen. Es zog sich nach und nach ein Gewitter zusammen. Die Spionen kamen mit Nachrichten zurück, daß die Franzosen sich gegen St. Gallen hin stark vermehren. Nachher hieß es, sie ziehen sich wieder gegen Basel hinab, und das glaubte ich um so viel eher, weil auch die Bewegung der Kaiserl. Regimenter abwerts gieng. Das Regiment Erzherzog Karl wurde von Karl Schröder, dieses von Kerpen abgelöst.

Anfangs hatten die hier liegenden Offizire bestimmte Ordre, das Dorf aufs äußerste zu vertheidigen. Dieses hätte natürlicher Weise uns in große Gefahr gesezt, und ich hatte deswegen viel Kummer. Allein seit ungefähr 14 Tagen kam die Ordre, bei einem feindlichen Angriff ohne Widerstand sich zurükzuziehen; dieses war mir sehr lieb. Man wählte die Straßen; man bahnte für die Kanonen Wege durch die Wälder, um vor den feindlichen Batterien bedekt zu seyn — und noch leztern Dienstag (29. Apr.) beritt ich mit dem Offizier, der die hießige Kompagnie comandierte, die ihm angewiesenen Wege. Wir ritten auf den Wolkenstein[1]), und hier wars, wo ich einen sehr bedeutenden Wink von dem bekam, was geschehen werde. Gleich unten an dem Plaz, wo vor einem Jahre die Franzosen Batterien

---

[1]) Bergvorsprung und Ruine nördlich von Hemishofen.

aufwarfen, gegen das Dorf Rheinklingen hinab, standen ungefehr zwölf französische Offiziere, zwei von ihnen zeichneten, andere deuteten sehr bedeutend auf unsere Gegend hinüber, und mir war dabei nicht wohl zu Muthe. Die folgende Nacht war's auch sehr unruhig, doch ereignete sich nichts. Mein Herr Oberlieutenant Kaysersheim, so hieß der Offizier, der hier komandierte, that sehr bedenklich, und mir war's so viel als gewiß, daß es in unserer Gegend zu einer Explosion kommen werde. Weil wir aber einiges von unsern besten Sachen in Sicherheit gebracht hatten und weil wir den Uebergang nicht so nahe glaubten, so blieben wir zimlich ruhig. Der Offizier ließ einen Wagen auf die Straße vor's Haus stellen, um auf den ersten Lerm seine Bagage wegbringen zu können; auch ließ er auf verschiedenen Punkten Feuer anzünden, um die Franzosen glauben zu machen, es liege viel Volk hier. Wahrlich ein sehr abgenuztes Stratagem!

Wir aßen ruhig zu Nacht und ich ließ mir von Kaysersheim feyerlich versprechen, daß er mich wolle weken lassen, wenn es unruhig werden sollte. Noch um eilf uhr Abends lag ich unter meinem Fenster und hörte nicht das geringste Geräusch jenseits des Rheines. Ebenso wenig hörte meine Louise [1]) etwas, als sie nach einer sehr unruhigen Nacht Morgens um drei Uhr ans Fenster gieng.

Um vier Uhr fiengen die Franzosen, welche schon um Mitternacht Kanonen in die Batterien (welche ich Ihnen auf der Zeichnung von unserer Gegend anzeigte) geführt hatten, und bei vielen tausenden in einer Entfernung von etwa 2000 Schritten von uns standen, entsezlich an zu kanonieren. Ich sprang erschroken aus dem Bette und sagte: „nun ists da, was wir so lang erwarteten. Gott gebe, daß es nicht zu hart ausfalle." L. folgte

---

[1]) Büels Frau, Luise von Auleben, aus Gotha.

mir. Ich sprang halb angezogen gegen den Rhein hinab; die Bauern baten mich, mich keiner Gefahr auszusezen, weil Kanonenkugeln über sie weggeflogen seyen. Die Richtung des Feuers aber belehrte mich eines bessern; die Franzosen feuerten abwerts gegen die bedekte Brügge hin, welche Sie in der Zeichnung finden werden. Die Kartätschen machten großen Lerm. Nun gieng ich, nachdem ich sah, daß wir fürs erste keine Haubizen und folglich keinen Brand zu fürchten hatten, auf eine andere Seite des Dorfes. Einige wenige Kayserl. Soldaten liefen erschrocken hin und her. Die Gränizer Husaren tummelten, den blanken Säbel in der Faust, ihre Pferde auf der Straße herum. Ich kenne keinen fürchterlich schönern Anblick als einen solchen Husaren. Pferd und Mann, alles lebt und bewegt sich mit einer Anstrengung, Festigkeit und Geschmeidigkeit, die Schreken und Bewunderung einflößt. Ich stand wenige Augenblicke gegen das untere Ende des Dorfes, als schon die Franzosen einen gewaltigen Lerm auf den Feldern machten und plänkelten. Den Berg, auf welchem der Wolkenstein steht, erkleterten sie wie die Kazen, und überall hörte man nichts als piff, paff! Ein Paar Musketenkugeln, die mir über den Kopf wegpfiffen, erinnerten mich nach Hause zu gehen.

Bald darauf marschierten einige Kompagnien Grenadiers durchs Dorf in geschloßnen Gliedern. Kein Mann trat aus, und meine Bauern, unter welchen es noch einige Franzosenfreunde gab, grüßten sie mit frohem Gesichte. Ich selbst fieng an zu hoffen, es solle nicht übel gehen. Das Kanonieren und plänkeln dauerte unterdessen immer fort. Ich gieng wieder vors Dorf um die Bewegungen der Truppen zu beobachten. Es kam ein Soldat mit einem Fäßlein auf dem Rücken und fragte nach eau de vie. Theils hatten meine Bauern keinen Brandtwein, theils würden sie nicht gerne gegeben haben; ich nahm den citoyen mit mir und ließ ihm durch die Magd ein Glas Brandtwein

bringen. Darüber machte er ein langes Gesicht und gab mir zu verstehen, daß er gerne sein Fäßgen gefüllt haben möchte. Jezt bedeutete ich ihm, ich sey infiniment faché, nicht so viel Brandtwein zu haben, als erforderlich seyn möchte, die Leerheit seines Faßes anzufüllen. Um mich nun nicht meinem Schmerz zu überlassen, so sagte er mir, er wolle de bon cœur so viel Wein annehmen, als er vorher eau de vie verlangt habe, und da es mir an diesem Produkt nicht mangelte, so ließ ich sogleich zwei große Flaschen alten Wein bringen; aber das Faß war wie gewisse Leute, sie können nie genug bekommen. Es war nicht voll, und der Franzose wollte auf der einen Seite sein Faß voll haben, auf der andern aber mir keine weitern Opfer zumuthen. Daher sagte er, er wolle in die auberge gehen, um das mangelnde zu ersezen. Ich sagte, er soll es nicht thun, der Wirth sey ein pauvre diable — welches aber eine Nothlüge war. Liese mußte also noch einmal in den Keller, und wir trennten uns im Frieden.

Nun wurden ein Paar Wagen in Requisition gesezt, und zwei Docteurs spazierten neben meinem Hause vorbei. Um ja nichts ermangeln zu lassen, was dazu gehört, um seine Erkenntlichkeit einer Nation zu bezeugen, die sich, wie vor einem Jahre die gesezgebenden Räthe bei Anlaß der Ermordung unserer Schweizerbrüder decretierten, um das Vaterland verdient machten, so rufte ich die Herren hinauf und bewirthete sie mit Kaffee. Gern würde ich sie unserer Sicherheit wegen länger behalten haben, aber sie mußten den Verwundeten zu Hülfe kommen. Wir waren einige Minuten allein.

Auf einmal kam das Gerücht, die Franzosen brechen in die Häuser ein und plündern. Wir konnten das um so viel leichter glauben, da in demselben Augenblik zwei Soldaten durch die hintere Thüre ins Haus, die Treppen hinauf und ins Zimmer stürzten. Wie die Geier fuhren sie auf den Kaffee, der auf dem

Tisch stand und gossen ein, daß der Tisch überfloß. Sie gaben mir zu verstehen, ich soll zuerst trinken. Ich merkte sogleich den Grund dieser Zumuthung und sagte lachend: „Wie, glaubt ihr denn, ich wolle euch vergiften? Ihr seyd Franzosen und sehet nicht, daß ihr von mir nichts zu fürchten habt?" Sie waren betroffen und entschuldigten ihr Mißtrauen damit, man habe ihnen gesagt, die Leute auf dieser Rheinseite werden sie alle ermorden. Der Kaffee war getrunken, nun kam die Reihe an den Wein, der schon in großen Schüsseln parat stand. Unter andern vertraulichen Gesprächen, die ich mit den zwei zimlich zerlumpten Gästen führte, fragte mich der ältere, ob ich ihm nicht einen kleinen Thaler geben könnte. Ich langte geschwind in den Sack und sagte ihm, daß es mir das größte Vergnügen mache, ihm einen kleinen Beweis meiner Freundschaft zu geben. Er war über meine Politesse ganz charmiert, und der jüngere ersuchte mich ebenfalls um einen kleinen Thaler. Ich bedauerte sehr mit dieser Gattung Geld nicht mehr versehen zu seyn und bat ihn mit andrer Münze, die ebensoviel ausmachte, vorlieb zu nehmen. Er zählte, was ich ihm gab, und sagte ganz zufrieden: c'est assez! Ich merkte, mit wem ich zu thun hatte, und weil ich wußte, daß der Franzose viel auf Zutrauen und Ehre hält, und ich durchaus gefällige Leute brauchte, so bat ich sie in meinem Hause zu bleiben. Sie versprachen es, aber es sollte nicht seyn.

Der ältere Soldat sah durchs Fenster, fuhr betroffen zurück und sagte: Voila le major! und bat mich, mich zurück zu ziehen und die Thüre nicht aufzumachen. So gerne ich gefällig gewesen wäre, so wußte ich doch aus Erfahrung, daß die Sergent Majors meistens Leute seyen, die Ehrgefühl und Ansehen haben, und daß ich mich auf den Schutz eines solchen Mannes zuverläßiger verlassen könne als auf die zwei Soldaten. Ich erwiederte also: es würde sehr unhöflich seyn, den Major auf der Straße stehen zu lassen; öffnete das Fenster und bat ihn herauf

zu kommen. Er trat ins Zimmer und fragte mit einem finstern Blick die zwei Soldaten, was sie da zu thun hätten. Sie sagten, sie haben mich um ein Glas Wein gebeten, und versicherten auf die zweite Frage, ob sie mir nichts genommen haben: gewiß nichts. Ich bestätigte das und sagte dem Major, es seyen deux garçons d'une tres bonne conduite. Das freute sie um soviel mehr, da ihnen die kleinen Thaler eine sichtbare Verlegenheit verursachten. Sie giengen auf den Befehl des Majors weiter. Es kam noch ein anderer Major, und wir bewirtheten beide mit Kaffee.

Unterdessen aber war ein großer Jammer im Dorfe. In allen Häusern wurde geplündert. Wein, Brod, Butter, Hausrath, Kleider, Bettstüke, alles, was nur einigermaßen einen Werth hatte und verkäuflich zu seyn schien, das wurde durchs Dorf hinab getragen. Die Bauern, ihre Weiber und Kinder jammerten und suchten bei mir Hülfe, währenddem ich selbst dem Anfang der Plünderung in meinem Hause jeden Augenblick entgegen sah. Ein Trupp dieser Räuber kam nach dem andern auf's Haus losgestürzt und wollte eindringen. Der Sergent Major sah zum Fenster hinaus und wies sie ab. Das gelang über zwei Stunden; aber endlich war das Zureden des braven Mannes fruchtlos. Die Thüre zum Keller wurde von außen gesprengt und der wilde Haufe drang ein. Nun giengs über meinen Wein; alle Geschirre, die im Keller waren, wurden gefüllt und hinaus getragen; aller Vorrath von Fleisch, Rahm 2c. weggeschleppt. Durch die Treppe drangen sie aus dem Keller ins Haus hinauf in eine Kammer, da ein Schrank stand, in welchem wir unser Porcellan, Gläser 2c. sonst stehen hatten, das wir aber schon vor etlichen Wochen nach Stein in Sicherheit brachten. Dieser wurde ebenfalls gesprengt, einige zinnerne Teller, zwei schöne Flaschen 2c. herausgenommen. Noch hatten sie nicht genug Geschirr und sie kamen eine Treppe höher zu uns

hinauf und in die Küche. Da wurde wieder alles hölzerne Geschirr in Requisition gesezt. Der Major wußte, so wenig er dem Unwesen ganz steuern konnte, die Plünderer doch immer von unserm Wohnzimmer und den übrigen Zimmern abzuhalten. Louise und ich behielten immer eine völlige Gegenwart des Geistes, einen Muth und eine frohe, muntere Laune, wodurch wir selbst unsern Schuzengel Auest, so hieß der Major, der sehr traurig über das Spektakel wurde, aufrichteten. Ich sagte Auest einmal über das andere: „Laßt sie nur alles aus meinem Keller nehmen, das thut mir nicht wehe, das macht mich nicht unglücklich.“ Wirklich hatte ich meinen Weinvorrath ebenfalls vor etlichen Monaten wegbringen lassen und das, was im Keller blieb, betrachtete ich, seitdem ich den Uebergang der Franzosen erwartete, nicht mehr als mein Eigenthum. Darum sah ich ihn wirklich ruhig wegtragen, und meine Besorgnisse giengen bloß auf Zerstörung und gewaltthätige Mißhandlung.

Es mangelte unterdessen auch nicht an kleinen lustigen Scenen. So stieg unter anderm ein Soldat ganz gravitätisch die Treppe hinauf mit einem etwas großen Kaffeetopf von einer hier wenig bekannten Gattung Eisenblech, den ich vor vielen Jahren gekauft hatte und der immer ungebraucht unten in dem gesprengten Schrank stand. Auest fuhr wüthend auf ihn zu: Sacré malin, tu as volé cela dans cette maison! Der Soldat versicherte, er habe den Topf im nächsten Bauernhause genommen, um etwas Wein zu holen. Ich sagte, das glaube ich auch, daß der Topf von meinem Nachbar sey; aber hört, Freund, der Topf taugt nicht zum Wein; gebt ihn mir zu kaufen! — und so riß ich ihn rasch aus seiner Hand und gab ihm ein Sechs-Groschen Stück. Er wagte es nicht zu widersprechen. Ein Anderer kam zu Louisen und beklagte sich sehr darüber, er könne gar kein Geschirr bekommen, um etwas weniges Wein darein zu füllen, sie möchte doch die complaisance haben und ihm einen

steinernen Krug geben. Louise gab ihm einen, und flugs eilte er unserm eigenen Keller zu, um ihn zu füllen. Anest hinten drein und riß ihm mit Ungestüm den Krug aus der Hand und gab meiner Louise die heilsame Lehre, ihrer Dienstfertigkeit Grenzen zu sezen und keinen Krug mehr zur Transportierung ihres eigenen Weines zu geben.

Es folgte nun nach diesem Sturm eine Pause, und die zwei Majors sagten: Wir wollen nun die Keller und Hausthüre wieder beschließen. Ich gieng mit ihnen hinab und fand, daß kaum die Hälfte meines Weines weggetragen sey. Wir schlossen die Thüre. Aber nun erklärten mir die zwei Schuzengel, sie müssen wieder zu der Schiffbrügge hinab. Wir baten sie dringend bey uns zu bleiben, weil wir ohne sie verloren seyen. Sie schüzten die Unmöglichkeit vor, versprachen mir aber einen sichern Mann vor's Haus zu stellen. Das thaten sie und versprachen, in einer Stunde wieder bey uns zu seyn. Meine Sauve-garde marschierte nun mit gezogenem Säbel ganz prächtig vor der offenen Thüre hin und her und wieß jeden, der Lust bezeigte, einzutreten, mit dem Bericht ab, daß hier Offiziers-Quartier sey.

Unterdessen kamen denn doch eine Menge Unteroffiziere, Fouriere, Majors, Korporals rc. hinauf und baten höflich um etwas zu essen. Wir gaben ihnen Suppe, Fleisch, Sauerkraut, Eier, guten Wein, und die Gäste verschlangen alles mit Heißhunger, weil sie seit drei Tagen keine warme Speise bekommen hatten. Sie schienen recht dankbar zu seyn und von den silbernen Löffeln und andern Dingen, die sie leicht hätten einstecken können, wurde uns nicht das geringste entwendet. Diese Leute, alles Sappeurs, waren noch da, als sich ein halbes Duzend Soldaten von Infanterie mit aufgepflanztem Bayonet als Sauve-garde für's Dorf meldeten. Auch diese Herren mußten wir aufnehmen und bewirthen; aber es war unter ihnen ein recht impertinenter Kerl, dem alles, was man ihm gab, nicht recht war. Hier ver-

ließ mich die Klugheit, und ich konnte mich nicht enthalten, dem zerlumpten Purschen, der Speisen verachtete, die ein General mit Apetit würde gegessen haben, einige Wahrheiten zu sagen. Damit aber machte ich nichts gut. Der Kerl hatte nicht nur gegen mich ein großes Maul, sondern er suchte noch seine Kameraden aufzuwiegeln, und ich würde wahrscheinlich noch schlimme Händel bekommen haben, wenn nicht auf einmal zwei Offiziere gekommen wären. Diese fuhren die Soldaten hart an, weil sie sich aber mit einer Art von schriftlicher Ordre, die sie wahrscheinlich selbst fabriziert hatten, legitimierten, so konnten die Offiziere nichts machen, sondern suchten sie mit guter Manier wegzubringen, nachdem sie ihnen ein schriftliches Testimonium ihrer guten Aufführung gegeben hatten. Der schändliche Sansculotte machte noch, ehe er uns verließ, den höflichen und nahm auf die höflichste Art Abschied von uns.

Von diesem Augenblick an, nachdem wir von Morgen um fünf Uhr bis Abends um 3 Uhr zehen Stunden lang der Gefahr der Plünderung ausgesezt waren, konnten wir ruhig athmen. Zwar kam ein Trupp Soldaten nach dem andern auf unser Haus losgestürzt und wollten die Thüre des Kellers sprengen, aber die Offiziere wiesen diese Anfälle mit tüchtigen Stokschlägen zurück.

So gut es aber uns gieng, so daß ich meinen Schaden nicht über 100 Gulden rechnen kann, so viel erlitten manche von meinen Dorfbewohnern. Die wilden Plünderer nahmen nicht nur Brod, Fleisch, Wein ꝛc. weg, sondern auch alle Gattungen von Kleidungsstücken, Weißzeug, Geld, kurz alles, was sich wegbringen ließ. Es war höchst traurig, der grausamen Geschäftigkeit dieser Räuber zuzusehen. Zwar suchten die Offiziere bald da bald dort die Soldaten zurük zu halten, aber sie haben zu wenig Authorität. Der Soldat sagt, er werde nicht bezahlt, und um etwas zu bekommen, müsse er rauben. Persönlich miß-

handelt, einige Hieb und Stöße ausgenommen, wurde niemand. Nur ein armes fremdes Dienstmädchen, schwachen Verstandes und überhaupt ein armes Geschöpf, fiel verfluchten Menschen in die Hände.

Sie können leicht denken, wie übel es izt bey uns aussieht und wie vieles mangelt. Doch muß ich's zur Ehre meiner Leute sagen, sie ertragen ihr Unglück mit zimlicher Standhaftigkeit, und der allgemeine Wunsch ist: wenn's nur izt genug wäre!

Bey mir quartierten sich sechs Offiziere ein, über welche ich nicht die geringste Klage habe. Sie waren lustig, aber artig und zufrieden mit allem. Louise und ich waren todmüde; doch gieng ich noch zur Schiffbrügge hinab, die kaum zwei Büchsenschüsse unter meinem Dorfe und weit näher Hemishofen als Rheinklingen geschlagen war. Zwei Offiziere begleiteten mich und begegneten mir sehr höflich. Es marschierte noch eine halbe Brigade über die Brügge. — Wir hatten uns Abend um 11 Uhr kaum zur Ruhe gelegt, so verlangte wieder ein Korporal mit 10 Mann hier zu speisen und sich einzuquartieren. Allein die Offiziere wiesen sie weiter. Ich würde gern eingeschlafen seyn, aber alle Augenblicke ließ mich meine Imagination die heßlichen Räuber sehen oder ihr wildes Geschrei hören. Doch fand ich endlich Ruhe.

Zürcher Chronik
auf das Jahr 1892.

Zusammengestellt von A. E.

Januar 4. Auf dem Schneggen werden Unterhandlungen der Schweiz mit Italien in betreff eines Handelsvertrages eröffnet.

6. Die Kirchgemeindeversammlung Enge faßt endgültigen Beschluß über die Ausführung der neuen Kirche, welche auf die Bürgliterrasse zu stehen kommt und Prof. Bluntschli übertragen wird.

11. Der Kantonsrath wählt zum Präsidenten Nationalrath Locher, zum ersten Vizepräsidenten Dr. Conrad Escher, zum zweiten Vizepräsidenten Dir. Lutz. Er genehmigt die Staatsrechnung von 1891 und beräth das Budget für 1892, welches ein Defizit von Fr. 373,605 voraussieht.

13. Rektor der Universität wird Prof. Kesselring.

19. An Stelle des wegen Gesundheitsrücksichten zurücktretenden Dr. A. Bürkli wird Ingenieur Waldner in die Abgeordnetenversammlung gewählt.

25. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Architekt Gull wird mit der Ausarbeitung der definitiven Pläne für das Landesmuseum beauftragt.

31. Prof. Aloys v. Orelli, Lehrer für deutsches und Kirchen-Recht an der Universität Zürich, hervorragend als Jurist wie als Mensch, stirbt im Alter von 65 Jahren.

Februar 3. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Der Sihlkanal von der Selnaustraße aufwärts wird auf die Länge

von 24 Meter eingewölbt behufs Verbesserung des Zugangs zum Selnaubahnhof.

Februar 7. Zum Statthalter des Bezirks Zürich wird mit 10,632 Stimmen der demokratische Kandidat Müller gewählt, der liberale, Dr. Bollinger, erhält 7229 Stimmen.

15. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Nationalrath Scheuchzer reicht sein Initiativbegehren betr. Aenderung der Wahlart der Lehrer und Geistlichen ein. Bei Beratung des Rechenschaftsberichtes werden Anregungen gemacht, es sollten die jetzt noch disponibeln Wasserkräfte dem Staate erhalten bleiben. Der Regierungsrath wird eingeladen, die Frage der Ausdehnung der Hagelversicherung zu prüfen. Der gegen die Fremdenpolizei gerichtete Antrag Greulichs, es solle keinem Beamten des Kantons, der Bezirke und Gemeinden gestattet sein, Nachforschungen über politische Gesinnung von Kantonseinwohnern anzustellen, wird nach lebhafter Diskussion abgelehnt.

22. Von Prof. Aloys von Orelli erhält die staatswissenschaftliche Fakultät ein Legat von Fr. 80,000, ebenso die Stadt Zürich ein solches von Fr. 20,000 zur Vertheilung an verschiedene stadtbürgerliche Fonds.

28. In Enge stirbt Major Heinrich Pestalozzi, langjähriges Mitglied des Gemeinderathes und eifriger Förderer von Werken christlicher Liebesthätigkeit.

29. Die Stadtschulpflege beschließt, das Lehrerinnenseminar von der höhern Töchterschule zu trennen. Zum Rektor des Seminars wird Dr. Stadler, zum Rektor der höhern Töchterschule Dr. Weilbrecht gewählt.

März 4. Frau Escher-Bodmer auf Mariahalden in Erlenbach bestimmt ihr Landgut und den größten Theil ihres Vermögens für eine Stiftung zu Gunsten schwachsinniger Kinder.

9. Bei der Preisvertheilung für die besten Entwürfe zu einer neuen Tonhalle erhält den ersten Preis Bruno Schmitz in Berlin, den zweiten Architekt Kuder von Zürich, in Straßburg, den dritten Professor Frentzen in Aachen.

11. Im Auftrag des Hochschulvereins erläßt ein Comité einen Aufruf zur Stiftung von Büsten für die Professoren Friedrich Horner und Alexander Schweizer.

März 19. Zum Direktor des Landesmuseums wird vom Bundesrath Konsul Angst in Zürich gewählt.

20. Im ersten eidgenössischen Wahlkreis siegt bei der Ersatzwahl in den Nationalrath Oberst Meister mit 10,337 Stimmen über den Sozialisten Lang (5599) und den Demokraten Amsler (3585).

23. In Nizza stirbt Karl Fierz-Landis, ein bedeutender Finanzmann und feinsinniger Förderer der Kunst.

24. In der Altstadt und den Ausgemeinden werden „Freisinnige Kreisvereine" gegründet, als Träger einer neuen politischen Gruppirung, die unter Ausscheidung des rechten Flügels der bisherigen liberalen Partei eine Verschmelzung dieser mit der demokratischen Partei anstrebt.

25. Es werden Schritte gethan zur Erhaltung des Kaufhauses.

April 4. Das Sechseläuten wird nach alter Weise (diesmal ohne Umzug) gefeiert.

19. Der schweizerisch-italienische Handelsvertrag wird in Zürich unterzeichnet.

Die Leiche des in Wien verstorbenen Bildhauers Natter, des Schöpfers des Zwinglidenkmals, wird in Zürich der Feuerbestattung übergeben.

Konstituirende Sitzung der Abgeordnetenversammlung. Eintheilung der Stadt in 5 Kreise. Den Vorsitz führt Erziehungssekretär Grob, Generalreferent für die XXI-er Kommission ist Dr. P. Usteri.

22. Es bildet sich ein „Gemeindeverein für die vereinigte Stadt Zürich", der hauptsächlich die konservativen Ansichten vertreten und die von der liberalen Partei abgetrennten Elemente umfassen soll.

25. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Die Motion Krebs betr. Verbot des Handels mit Prämien- und Anleihensloosen wird angenommen.

29. Hochschulfeier. Rektor Kesselring hält einen Vortrag über: Die Stellung des Christenthums in der Geschichte der Religionen.

Mai 1. Abgeordnetenversammlung. Die Zahl der Stadträthe wird auf 9 festgesetzt und auch dem Stadtpräsidenten ein Departement zugetheilt.

Mai 4. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Beim Regierungsrath wird zu Handen des Eisenbahndepartements die Ausmündung der Linie Thalweil-Zug in das Sihlthal beim Forsthaus befürwortet.

5. Der Große Stadtrath beräth den Schenkungsvertrag mit der neuen Tonhallegesellschaft. Die Stadt überläßt einen Platz und zahlt einen Beitrag von Fr. 300,000. Der Antrag der Subkommission, die Subvention an die Bedingung zu knüpfen, daß Bauleitung und Ausführung inländischen Fachleuten übergeben werden, wird abgelehnt.

7. Abgeordnetenversammlung. Es wird beschlossen, ein einziges Zentral-Zivilstandsamt zu errichten.

8. Die Behörden der alten Stadt Zürich werden sämmtlich für den Rest der Amtsdauer bestätigt.

In der Volksabstimmung wird die Gründung einer Pflegeanstalt in Wülflingen mit 36,063 Ja gegen 17,394 Nein angenommen, ebenso die Erstellung eines Klinikgebäudes für Augenheilkunde in Zürich mit 41,021 Ja gegen 12,354 Nein, verworfen dagegen die Vorlage betreffend ökonomische Besserstellung der Bezirksrichter mit 28,742 gegen 22,291 Stimmen.

9. Die Abgeordnetenversammlung behandelt das Polizeiwesen. Die Feuerwehr, ebenso die Aufsicht über die Hunde werden demselben zugetheilt, nicht, wie auch beantragt, dem Bau- resp. Gesundheitswesen.

10. Probefahrt der Dampfschwalben.

14. Die Grundsteinlegung der neuen Kirche in Enge wird durch eine Rede von Regierungsrath Nägeli und einen Gottesdienst im Freien gefeiert.

Abgeordnetenversammlung. Das Bauwesen wird behandelt und im Sinne der Kommission erledigt. Die Licht-, Wasser- und Elektrizitätswerke bleiben bei der Bauverwaltung.

20. Konstituirende Sitzung des Großen Stadtrathes. Präsident wird Dr. Ryf, Vizepräsident Dr. Spöndli.

27. Die Abgeordnetenversammlung beschließt die Uebernahme der Gewerbeschule, sowie die spätere Uebernahme der Kleinkinderschulen, ferner die Gründung von unentgeltlichen Volksbibliotheken.

Mai 30. Abgeordnetenversammlung. Die Lehrmittel an der Primar- und Sekundarschule werden unentgeltlich abgegeben, dagegen nicht am Seminar.

Juni 4. Bei der Beurtheilung der Entwürfe für ein neues Postgebäude wird kein erster Preis ertheilt.

11. Die Abgeordnetenversammlung beschließt: Der Stadtrath bestimmt alljährlich die Lohnansätze für die im Taglohn bediensteten Arbeiter, wobei als Minimallohn für den zehnstündigen Arbeitstag Fr. 4 zu Grunde zu legen sind. Einheimische sind besonders zu berücksichtigen. Für die städtischen Bauunternehmer ist in diesem Sinne ein Pflichtenheft aufzustellen.

12. Beginn eines von der Stadtschützengesellschaft veranstalteten Ehr- und Freischießens im Sihlhölzli.

13. Abgeordnetenversammlung. Ein Antrag von Vogelsanger betr. Arbeitsnachweis durch die Stadt wird angenommen, ein solcher auf Gründung von Gemeindewerkstätten für arbeitslose Frauen und Mädchen mit 62 gegen 31 Stimmen abgelehnt.

20. Aus den Verhandlungen des Kantonsrathes. Der Gemeinde Außersihl wird neuerdings ein Darlehen von Fr. 250,000 bewilligt, und eine Garantiebetheiligung bis auf Fr. 25,000 für den Ankauf des Saurer'schen Patents einer Dampfstickmaschine beschlossen.

22. Abgeordnetenversammlung. Die in 20 Sitzungen durchberathene Gemeindeordnung wird in der Schlußabstimmung angenommen, nachdem der Beschluß betreffend das Pflichtenheft für die Akkordanten auf einen Wiedererwägungsantrag von Oberst Wirz und einen Vermittlungsantrag Vogelsangers hin fallen gelassen worden war.

27. Im „Bauernbund" erscheint ein Entwurf zum Initiativbegehren betr. Abschaffung der Pensionen für Lehrer und Geistliche.

Juli 2. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Der Gemeinde Enge wird die Ausführung einer Landanlage im See vor dem Belvoirpark gestattet.

5. Auf einer Reise nach der Schweiz stirbt der in Rom niedergelassene Zürcher Maler Salomon Corrodi.

Juli 17. Die „Harmonie" macht eine Sängerfahrt nach Karlsruhe, wo sie aufs Freundlichste empfangen wird und im Wettgesang einen ersten Preis erhält.

20. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Beim Großen Stadtrath wird ein Nachtragskredit von Fr. 9500 für Umbau der Gasapparate in Riesbach nachgesucht.

23. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Ein Vertragsentwurf mit dem eidg. Militärdepartement betr. Erstellung eines neuen Zeughauses in Winterthur wird genehmigt.

24. Die Gemeindeordnung für Neu-Zürich wird mit 11,702 gegen 1195 Stimmen angenommen.

25. Aufrichtung des Baugespanns für das Landesmuseum.

August 2. Eröffnung der Sihlthalbahn.

3. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Die Helmhaushalle wird zur Ausstellung des preisgekrönten Modells des Telldenkmals in Altdorf von Richard Kisling eingeräumt.

15. Das Knabenschießen wird zum letzten Mal nach alter Weise gefeiert.

23. In den Stadtrath von Neu-Zürich werden gewählt die Herren Pestalozzi, Usteri, Koller, Walcher, Grob, Hasler, Schneider, Vogelsanger, Fritschi-Zinggeler. Der Erstgenannte wird zum Präsidenten erwählt.

Im Großen Stadtrath sitzen 61 Freisinnige, 35 Demokraten, 13 Sozialisten, 7 Konservative.

26. Oberstlieutenant Conradin von Zürich, Kommandant der Ostfront der Gotthardbefestigung, verunglückt in Andermatt durch Sturz vom Pferde.

28. Die Gemeindeversammlung bewilligt nach Antrag des Stadtrathes einen Nachtragskredit von Fr. 380,000 für das Landesmuseum. Die Baupläne für dasselbe und der Kostenvoranschlag im Betrage von Fr. 1,800,000 werden genehmigt.

30. Der Stadtrath der erweiterten Stadt Zürich konstituirt sich und wählt zu seinem Vizepräsidenten Fritschi-Zinggeler. Vorstand des Finanzwesens wird Hasler, des Steuerwesens Koller, des Polizeiwesens Vogelsanger, des Gesundheitswesens Fritschi, des Bauwesens Usteri, des

Schulwesens Grob, des Vormundschaftswesens Walcher, der bürgerlichen Verwaltung Schneider.

September 4. Wahl der Zentralschulpflege für Neu-Zürich.

8. Der Stadtrath der erweiterten Stadt Zürich wählt Bausekretär Wyß zum Stadtschreiber und erläßt eine Verordnung zur Abwehr der Cholera.

14. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Bei Anlaß einer Reparatur des Thurmknopfes der Fraumünsterkirche werden demselben mehrere Schriftstücke einverleibt, u. a. die Gemeindeordnung, das Zutheilungsgesetz, ein neuer Stadtplan und Tagesblätter.

15. Das zweite Spieljahr des Stadttheaters wird mit der Aufführung von Goethe's „Iphigenie" eröffnet.

17. Großer Stadtrath der erweiterten Stadt Zürich. Eröffnung durch eine Rede des Stadtpräsidenten Pestalozzi. Zum Präsidenten wird Dr. Conrad Escher, zu Vizepräsidenten werden Dr. Amsler und Oberst Wirz gewählt. Sekretäre und Stimmenzähler werden proportional der Stärke der Parteien gewählt.

19. Aus den Verhandlungen des Kantonsrathes. Die Initiative Scheuchzer betr. Abänderung der Wahlart der Geistlichen und Lehrer wird verworfen, dagegen der Antrag der Kommissionsmehrheit (6jährige Amtsdauer der Geistlichen und Lehrer, Bestätigung durch das absolute Mehr der Stimmenden [nicht Stimmberechtigten]) angenommen.

25. Es finden die Wahlen in die Kreisschulpflegen statt.

Oktober 4. Der Ausschuß der neuen Tonhallegesellschaft beschließt, die Ausarbeitung der definitiven Baupläne Fellner & Helmer in Wien zu übergeben, worüber bei den zürcherischen Architekten große Unzufriedenheit entsteht.

5. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Die Erd- und Maurerarbeiten für das Landesmuseum werden Locher & Co. übergeben.

22. Der Ausschuß der Tonhallegesellschaft wählt eine Kommission, welche die von Architekt Gull gegen Helmer & Fellner erhobenen Anklagen wegen falscher Berechnung des Kubikinhaltes zu prüfen hat.

Oktober 24. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Eine kantonsräthliche Kommission wird mit Berichterstattung über den Nothstand der Landwirthschaft beauftragt. Der Rath tritt in die Berathung eines neuen Baugesetzes ein.

November 1. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Die Motionen Meister, Ernst, Stößel, von welchen die erste Förderung der gewerblichen Berufsbildung, die zweite Ausbildung des Fortbildungsunterrichts, die dritte Erweiterung der Volksschule fordert, werden angenommen.

4. Eine Ansicht des planirten Dolderunternehmens, das auf der Liegenschaft zum Dolder ein Kurhaus errichten und dasselbe durch eine Drahtseilbahn mit der Stadt verbinden will, wird im Helmhaus ausgestellt.

Die vom Ausschuß der Tonhallegesellschaft niedergesetzte Untersuchungskommission kommt zum Schlusse, daß die von Architekt Gull gegen die Wiener Architekten erhobenen Anklagen zu weitgehend seien, indem von einer dolosen Handlung nicht die Rede sein könne.

5. Der Stadtrath der erweiterten Stadt wählt als Stadtarzt Dr. Leuch und bestimmt die Form des Amtssiegels. Die Stadt wird in 4 Polizeibezirke eingetheilt, deren erster die Kreise I und II umfaßt.

8. Kirchensynode auf dem Rathhaus. Mit 123 gegen 19 Stimmen wird beschlossen, es sei dem Kantonsrath als Initiativvorschlag eine Vorlage zu unterbreiten, laut welcher auf je 2000 evangelische Kantonseinwohner 1 Abgeordneter in eine Abgeordnetenversammlung zu wählen sei, welche ein neues Kirchengesetz ausarbeiten müßte. Dasselbe würde dann vom Kantonsrath begutachtet und vor die Volksabstimmung gebracht werden. Als Wahlkreise werden die Bezirke angenommen.

11. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Aus dem Nachlaß von Frau Fäsy-Hurter ist der Stadt ein Legat von Fr. 12,187 zugekommen, aus welchem jährliche Unterstützungen an bedürftige ältere Arbeiterinnen schweizerischer Nationalität ausgerichtet werden sollen.

Der Erziehungsrath lehnt die Einführung der Duden'schen Orthographie einstimmig ab, da dieselbe zu viel Inkonsequenzen zeigt.

November 13. Zum Präsidenten des Bezirksgerichts wird der bisherige Vizepräsident Ritter, zum Bezirksanwalt Statthalteradjunkt Süsli gewählt.

15. Der Große Stadtrath der erweiterten Stadt Zürich erläßt eine Verordnung betr. die Kreiswahlbureaux (690 Mitglieder), bestellt die Rechnungsprüfungskommission und das Waisenamt.

18. Der gewesene Spezereihändler und Pamphletär Dietschi wird vom Schwurgericht in Winterthur wegen Verläumdung und Beschimpfung des Bezirksgerichts Zürich zu 6 Monaten Gefängniß, Fr. 50 Buße und zur Zahlung der 1200 Franken betragenden Kosten verurtheilt.

21. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Eine von Schäppi eingebrachte Motion betr. Gründung von Koch- und Haushaltungsschulen aus dem Alkoholzehntel wird abgelehnt. Die Geschäftsleitung der Kantonalbank wird von den gemachten Verlusten entlastet und Bericht und Rechnung für 1891 genehmigt.

23. Die Generalversammlung der neuen Tonhallegesellschaft billigt die bisherige Thätigkeit der Gesellschaftsorgane und läßt die Pläne von Bluntschli und Fellner & Helmer nochmals prüfen.

26. Der Große Stadtrath der erweiterten Stadt beräth die Militärkontrolle. Die Sektionschefs der frühern Gemeinden fallen weg und an ihre Stelle tritt ein Zentralkontrollamt.

Dezember 7. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Die der Bürgergemeinde gehörenden Fischereirechte im See, der Limmat und im Schanzengraben werden um Fr. 37,000 an den Staat verkauft.

10. Der Große Stadtrath der erweiterten Stadt Zürich nimmt die Wahl der landwirthschaftlichen Kommission, der Armenpflege, der Waisenhauspflege, der Pfrundhauskommission und der Stipendienkommission vor.

11. Die letzte Gemeindeversammlung der alten Stadt wird in der Peterskirche abgehalten. Sie beschließt Schenkung des Bürgerrechts an Kapellmeister Lothar Kempter, sowie an alle Beamten, Lehrer und Arbeiter, welche seit 1889 der Stadt treu gedient haben.

Dezember 20. Schulpräsident Hirzel wird für seine Verdienste um Zürichs Schulwesen von der philosophischen Fakultät 1. Sektion zum Doctor phil. honoris causa ernannt.

Aus den Verhandlungen des Stadtrathes der erweiterten Stadt. Es wird eine Vereinigung der Straßennamen auf dem Gebiete von Neu-Zürich vorgenommen. Beim Großen Stadtrath wird die Ermächtigung eingeholt, die Stadtverwaltung mit Neujahr zu übernehmen.

24. Der Große Stadtrath der erweiterten Stadt genehmigt einen provisorischen Vertrag mit dem „Tagblatt der Stadt Zürich", wodurch dasselbe als amtliches Publikationsmittel erklärt wird.

28. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Ein Antrag Langs auf Streichung der Fr. 3000, welche der Bund für das Fremdenpolizeibureau ausgibt, wird abgelehnt. Das Baugesetz wird in zweiter Lesung angenommen, das Budget wird genehmigt und eine Staatssteuer von 4‰ bewilligt.

Der Große Stadtrath beschließt, den Mitgliedern des engern Stadtrathes den Dank des Großen Stadtrathes und der gesammten Bevölkerung für die vortreffliche Amtsführung in besonderer Zuschrift an die einzelnen Mitglieder auszudrücken.

30. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Auf Grund des Beschlusses der Bürgergemeinde vom 11. Dezember wird das Bürgerrecht an 176 Petenten unter Erlaß der Einkaufsgebühr ertheilt.

Uebersicht

der von Oktober 1892 bis Oktober 1893 erschienenen

Beiträge und Materialien zur Geschichte von Stadt und Kanton Zürich.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Altmann, J. Aus einer alten Schulmappe. [Zür. Post 1893, Nr. 58.]

Böschenstein, E. Alt- u. Neu-Zürich. Zürich-Außersihl 1892.

Bonstetten, Albrecht von. Briefe u. ausgewählte Schriften. Basel 1893. [Quellen zur Schweizer-Geschichte. 13. Bd.]

(Bonstetten, Albert von.) — Sul viaggio dell' abbate Geroldo di Einsiedeln e di Alberto di Bonstetten a Roma. [Bollet. stor. della Svizzera ital. 1893, Nr. 3/4.]

Chronik, eine neue, über den Schwabenkrieg (von Felix Mays?). Von —r. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 33.]

Comenius-Gesellschaft, Die. Von Z(ollinger, Fr.). [Comeniana in der Stadtbibliothek und im Staatsarchiv Zürich]. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 215.]

Egli, Emil. Zwingli's Tod nach seiner Bedeutung für Kirche und Vaterland. Zürich 1893.

— — Kirchengeschichte der Schweiz bis auf Karl den Großen. Zürich 1893.

Günther, Reinhold. Geschichte des Feldzuges von 1800 in Ober-Deutschland, der Schweiz u. Ober-Italien. Frauenfeld 1893.

— — Der Uebergang des Corps Lecourbe über den Rhein bei Stein am 1. Mai 1800. Düsseldorf 1893.

Hauser, K. Der Kampf bei Veltheim 1079. Ein Beitrag zur Heimatkunde des Bezirkes Winterthur. [Landbote 1893, Sonntagspost Nr. 12/13.]

Hunziker, O. Die Staatsumwälzung des Jahres 1798 im Kanton Zürich. [Zür. Post 1892, Nr. 274/279.]

Keller, C. C. Zürch. Apotheken u. Apotheker. [Festschrift des schweiz. Apothekervereins. Zürich 1893.]

Knus, H. Denkschrift bei der Hauptreparatur der Stadtkirche zu Winterthur 1893. Winterthur 1893.

Kuhn, Dekan. Die Veste Neuenburg u. das Dorf Mammern werden von Hugo von Landenberg an Hans Leonhard von Reischach verkauft. 1522, August 7. [Thurg. Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Herausg. vom Histor. Verein des Kantons Thurgau. 32. Heft. Frauenfeld 1893.]

Liebenau, Th. v. Burgermeister vnd Rat der Stat Zürich dem Schultheissen vnd Rat ze Lutzern. 21. Aug. 1421. (Betr. mit werinen vnd waffen vff kilwy gan.) [Anzeiger f. schweiz. Geschichte 1893. Nr. 1/2.]

Messikommer, H. Alt-Zürcherische Sitten und Gebräuche. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 5 u. 8.]

Moser, Heinrich. Ernte. Skizze aus dem zürcher. Weinland. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 262.]

Muralt, E. de. Papiers de 1712. [Anzeiger f. schweiz. Geschichte 1893, Nr. 4.]

Oechsli, Wilh. Der Kanton Zürich um das Jahr 1250. [Progr. d. höhern Töchterschule 1893].

— — Aus dem Urkundenbuch der Stadt u. Landschaft Zürich. I—IV. (Der Kanton Zürich in den Jahren 1235—1254). [N. Z.-Z. 1892, Nr. 361/364 Beil.]

Reisebeschreibung eines Zürchers (Chorherr H. Hirzel) zu Anfang dieses Jahrhunderts. Von H. B. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 288.]

(Rordorf-Gwalter, Sal.) Geschichte der Familie Rordorf. Zürich 1893.

Schneider, H. Der Anteil Berns an den Friedensverhandlungen während des alten Zürichkrieges u. am Zustandekommen des endgültigen Friedens. Basel 1893.

Schweizer, Paul. Geschichte der schweiz. Neutralität. I u. II. Frauenfeld 1893.

Strickler [Joh.]. „Zwingli's Gutachten über ein Bündniß mit Konstanz, Lindau und Straßburg. Sommer 1527." [Anzeiger f. schweiz. Geschichte 1893, Nr. 4.]

Thommen, R. Eigenleute aus den Aemtern Winterthur und Frauenfeld (1350—1360). [Anzeiger f. schweiz. Geschichte 1893, Nr. 3.]

Wöber, Franz Xaver. Die Mülner von Zürich und ihr Sturz 1102—1386. (Die Miller von und zu Aichholz I.) Wien 1893.

(Winterthur.) — Der Inhalt des Kirchthurmknopfes der Stadtkirche zu Winterthur. [Landbote 1893, Sonntagspost Nr. 21/25.]

Wirz, J. Casp. Ennio Filonardi, der letzte Nuntius in Zürich. Zürich 1894.

Zeller-Werdmüller, H. Nochmals die Rapperswiler. [Anzeiger f. schweiz. Geschichte 1893, Nr. 3.]

Zwingli, Ulrico, e Francesco II Sforza (1531). [Bollet. stor. della Svizzera italiana. 1893, Nr. 8.]

Bürkli's, David, Züricher Kalender a. d. J. 1893. Zürich (1892).

— — — — 1894. Zürich (1893).

Generalregister der Publikationen der Naturforsch. Gesellschaft in Zürich und Uebersicht ihres Tauschverkehrs. Zür. 1893.

Helveticabestände, die, der Stadtbibliothek Zürich (1893).

Jahrbuch, Zürcher, für Gemeinnützigkeit. 1891. Zürich 1892.

— — 1892. Zürich (1893).

Katalog der Stadtbibliothek Winterthur. Nachtrag 1892. Winterthur.

Pestalozziblätter. Herausg. v. d. Kommission d. Pestalozzistübchens. 13 u. 14. Jahrg. Beiblatt zur „Schweiz. Pädagogischen Zeitschrift". Jahrg. 1892 u. 1893. Zürich 1892/93.

Taschenbuch, Zürcher, auf das Jahr 1893. Zürich [1892] 1893.

Politik, Volkswirthschaft.

Bericht über Handel u. Industrie im Kanton Zürich für das Jahr 1892. Herausg. v. d. Kaufmänn. Gesellschaft Zürich. Zürich 1893.

Bestimmungen, Die gesetzlichen, betr. Stimmzwangabgabe in den fünf Kantonen Zürich, Schaffhausen, St. Gallen, Aargau, Thurgau. [Zeitschrift f. schweiz. Statistik 1893, I. Q.-H.]

Frey, Jul. Das Projekt einer Fusion der Schweiz. Centralbahn u. Nordostbahn. Aarau 1893.

Kunst, Alterthümer.

Angst, H. Bauerngeschirr. [Anz. f. schweiz. Alterthumskunde 1893, Nr. 1.]

— — Ein Fund mittelalterlicher Ofenkacheln in Zürich. [Anz. f. schweiz. Alterthumskunde. 1893, Nr. 4.]

Böcklin, Arnold. Auswahl der hervorragendsten Werke. Autorisirte Ausgabe. 40 Photogravuren in Großfolio. Mit einem Verzeichniß der Werke des Künstlers. München, Photograph. Union, 1892.

Büchi, J. Kommissionsbericht über die Ankäufe an der Auktion Vincent u. über die Beziehungen des thurg. histor. Vereins zum schweiz. Landesmuseum. [Thurg. Beiträge zur vaterländ. Geschichte. Herausg. vom Histor. Verein des Kantons Thurgau. 32. Heft. Frauenfeld 1893.]

Gimmi, Walther. Schweizerische Denkmäler. Das Georg Büchner-Denkmal auf dem Gaisberg bei Zürich. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 61.]

— — — — Das Zollinger-Denkmal im botanischen Garten in Zürich [N. Z.-Z. 1893, Nr. 54.]

Händcke, B. Die schweiz. Malerei im 16. Jahrhundert. Aarau 1893.

Hunziker, J. Das Waldmannhaus zu Blickenstorf bei Baar. [Zuger Neujahrsblatt für das Jahr 1893.]

Koller-Album. In Lichtdruckbildern von Brunner u. Hauser herausg. von Gebrüder Künzli. Folio. Zürich 1892.

Messikommer, H. Sprüche an alten Häusern. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 103.]

— — Der Pfäffikersee von der Zeit der Pfahlbauten bis zur Gegenwart. (Antiquarische Gesellsch. 1893). [N. Z.-Z. 1893, Nr. 194.]

M[essikommer J.]. Grabhügel in der „Spek", Fehraltorf. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 313.]

Oechelhäuser, Ad., v. Die Entstehung der Manesse-Handschrift. [Neue Heidelberger Jahrbücher. 1893.]

Pfahlbaute Robenhausen. Von M(essikommer, J.) [N. Z.-Z. 1893, Nr. 81.]

Pfahlbauten am Greifensee. Von M(essikommer, J.) [N. Z.-Z. 1893, Nr. 122, 159, 292.]

Schweizer, Paul. Der zürcherische Stadtplan von Josias Murer. (Antiquar. Gesellsch. 1893). [N. Z.-Z., 1893, Nr. 185.]

Schweizer, P., und H. Zeller-Werdmüller. Sigelabbildungen zum Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. Herausg. v. d. Stiftung Schnyder v. Wartensee. Lief. II. Zürich 1893.

Stadtbibliothek Zürich. Katalog der Gottfried-Keller Ausstellung im Helmhause. Juli 1893. 1. u. 2. A. Zürich (1893).

Tobler-Meyer, Wilh. Der Silberschatz der Konstaffel. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 19.]

Waldmannhaus, das. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 165/167.]

Wolf, R. Joan. Anthon. Lynden, Astrolabium planispherium a. 1604. (Aus der ehemaligen „Kunstkammer" der „Bürgerbibliothek" in der Sammlung der Antiquar. Gesellschaft in Zürich.) [Vjschr. d. Naturforsch. Gesellsch. in Zürich. 37. Jg., 3/4. H., Not. 460.]

Topographie.

Adreßbuch der Stadt Zürich für 1893. Zürich 1893.

Album von Groß-Zürich. Mit 110 Photogravüren. Folio. Aarau u. Zürich, E. A. Wütherich & Co., [1892] 1893.

Bibliographie der schweiz. Landeskunde. Fasc. II^{c}. Stadt- und Ortschaftspläne, Reliefs und Panoramen der Schweiz. Herausg. v. Eidg. Topogr. Bureau. Red. v. J. H. Graf. Bern 1893.

Brüstlein, Joh. E., E. Riggenbach. Bericht betr. Zürcher Straßenbahnen. Zürich 1892.

Führer durch Zürich. Herausg. von der Offiziellen Verkehrskommission Zürich. Zürich 1893.

Gattiker, G. Zur Heimatkunde von Zürich. Zürich 1893.

Handelsregister-Adreßbuch der Schweiz. 1. Kanton Zürich. Bern und Zürich. 1892.

Hauler, J. Wegweiser von Zürich. Zürich 1892.

Heim, A. Gebirgsansicht vom Stadthausplatz Zürich. Mit Lokal-Notizen. Zürich 1892.

Karten-Collektion. Zürich, Hofer & Burger, 1892. 2. Größere Exkursionen um Zürich. 1:250,000. 3—5 Reliefkarte vom Uetliberg bis Felsenegg.

Müller, M. v. Der Zürich-See. 2. Aufl. Linz 1892. [Städtebilder.]

Orts-Lexikon, Schweizerisches. 3. Aufl. Bern [1892] 1893.

Panorama-Collektion. Zürich, Hofer & Burger, 1892. 2. Fluntern. Hotel Phönix. 3—5. Albishochwacht.

Plan von Zürich und Umgebung. 1: 10,000. 5. Aufl. Zürich, Orell Füßli, 1893.

Plan-Collektion. Zürich, Hofer & Burger, 1892. 1—3. Neu-Zürich 1892.

Raspi, E. Zürich und der Zürichsee. Zürich [1892] 1893. [Städte und Landschaften, Nr. 1—4.]

Rebstein, J. Mittheilungen über die Neuvermessung der Stadt Zürich. Zürich 1892.

Schultheß, J. J. Supplement zum neuen Bürgeretat der bisherigen Stadt Zürich auf Ende 1892. Zürich 1893.

Ziegler, J. M. Karte des Kantons Zürich, 1 : 125,000. Ausgabe 1893. Zürich (1893).

Literatur und Literaturgeschichte.

Banga, J. J. Der Pfarrerssohn von Dübendorf. 2. Aufl. Basel 1892.

Forrer, Clara. Gedichte. 2. Aufl. Zürich 1892.

Gerner, Marie. Annelis Gärtlein. 2. Aufl. Basel 1893.

Hardung, Viktor, und Hermann Stegemann. Lieder zweier Freunde. Zürich [1892] 1893.

Heinrich, J. Georg Usteri. Eine Erzählung aus dem alten Zürichkrieg. Leipzig 1893. [Aus helvet. Landen. 10 schweiz.

Erzählungen u. Novellen ꝛc. in Stolzescher Stenographie herausg. von H. Bebie. 9/10. Bdch.]

Kambli, W. Bergluft. Schweizerbilder für den Weihnachtstisch. Berlin 1892.

Keller, Gottfried. Nachgelassene Schriften und Dichtungen. Herausg. v. J. Bächtold. Berlin [1892] 1893.

Literatur-Kalender, schweiz., auf das Jahr 1893. Hg. v. Viet. Hardung. Zürich 1893.

Oehninger. Miniaturbilder. Basel, Geering, 1893.

Rahm, J. J. D'brochni Herze! Posse im Zürcher Dialekt. Aarau 1892.

Schönenberger, E. Goldene Zeit. Kinderlieder und Idyllen. Mit Illustrat. von K. Jauslin. 1. Bd. Zürich 1893.

Stern, M. R. v. Mattgold. Neue Dichtungen. Zürich 1892.

Stutz, Jakob. Die neue Eva. Lustspiel in Zürcher Mundart. Glarus 1892.

— — Die Gevatterschaft in Scheinhausen. Lustspiel in Zürcher Mundart. Glarus 1892.

— — D' Chrutwähe. Lustspiel in Zürcher Mundart. Glarus 1893.

— — Der Wittfraue Lise ist i d' Stadt ie ge diene. Lustspiel in Zürcher Mundart. Glarus 1893.

— — Die nidisch Chlefe. Lustspiel in Zürcher Mundart. Glarus 1893.

— — Luftschlösser. Lustspiel in Zürcher Mundart. Glarus 1893.

Isler, Alexander. Ein kleiner Beitrag zu den Beziehungen Christoph Martin Wielands zu der Schweiz. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 88.]

Biographie, Nekrologe.

Brandt, M. G. W. Mathilde Escher. Basel 1892.

Ernst, A. W. Heinrich Leuthold. Mit ungedruckten Gedichten u. Briefen. 2. Aufl. Hamburg 1893.

Frey, Ad. Erinnerungen an Gottfried Keller. 2. Aufl. Leipzig 1893.

Luginbühl [R.]. Nachtrag zum Briefwechsel des Ph. A. Stapfer u. Paul Usteri. [Anzeiger f. schweiz. Geschichte 1893, Nr. 1/2.]

Meyer v. Knonau, G. Elisabetha Pfenninger. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 19.]

Reichesberg, Naum. Friedrich Albert Lange als Nationalökonom. [Berner Beiträge zur Geschichte der Nationalökonomie. Herausg. von A. Oncken. Nr. 4. Bern 1892.]

Waldmann, F. Lavater's Korrespondenz nach Rußland. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 86/87.]

Bodmer, Karl. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 145.] K. B., von M. [Zür. Post 1892, Nr. 292.]

Furrer, Jonas, Dr. [Landbote 1893, Nr. 99.]

Meyer, Joh. u. Heinrich. Von R. Wolf. [Vjschr. d. Naturforsch. Gesellsch. in Zürich. 38. Jahrg., 2. H., Not. 465.]

Muralt, Leonh. v. Von R. Wolf. [Vjschr. d. Naturforsch. Gesellsch. in Zürich. 38. Jahrg., 1. H., Not. 464.]

Oberkan, Joh. Heinrich. Von R. Wolf. [Vjschr. d. Naturforsch. Gesellsch. in Zürich. 37. Jahrg., 3./4. H., Not. 460.]

Trudel, Dorothea. — Aus dem Leben u. Heimgang der Jungfr. D. T. von Männedorf. 9. Aufl. Basel 1892.

Wyß, Georg v. — Der Rücktritt Prof. G. v. W. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 129.]

Biographie, Allgemeine Deutsche. 34. u. 35. Band. Leipzig 1892/93. Darin: 34. Band: Sidler, Georg Joseph (Meyer v. Knonau); Simler, Joh. Wilhelm (Röthe); Simmler, Joh. Jakob (G. v. Wyß); Simmler, Josias (G. v. Wyß); Schnell, Ludwig (Hunziker); Sommer, Wilhelm (Franz Brümmer); Scheuchzer, Johannes (G. v. Wyß); Scheuchzer, Joh. Jakob (G. v. Wyß); Schinz, Joh. Heinrich (G. v. Wyß); Schweizer, Alexander (Meili). — 35. Band: Stähelin, Georg (A. Schumann); Stapfer, Philipp Albert (Alfred Stern); Staub, Johannes (Franz Brümmer); Staub, Joh. Jakob (Wartmann); Stauffer, Karl (Paul Schlenther); Steffan, Arnold (Hyac. Holland); Steiger, Jak. Robert (Meyer von Knonau); Steinbrüchel, Joh. Jakob (Hunziker); Steiner, Wernher (G. v. Wyß).

Portrait-Gallerie, Schweizerische. Heft 46/55. Zürich 1892/93. Darin: Wolf, J. Rudolf; Billwiller, Rob. Aug.; Orelli, Alois v.; Widmer-Heußer, Caspar; Pestalozzi, Hans; Wißmann, Joh. Jakob; Forel, August Henry; Stößel, Johannes; Zschokke, Erwin; Hofmeister, Diethelm Salomon; Meyer, Th. K. Alb.; Haggenmacher, Heinrich; Bleuler-Hüni, Konrad; Locher, Joh. Albert.

---

† Aeberli, J. J. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 15/17.]

† Arbenz, Otto. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 52.]

† Brandenberger, Gottlieb. Von Sch. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 59.]; [Zür. Post 1893, Nr. 48.]; Von —n. [Landbote 1893, Nr. 50.].

† Bürkli, Konrad. Von E(mil). F(rey). N. Z.-Z. 1893, Nr. 54.]; [Zür. Post 1893, Nr. 47.]

† Brunner, Johann. [Landbote 1893, Nr. 10.]

† Corrodi, Salomon. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 348.]

† Eßlinger, Reinhold. Von K(esselring, H.). [N. Z.-Z. 1893, Nr. 244.].

† Färber, Anton. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 308.]; [Landbote 1892, Nr. 261.]

† Fritz, Hermann. — † Prof. Hermann Fritz. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 233.]; [Landbote 1893, Nr. 193.]; Von H. [Schweiz. Bauzeitung 1893, Bd. XXII, Nr. 7.]

† Fröbel, Theodor. — Theodor Fröbel †. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 283.]

† Grob-Zundel, Karl. Von P(estalozzi, Otto). [Zürch. Freitagsztg. 1893, Nr. 34.]; [N. Z.-Z. 1893, Nr. 236 u. 303.]

† Hasler, Eduard. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 261.]; [Landbote 1893, Nr. 217/220.]

† Heußer, Theodor. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 18.]; [Zür. Post 1893, Nr. 16.]

† Hiestand, Gottfried. Von B. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 211.]; [Zür. Post 1893, Nr. 174.]

† Hirzel, Arnold. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 303.]

† Hirzel, Eduard. Von H(irzel)-B(urkhard, Rud.). [Zürch. Freitagsztg. 1893, Nr. 33.]

† Hofmeister, Diethelm. Von P(estalozzi, Otto). [Zürch. Freitagsztg. 1893, Nr. 19.]; L. P(estalozzi, Ludwig). [Ev. Wochenbl. 1893, Nr. 19/20.]; Von Orelli. [Kirchenfreund Nr. 10.]; [N. Z.-Z. 1893, Nr. 130.]

† Landolt, Giacomo. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 122.]

† Meyenburg, Viktor v. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 56.]

† Mousson-v. May, Heinrich. Von P(estalozzi, Otto). [Zürch. Freitagsztg. 1893, Nr. 28.]

† Müller-Wegmann, Joh. [Zürch. Freitagsztg. 1893, Nr. 39.]; [N. Z.-Z. 1893, Nr. 270.]

† Müller, Joh. Heinr. Von Winkler. [Ev. Wochenbl. Nr. 39.]

† Näf, Robert. Von A(lbert). W(egmann). [N. Z.-Z. 1893, Nr. 87/90.]

† Orelli, Heinrich v. [Zürch. Freitagsztg. 1893, Nr. 41]; [N. Z.-Z. 1893, Nr. 282.]

† Rühl, Fritz. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 184.]

† Ryf, Joh. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 4.]

† Schellenberg, Jakob. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 240 u. 251.]

† Schenkel, Kaspar. Von —r. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 111.]

† Schneebeli, Heinrich. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 235/236.]

† Schwarz, Gottlieb. — † Alt-Stadtrath Gottlieb Schwarz. Von W(egmann)-E(rcolani). [N. Z.-Z. 1893, Nr. 212.]; Von St. [Freitagsztg. 1893, Nr. 30.]

† Schwarzenbach-Suter, Friedrich. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 16.]; [Landbote 1893, Nr. 17.]

† Spörri-Brunner, Christian Friedrich. [Freitagsztg. 1893, Nr. 34.]; [Zür. Post 1893, Nr. 198.]

† Stockar-Escher, Anna. Von L. P(estalozzi). [Evangel. Wochenbl. Nr. 14.]; Von P(estalozzi, Otto). [Freitagsztg. 1893, Nr. 14.]; Von U(lrich). M(eister). [N. Z.-Z. 1893, Nr. 91.]; Leichenrede von Pfarrer Ritter.

† Stuber, Julius. [N Z.-Z. 1893, Nr. 264/265.]; [Landbote 1893, Nr. 220/226.]

† Surber, Rudolf. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 208.]

† Tobler, Leonhard. Von J(akob). B(ächtold). [N. Z.-Z. 1892, Nr. 319.]; [Zürch. Freitagsztg. 1892, Nr. 47.]

† Ulrich, Melchior. Von P(estalozzi, Otto). [Zürch. Freitagsztg. 1893, Nr. 30.]

† Usteri, Joh. Kasp. Georg. [Zürch. Freitagsztg. 1892, Nr. 51.]; [Ev. Wochenbl. Nr. 51, v. G. R. Zimmermann.]

† Vogel-Saluzzi, Heinrich. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 23.]

† Volkmar, Gustav. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 12/13.]; Von C(hrist, Paul). [N. Z.-Z. 1893, Nr. 52/54.]; [Zür. Post 1893, Nr. 10.]; [Landbote 1893, Nr. 10.]

† Werdmüller, J. C. Von E(mil). M(üller). [N. Z.-Z. 1892, Nr. 284 u. 291.]

† Wiesendanger, Ulrich. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 97/101.]; [Zür. Post 1893, Nr. 85.]; [Landbote 1893, Nr. 83.]

† Winkler, J. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 246.]
† Zweifel, Joh. Ulrich. [N. Z.-Z. 1893, Nr. 26.]

Neujahrsblätter auf 1893.

Antiquarische Gesellschaft. H. Zeller-Werdmüller, Mittelalterliche Burganlagen der Ostschweiz.

Feuerwerkergesellschaft. Ad. Bürkli-Meyer, das Schweizerregiment von Roll in englischem Dienste 1795—1816. — Hans Pestalozzi, Chronik der schweizer. Artillerie von 1888 bis 1891.

Hülfsgesellschaft. (Ign. von Ah.) Wie sorgt das Land Unterwalden (ob und nid dem Kernwald) für seine Armen und Kranken?

Künstlergesellschaft. (R. Pestalozzi-Wiser), Leben des Malers und Schriftstellers August Bachelin.

Musikgesellschaft. O. Lüning, Hektor Berlioz.

Naturforschende Gesellschaft. Aug. Forel, die Nester der Ameisen.

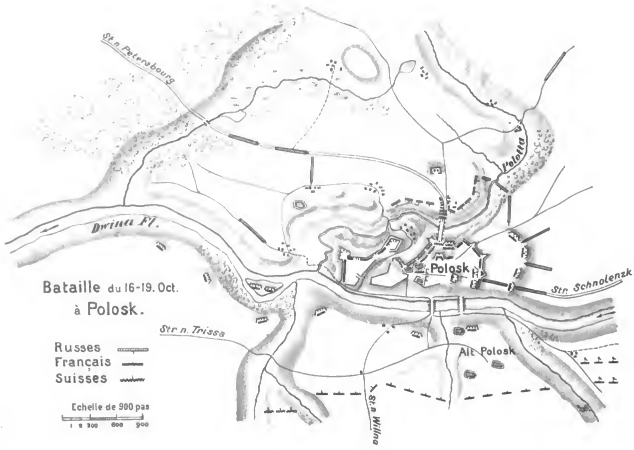
Stadtbibliothek. Theod. Vetter, Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Waisenhaus. (Wilh. von Muralt), Leonhard von Muralt, med. Dr.

Hülfsgesellschaft Winterthur. H. Morf, Volksbildung und Volksschule in geschichtlicher Beleuchtung.

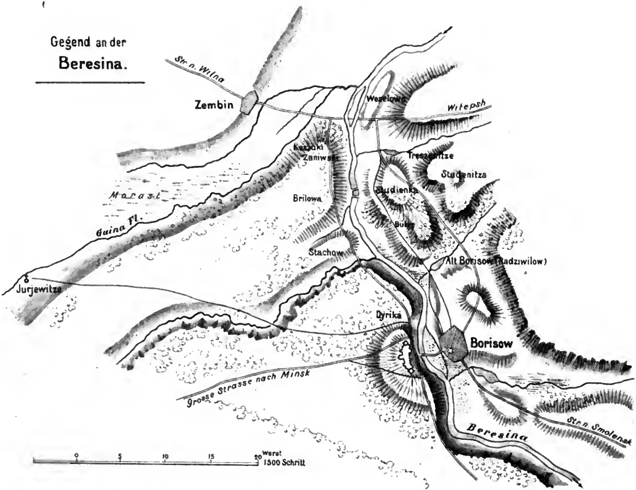
Stadtbibliothek Winterthur. (Ein Neujahrsblatt auf 1893 ist nicht erschienen.)

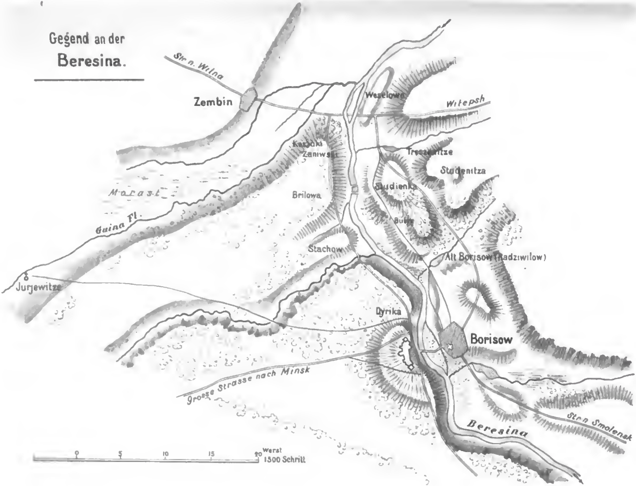
Druck von Ulrich & Co. im Berichthaus.

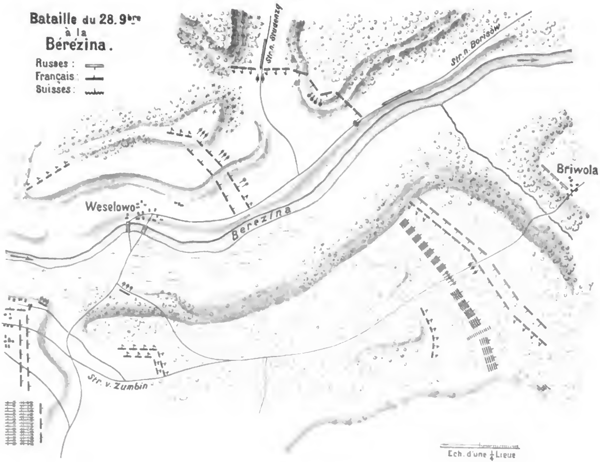


Bataille du 16-19. Oct.
à Polosk.
Russes
Français
Suisses
Echelle de 900 pas
1 2 300 600 900
St n. Petersbourg
Dwina Fl.
Polotta
Polosk
Alt Polosk
Str. Schnolenzk
Str n. Trissa
St. n Willna

Gegend an der Beresina.




Gegend an der
Beresina.
Str. n. Wilna
Zembin
Weselowo
Witepsh
Studienka
Studenitza
Brilowa
Morast
Gaina Fl.
Stachow
Alt Borisow (Radziwilow)
Jurjewitze
Dyrika
Borisow
Grosse Strasse nach Minsk
Str. n. Smolensk
Beresina
0
5
10
15
20 Werst
1500 Schritt



Bataille du 28. 9bre à la Bérézina.
Russes :
Français :
Suisses :
Str. n. Studenzg
Str. n. Borisow
Briwola
Weselowo
Berezina
Str. v. Zumbin
Ech. d'une ¼ Lieue